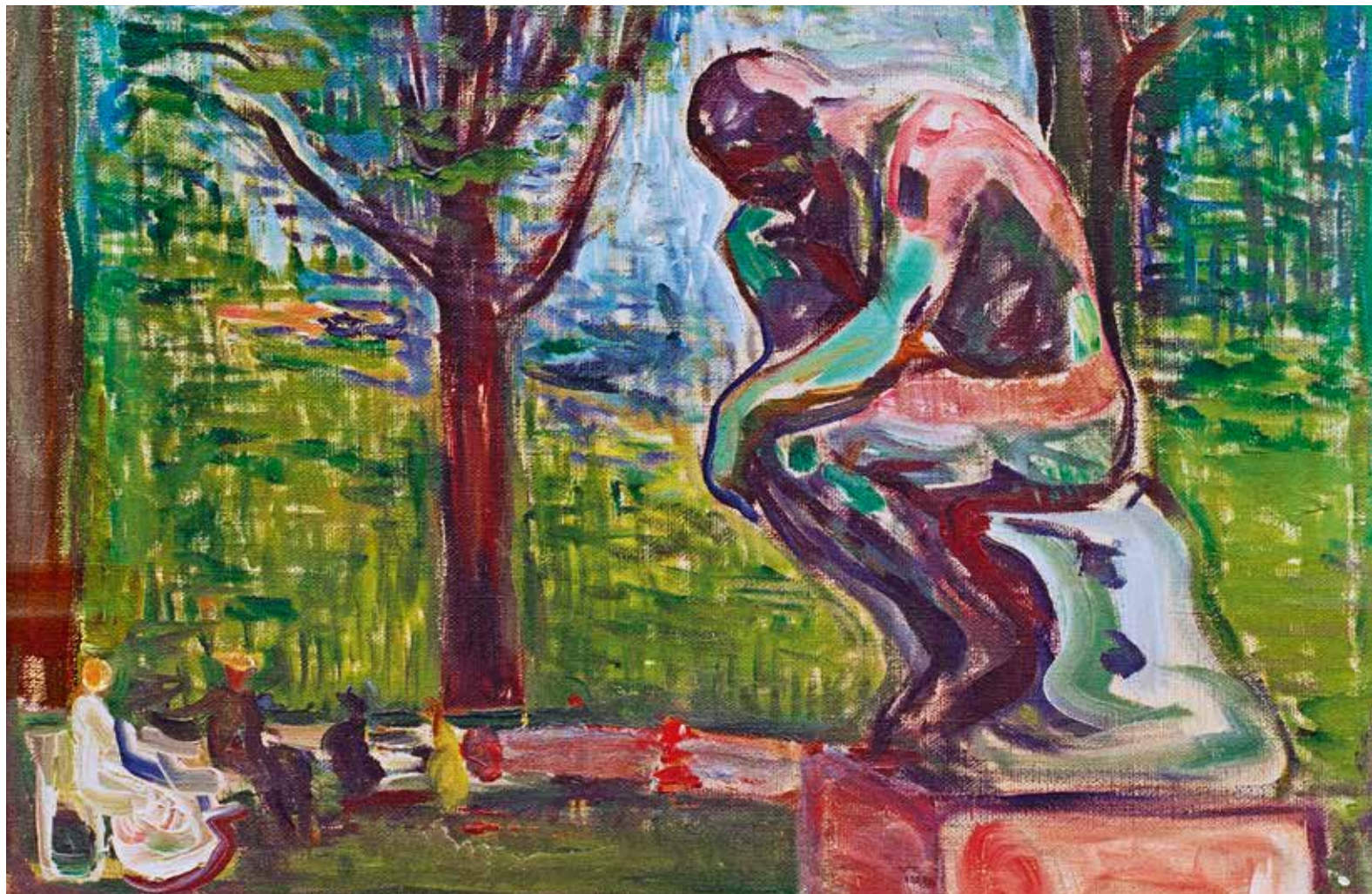


Neues Design, neue Autoren, mehr Literatur und Kunst, mehr Humor

Nummer 33 – 13. August 2020 – 88. Jahrgang  
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## Kurzschluss im Superhirn

*Florian Schwab* über das grandiose Scheitern des milliardenteuren Human Brain Project an der ETH Lausanne

## «Ich unterstütze Trump»

Internet-Milliardär Peter Thiel im Gespräch mit *Roger Köppel* über Gott, den Westen, die Zukunft und den Wahnsinn des amerikanischen Wahlkampfes

## Wie es Schweden wirklich geht

*Johan Norbergs* nüchterne Bilanz zum Sonderweg der Skandinavier

4 194707 006904  
33



CRESTA  
PALACE



# GRENZENLOS GOLFEN

AB CHF 649.00

Nirgends ist das Grün so grün. Mit der Platzreife sind Sie bereit für den Traum eines jeden Golfspielers – die beiden Golfanlagen des Engadin Golf Clubs in Samedan und Zuoz-Madulain. Aber beschweren Sie sich nicht bei uns, wenn die atemberaubende Bergkulisse Sie ablenkt.

Das Angebot beinhaltet folgende Leistungen:

- 3 Übernachtungen inkl. Frühstück
- Unlimitiertes Golfen auf den Engadiner Golfplätzen (Samedan und/oder Zuoz-Madulain)
- Gutschein für Behandlung im „vita pura“ Spa im Wert von CHF 30
- Gutschein für Restaurantleistungen im Wert von CHF 30
- 1 Überraschungsgeschenk
- Benutzung der Bergbahnen und ÖV inklusive
- Kostenloser Eintritt in unser 1'200 m<sup>2</sup> „vita pura“ Spa
- Tägliches Kuchenbuffet, kostenfreie Minibar



**BUCHEN SIE DIREKT HIER**

CRESTA PALACE · 7505 Celerina / St. Moritz · Via Maistra 75  
T +41 (0)81 836 56 56 · [www.crestapalace.ch](http://www.crestapalace.ch)

## Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

**G**ut möglich, dass die Corona-Pandemie nicht nur die Welt, sondern auch die *Weltwoche* etwas verändert hat. Die letzten Wochen und Monate hatten etwas Lähmendes, manchmal Deprimierendes. Aber sie hatten auch etwas Beflügelndes. Jedenfalls motivierten sie uns, immer wieder nach journalistischen Fluchtwegen aus der Tristesse des Lockdowns zu suchen, andere Themen, andere Autoren, andere Blickwinkel aufzuspüren, die Freiheiten voll auszunutzen, die zur Tradition dieser einzigartigen schweizerischen Zeitung gehören. Vor allem hatten wir das dringende Bedürfnis, der Düsternis der Krankheit auch etwas fundierte Zuversicht, ja Heiterkeit entgegenzusetzen.

Ausnahmezeiten sind kreative Zeiten. So garte über Monate die Idee für dieses Redesign. Wir hatten den Eindruck, die *Weltwoche* sei in den letzten Jahren vielleicht etwas zu sehr eingeschliffen in den tagespolitischen Fronten. Mag sein, dass das politische Engagement des Verlegers dieses Gefühl noch verstärkte. Oder vielleicht öffnete uns Covid auch einfach nur die Augen für den Reichtum, der in der Tradition dieser Zeitung drinsteckt. Wir gingen im Wortsinn über die Bücher, blätterten staunend durch die alten Jahrgangsbände und hoben, wie wir hoffen, ein paar Schätze der Vergangenheit, um sie zusammen mit neuen Ideen wieder zum Funkeln zu bringen. Das Resultat dieser Bemühungen halten Sie jetzt in Ihren Händen.

Im Grunde ist es verrückt, was wir gemacht haben. Während viele Medienhäuser ihre Kulturteile zusammenstreichen oder lifestylemässig umtopfen, baut die *Weltwoche* ausgerechnet ihren Kulturteil massiv aus. Unter dem Titel «Literatur und Kunst» – so hiess das Ressort schon bei der *Weltwoche*-Gründung – erscheinen wöchentlich mindestens zwölf Seiten zu Büchern, Film, Fernsehen, Musik oder Theater. Wir gehen zurück zu den Wurzeln: Kein Debattismus. Künstler und Werk stehen im Mittelpunkt. Die Faszinationskraft der Stoffe soll wieder freigelegt werden. Als Herausgeber stösst Dr. Daniel Weber zur *Weltwoche*, einer der herausragenden Journalisten der Schweiz, promovierter Germanist, Feuilleton- und Filmredaktor der NZZ, während 20 Jahren Chefredaktor

des Monatsmagazins *NZZ Folio*. Neu dabei als Kulturredaktor ist auch Anton Beck, ein junger hoch talentierter Autor aus dem Fürstentum Liechtenstein. Herzlich willkommen!

Der Charme der Tradition: Weitere Gefässe aus früheren Epochen kommen rundum erneuert zurück. Das «Tagebuch» im vorderen Heftteil steht Persönlichkeiten aller Sphären und Gesinnungen offen. «Blick in die Zeit» lautete von den 30ern bis in die 60er Jahre eine anekdotisch-feuilletonistische Rubrik, die sich aus *Weltwoche*-Sicht interessanten Phänomenen widmet. Langjährige Leser erinnern sich vielleicht noch an das Magazin *Weltwoche Leader* aus den 80er Jahren. Es wird reaktiviert und in die *Weltwoche* integriert als neues Ressort mit neuem Konzept unter der Verantwortung von Wirtschaftschef und Chefredaktionsmitglied

*Während viele Medienhäuser ihre Kulturteile zusammenstreichen, bauen wir die Kultur massiv aus.*

Beat Gygi. «Leader» behandelt schwerpunktmässig Führungsfragen in allen Lebenslagen: Leadership in Unternehmen, in Kinderkrippen, Klassik-Orchestern, Grenadierkompanien oder bei der Heilsarmee – die Möglichkeiten sind grenzenlos. Den Anfang macht ein zweiteiliges Interview mit dem IT-Unternehmer Peter Thiel, einer der grossen Figuren des Silicon Valley.

Unabhängig, kritisch, gut gelaunt: Um dem inoffiziellen Leitspruch unserer Reaktion noch wirksamer nachzuleben, erscheinen ab dieser Ausgabe verstreut durchs ganze Blatt Cartoons und Witzzeichnungen im Stil angelsächsischer Vorbilder, darunter auf der Leserbriefseite auch der Kultklassiker «Hägar, der Schreckliche» aus einer Zeit, als die politische Korrektheit noch nicht einmal ein Gerücht war. Neu gestaltet haben wir auch den Bereich «Leben heute». Neben den bewährten Kolumnisten – wieder dabei Mark van Huissing mit dem *Weltwoche*-Klassiker «Wunderbare Welt» – sind ganz neue Elemente zu finden. Speziell zu erwähnen ist die Kolumne «Zeitzeichen» über stilbildende Symbole der Gegenwart. Autor ist David Schärer,

Unternehmer, Werber, hoch erfolgreicher Mitgründer der Kommunikationsagentur Rod, die unter anderem die Operation Libero zu einem Faktor der Schweizer Politik gemacht hat. Wir freuen uns sehr, dass David Schärer mit seinem Esprit und seiner Intelligenz die *Weltwoche* bereichert. Verantwortlich für «Leben heute» ist der profilierte Kultur- und Gesellschaftsjournalist Benjamin Bögli.

Den neuen grafischen Auftritt auf edlem Schweizer Papier gestaltete unser Art Director Daniel Eggspühler in konzeptioneller Zusammenarbeit mit dem Chefredaktor und mit Inlandchef Erik Ebnetter. Inspiration lieferte die *Weltwoche*-Tradition (siehe nächste Seite), aber auch die angelsächsische Magazin-Ästhetik von *New Yorker*, *Atlantic Monthly*, *Rolling Stone* bis hin zum *Spectator*. Im Unterschied zu Online-Trends mit Bewegtbild und visuellen Effekten setzt die *Weltwoche* auf erwachsene Design-Klassik, auf dosierte Bebilderung und auf die Sprache als nach wie vor präzisestes Instrument zur Darstellung der Wirklichkeit. Als Illustratoren der Kolumnen konnte Eggspühler die Künstler Lev Kaplan (Ukraine), Fernando Vincente Sanchez (Spanien) und Kai Felmy (Deutschland) gewinnen. Oberstes Ziel der *Weltwoche* bleibt es, die Intelligenz ihrer Leserinnen und Leser anzusprechen mit möglichst brillant geschriebenen Artikeln, die keiner vorgeschriebenen Ideologie oder Parteidoktrin folgen. Meinungsvielfalt steht über allem, und der Zeitgeist bleibt ein steter Denkanstoss der Auseinandersetzung.

Weitere Neuigkeiten: Wirtschaftsredaktor Florian Schwab wird neben seiner journalistischen Tätigkeit den Bereich Corporate Publishing und Sponsoring für die *Weltwoche* ausbauen. Katharina Fontana, eine der profiliertesten Journalistinnen der Schweiz, rückt neu in den Kreis der Kolumnisten auf, die in diesem Konzept eine noch tragendere Rolle spielen. Produktionschef Lukas Egli wird sich verstärkt um den Ausbau der Internet-Aktivitäten kümmern. Und fast hätten wir es vergessen: Das Editorial des Chefredaktors wird künftig als Leitartikel an dieser Stelle das Blatt eröffnen. Bitte schreiben Sie uns, wie Ihnen die Neuerungen gefallen. Viel Vergnügen!

*Ihre Weltwoche*



Bahnhofstrasse 31 / Ecke Bäregasse, ca. 1930  
Auto von Familie Beyer vor Schaufenster C. Eschke

Die Verjüngungskur für das älteste Uhrenhaus der Welt ist abgeschlossen: Wir freuen uns, Sie noch näher am Puls der Zeit empfangen zu dürfen.





So lange es Zeit gibt.

**BEXER**  
UHREN UND JUWELEN

# Tradition und Moderne, Literatur und Kunst, Jan Fleischhauer, Johan Norberg und ein grosser Dank an alle Kollegen, heutige und frühere.

Die neugestaltete *Weltwoche* ist auch eine Respektsbezeugung gegenüber der Tradition und den herausragenden Leistungen der vielen Journalistinnen und Journalisten, die hier gewirkt und den Journalismus über die Schweiz hinaus geprägt haben. Gegründet 1933 von den früheren NZZ-Redaktoren Karl von Schumacher und Manuel Gasser, etablierte sich das Blatt in stürmischer Zeit als unkonventionelle Stimme der Freiheit und der Vernunft, nie einer Ideologie oder Parteidoktrin zugehörig, aber doch erkennbar an ihrem irgendwie schweizerischen Standpunkt.

Wichtiger noch als die jeweils geäusserten Meinungen war die Qualität der Artikel. Sie sollten glänzend, aber immer verständlich geschrieben sein. Drei Ressorts prägten das Blatt: das aktuelle politische Geschehen, Literatur und Kunst, Themen der Gesellschaft und Unterhaltung. An diesen Dreiklang schliessen wir mit dem Redesign an. Witzzeichnungen und Cartoons bildeten einen festen Bestandteil über Jahrzehnte. Auch diese schöne Tradition greifen wir wieder auf. Wer die *Weltwoche* gelesen hat, sollte besser gelaunt sein als vorher – obschon man auch mit Unerfreulichkeiten konfrontiert wird.

Daniel Eggspühlers Design greift unterschiedliche Inspirationen auf. Eine davon ist der Doppelbalken mit einer dicken und einer dünnen Linie, der neu unsere Seiten nach oben hin abschliesst. Die *Weltwoche* verwendete dieses Stilmittel in den siebziger Jahren. Damals waren auch die Titel im Ressort «Diese Woche» blau, was wir, weil es schön ist, wieder einführen. Die Bilder im blauen Teil sind konzentrierter geworden, dafür sind sie in «Li-



**Mindestens zwölf Seiten Kultur:** Redaktor Beck, Herausgeber Weber (r).



**Literatur und Kunst:** Kein Debattismus. Künstler und Werk im Zentrum.



**Weltwoche-Tradition:** «Blick in die Zeit» aus den 40er Jahren.



**Design:** Doppelbalken der Eleganz und blaue Titel aus den 70er Jahren.



**Neues Konzept:** Führungslehre von der Kinderkrippe zu den Grenadieren.

teratur und Kunst» umso opulenter. Der neue Auftritt auf edlem Schweizer Papier soll noch mehr Klassik und Eleganz ausstrahlen.

Mehr Vielfalt der Themen und Autoren: In dieser Ausgabe schreiben der renommierte deutsche Kolumnist Jan Fleischhauer, der schwedische Bestsellerautor Johan Norberg, die Ökonomen Markus Hällgren und David Buchanan (über die Zombie-Apokalypse), Thilo Sarrazin, FAZ-Kolumnist Rainer Hank, Peter Rothenbühler, Milosz Matuschek, Credit-Suisse-CEO Thomas Gottstein und viele andere. Unser Dank gebührt allen Kollegen, heutigen und früheren. Und natürlich unseren treuen Leserinnen und Lesern!

Es grüsst Sie herzlichst  
*Ihre Weltwoche*

## IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch. Internet: www.weltwoche.ch Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91. E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch. Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab. **Anzeigen-Innendienst:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. **Tarife und Buchungen:** weltwoche@gla-united.com

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf schweizerischen Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



# Aus Liebe zum Dorf, wo der Käse noch richtig stinken darf.



Auf seiner Alp bei Oberurnen GL käst Siegfried Fischli echten Glarner Alpziger – als letzter Senn weltweit. Und so wie diesen besonderen Ziger bezieht Volg alle rund 10 000 «Feins vom Dorf»-Spezialitäten direkt aus dem Dorf und seinen Nachbardörfern. Hergestellt von Produzenten, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

Entdecken Sie die ganze Dorfgeschichte: [volg.ch](http://volg.ch)

**Volg**  
*frisch und fründlich*



«Zombie-Zustand»: Peter Thiel. Seite 51



Virtuelle Influencerin: Lil Miquela. Seite 78



Täglich eine Idee: Igor Ustinov. Seite 34

## DIESE WOCHE

- 3 Leitartikel
- 5 Intern
- 10 Eilmeldung  
Wie es Schweden wirklich geht
- 11 Im Auge Donald Trump
- 12 Tagebuch  
Thomas Gottstein, Ökonom und Golfer
- 13 Bern Bundeshaus Marco Chiesa,  
nominiert für das SVP-Präsidium
- 15 Blick in die Zeit
- 16 Kurzschluss im Superhirn  
Scheitern an der ETH Lausanne
- 18 Personenkontrolle
- 20 Streiche Ali, setze Hamilton  
Ikone Lewis Hamilton
- 22 Salondame der freien Welt  
Die *Quillette*-Gründerin Claire Lehmann
- 23 Peter Bodenmann Winterlochleugner
- 24 Ist Bayern zu gross für Deutschland?  
Jan Fleischhauer über Markus Söder
- 26 Federer des Interviews Darius Rochebin  
schafft den Sprung nach Paris
- 28 Thilo Sarrazin Warum ich aus der SPD  
ausgeschlossen wurde
- 29 Kurt W. Zimmermann  
Kapitale Quereinsteiger
- 30 Beirut, mon amour  
Hommage an die Libanesen
- 31 Mörgeli  
Abräumer statt Aufräumer

- 33 Eine Frage der Moral  
Amerikas Kulturrevolution
- 34 «Mythos der Wirklichkeit»  
Wie Igor Ustinov die Welt retten will
- 38 Justiz Prozess gegen Michael Lauber  
wäre ein Fehler
- 40 Erdogans Reconquista  
Auf Distanz zum Westen
- 41 Katharina Fontana  
Paranoia im Klassenzimmer
- 42 Rosenzüchten im Hühnerstall  
Blick-TV auf dem Holzweg
- 43 Thiel Wolf
- 44 RiesenChance für Zürich  
Erhard Lee gegen James Murdoch
- 46 Lehren aus der Zombie-Apokalypse  
Sich das Undenkbare vorstellen
- 47 Henryk M. Broder  
Die Mohren müssen weg!
- 48 Leserbrief
- 49 Nachrufe  
Werner Düggelin; Ludmila Vachtová
- 50 Beat Gygi Wann kommt die Inflation?
- 51 Leader: Peter Thiel  
Gespräch mit dem Selfmade-Milliardär

## LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche  
David Hockney, Portrait of an Artist
- 60 Der grandiose Nörgler Monumentale  
Biografie des Polemikers Karl Kraus
- 62 Rezensionen Albert Cohen,  
Lina Fritschi, Bernhard Schlink,  
Robert J. Shiller, Suzanne Collins

- 65 Die Sprache Halbfüidler
- 66 Rosen im Freibad  
Erika Stucky vermischt alle Genres
- 70 Kunst Ein Herz für Bäume
- 71 Klassik  
Hupkonzert für die Kunst
- 71 Jazz Starkes spätes Stück

## LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt  
Der Emir und ich
- 72 Unten durch Bohrrinsel
- 73 Fast verliebt Anpassung
- 74 Sehnsuchtsorte Spitzbergen,  
die Eisbox unter den Paradiesen
- 75 Lebensläufe  
Tom Felber, 17, Bootsvermieter
- 76 Essen Der Italiener am Dorfbach
- 76 Wein  
Sinnliche Wucht mit Obertönen
- 77 Auto BMW X5 45e
- 77 Objekt der Woche On-Wanderschuh
- 78 Zeitzeichen  
Der gute Mensch aus dem Digital-Labor
- 78 Fragen Sie Dr. M
- 79 Mittagessen mit...  
Andreas Bohrer, Lonzas Chefjurist
- 80 Augen wie Kleopatra  
Immer mehr Schönheitsbehandlungen
- 81 Tamaras Welt  
Rassistische Bräunungscreme?



 HAMILTON

A FILM BY **CHRISTOPHER NOLAN**  
COMING TO CINEMAS

T  
E  
N  
E  
T



SYNCHRONY

WRITTEN AND DIRECTED BY **CHRISTOPHER NOLAN**

 **WARNER BROS.**  
PICTURES

RED OR BLUE  
WHICH DIRECTION WILL  
YOU GO?

★ [HAMILTONWATCH.COM/TENET](https://www.hamiltonwatch.com/tenet)

KHAKI BeLOWZERO RED AND BLUE  
LIMITED EDITION  
AUTOMATIC SWISS MADE

# Wie es Schweden wirklich geht

Dass Schweden mehr Covid-19-Tote hat als seine Nachbarn, ist auch mit einer speziellen Zählweise zu erklären. Wirtschaftlich steht das Land vergleichsweise gut da.

Johan Norberg

Wie sieht es in Schweden aus? Donald Trump glaubt, dass es uns «sehr, sehr schlechtgeht». Doch nach Ansicht des ehemaligen dänischen Ministerpräsidenten Lars Lökke Rasmussen hätte Dänemark unserem Beispiel folgen sollen.

Einig ist man sich nur, dass Schweden einen Sonderweg in der Pandemie beschritten hat: Der Shutdown fiel moderat aus, Schulen, Geschäfte und Restaurants blieben geöffnet. Über das Resultat wird heftig gestritten: Ist das schwedische Modell ein «Todesurteil», wie der australische Premierminister erklärte? Oder womöglich ein Modell für andere Länder, wie die Weltgesundheitsorganisation sagt?

Um das zu beantworten, muss man die Frage zerlegen. Erstens: Hat der schwedische Weg funktioniert? Und zweitens: War es die richtige Strategie?

## Vergeblich warteten die Reporter

Beginnen wir mit dem ersten Aspekt. Die schwedische Strategie bestand darin, die Infektionskurve abzuflachen, um eine Überlastung des Gesundheitssystems zu vermeiden. Es ging nie darum, das Virus auszuschalten. Das war, so die Annahme, unmöglich. Keine Gesellschaft könnte man so lange schliessen, bis ein Impfstoff zur Verfügung steht, weil das enorme wirtschaftliche und menschliche Kosten bedeuten würde – Arbeitslosigkeit, Isolation, häusliche Gewalt, geschlossene Schulen. Es würden auch weniger Mittel für die Gesundheitsversorgung und die medizinische Forschung zur Verfügung stehen.

Die schwedischen Behörden verhängten nur wenige Einschränkungen (keine öffentlichen Veranstaltungen mit mehr als fünfzig Teilnehmern, keine Besuche in Pflegeheimen) und belassen es im Grunde bei der Empfehlung, die Abstandsregeln einzuhalten.

Dies werde zu einer Katastrophe führen, warnte das renommierte Imperial College (London) in einer Studie. In Schweden werde es so bis Anfang Mai 20 000 Covid-19-Patienten geben, die in Intensivstationen behandelt werden müssen, und der Bedarf an Spitalbetten

werde die Kapazitäten um das Vierzigfache übersteigen. Anfang Juli werde es 82 000 Covid-19-Tote in Schweden geben.

Davon ist Schweden weit entfernt. Bis Anfang Juli wurden 5000 Tote verzeichnet. Das freiwillige Social Distancing funktionierte. Die Menschen waren nicht mehr so viel unterwegs und arbeiteten von zu Hause aus, wo dies möglich war.

Niemand starb, weil es keine adäquate Versorgung gab. Selbst in der heißen Phase waren die Intensivabteilungen nur zu etwa 80 Prozent ausgelastet. Das Medianalter der Verstorbenen lag mit 84 Jahren knapp über der durchschnittlichen Lebenserwartung.

In Stockholm wurde ein Feldspital für Hunderte von Patienten errichtet. Vergeblich warteten Reporter auf das Eintreffen der ersten Patienten. Das Spital wurde inzwischen abgebaut.

Fast die Hälfte des schwedischen Bruttoinlandprodukts (BIP) entfällt auf Exporte. Wenn die Weltwirtschaft leidet, trifft uns das sofort, und deshalb mussten wir Probleme für die einheimischen Unternehmen und den Dienstleistungssektor vermeiden.

Im zweiten Quartal brach das schwedische BIP um 8,6 Prozent ein. Schlecht, aber hin-

nehmbar, wenn man es mit dem Minus von 12,1 Prozent in der Euro-Zone vergleicht. Und im ersten Quartal waren die schwedischen Ergebnisse deutlich besser, sodass unsere Wirtschaft im ersten Halbjahr 2020 nur einen etwa halb so massiven Einbruch wie in der Euro-Zone erlebte.

Wenn andere Länder sich rasch wieder erholen, wird Schweden diesen Vorteil einbüßen, aber langfristig dürfte Schweden davon profitieren, dass Unternehmen, Organisationskapital und Schulen nicht so stark getroffen wurden.

## Mit Bevölkerungsregister abgeglichen

Die schwedische Strategie ist also aufgegangen, aber war es auch die richtige? Die knapp 6000 Toten bis heute sind keine Erfolgsgeschichte. Auf Pro-Kopf-Basis berechnet (Stand 9. August: 571 Tote pro eine Million Einwohner), schneiden wir besser ab als Belgien (852) und Grossbritannien (686), aber deutlich schlechter als die Schweiz (198), Deutschland (110) und unsere nordischen Nachbarn.

Vermutlich steht Schweden besser da, als es solche Vergleiche nahelegen. In einigen Ländern werden Corona-Todesfälle ausserhalb von Spitälern nicht gemeldet. In Schweden werden die Infektionszahlen mit dem Bevölkerungsregister abgeglichen. Stirbt jemand binnen dreissig Tagen nach einer Covid-19-Diagnose, gilt das als Covid-19-Todesfall – selbst wenn die Todesursache Krebs oder Herzinfarkt war.

Tatsächlich meldet Schweden die Zahl derjenigen, die mit Covid-19 sterben – und nicht die Zahl derer, die an Covid-19 sterben. Dagegen werden in Norwegen, einem kulturell verwandten Nachbarland, Covid-19-Tote nur registriert, wenn ein Arzt attestiert, dass der Betreffende an dieser Krankheit gestorben ist.

Wir müssen also noch lange warten, bis detaillierte Zahlen zu Todesfällen und einer spezifischen Übersterblichkeit vorliegen – zu all jenen Personen, die in naher Zukunft nicht an etwas anderem gestorben wären.



„Sein Vater ist Artist beim Zirkus.“

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Doctor Bluff

Facebook hat eine Diagnose des amerikanischen Präsidenten – dass «Kinder fast immun» seien gegen Covid-19 – und den entsprechenden Videoclip blockiert. Twitter zog nach.

Doc Trump reitet weiter und verspricht, dass bis zur Wahl am 3. November, «ja, möglicherweise vorher», ein Impfstoff gegen das Coronavirus wirksam wird, und «wenn ihr einen andern Präsidenten hättet, einen andern als mich, dann würdet ihr nicht über Impfungen reden in den nächsten zwei Jahren».

Beim Pokern nennt man das «bluffen», etwas vorgaukeln, täuschen, sich aufplustern, die Lage vernebeln. Aber es stellt sich ganz allgemein die Frage, weshalb so wenige Ärzte in der Geschichte der Menschheit Politiker geworden sind, und wenn, waren es tragische -Gestalten wie Salvador Allende oder verblendete, verbrecherische Figuren wie der KZ-Arzt Josef Mengele, der Diktator François «Papa Doc» Duvalier, der Revolutionär



Donald Trump, Handaufleger.

Ernesto «Che» Guevara oder der Kriegsherr Radovan Karadzic.

Nicht jedes Land hat wie wir einen *dott.* Ignazio Cassis im Bundeshaus oder, wie Deutschland, einen Wanderer und Warner durch alle Talkshows wie Dr. Karl Lauterbach. Vielleicht,

weil Ärzte am ehesten in der Lage sind, Politiker als Suchtkranke oder Narzissten zu durchschauen.

Machtpolitiker halten ihre Krankenakten ohnehin unter Verschluss. John F. Kennedy stand ständig unter dem Einfluss schwerer Medikamente. Als François Mitterrand Präsident wurde, verbarg er seinen Krebs vor der französischen Nation. Kremlologen versuchten die Leiden der versteinerten Führungskaste Moskaus anhand retuschierter Fotos ferndiagnostisch zu erraten.

Auch das neue Russland liegt im Rennen um einen Corona-Impfstoff sehr weit vorne, wie Präsident Wladimir Putin aufklärt. Die klinischen Versuche mit dem «vaterländischen Impfstoff» am russischen Menschen, meldete das Staatsfernsehen, seien bereits erfolgreich abgeschlossen. Wer wird als Erster die Maske fallen lassen, der Doktor Schiwago der modernen Humanmedizin Putin oder der *Tricky Doc* im Weissen Haus?

## BARTAK



# TAGEBUCH

Thomas Gottstein



**A**m 1. August hätte ich eine Rede halten sollen an einer Bundesfeier. Aus Pandemiegründen wurde sie leider abgesagt. Auch Zoom hat seine Grenzen. Was hätte ich gesagt? Ich habe lange im Ausland gearbeitet, und vielleicht ist mir dort mein Patriotismus stärker bewusst geworden. Die Schweiz ist ein interessantes, faszinierendes, ja liebenswertes Land mit den besten Infrastrukturen und den schönsten Bergen der Welt. Die Schweiz steht für Unabhängigkeit, Freiheit und Weltoffenheit, Neutralität. Auch deshalb haben wir diesen enormen wirtschaftlichen Erfolg, der zum Kleinstaat Schweiz gehört. Der weltweit nach wie vor bewundert wird.

**E**in Bekannter fragte mich kürzlich, was die Bedeutung des Golfsports für das Leben sei. Ich habe früher sehr intensiv Golf gespielt, war auch im Schweizer Nationalkader. Golf ist härteste Arbeit. Die Besten trainieren acht Stunden täglich. Darüber hinaus wird man nur erfolgreich, wenn man seine Stärken und Schwächen genau kennt und damit umgehen kann. Auch wenn du nicht so weit schlagen kannst wie andere, kannst du gewinnen, indem du intelligenter spielst. Golf ist auch Selbsterforschung. Gute Golfer schaffen es, negative Gedanken zu eliminieren. Jeder Golfspieler kennt das: Eine Hirnhälfte sieht den Erfolg, die andere redet dir den Misserfolg ein. Die Kunst besteht darin, die negative Hirnhälfte – ich nenne sie den «inneren Schweinehund» – abzulenken. Man muss sie beschäftigen, damit die positive Hirnhälfte überwiegt. Gute Golfer schaffen es, unter Druck konzentriert und doch locker zu bleiben.

Mich beschäftigt die politische Grosswetterlage. Es ist sehr viel Unruhe auf der Welt. Das hat auch damit zu tun, dass einige Staatschefs die Fieberkurven nach oben treiben. Die Amerikaner, schon mitten im Wahlkampf, sind mit China auf Konfrontationskurs, auch wegen Covid-19. Ich sehe die Kritikpunkte an China aus schweizerischer Sicht. Es ist keine Demokratie. Aber China macht vieles richtig, insbesondere wirtschaftlich. In der Schweiz sollten wir an unserer bewährten Neutralität festhalten, sie ganz bewusst, aber diskret ausspielen. Die Schweiz darf sich vom politischen Getöse nicht anstecken lassen. Wir biedern uns nicht an, und alle sind willkommen, werden mit Respekt behandelt.

Meine ersten Monate als CEO der Credit Suisse waren eine regelrechte Feuertaufe. Meiner Frau hatte ich schonungsvoll beigebracht, dass ich als weltweiter Konzernchef deutlich weniger zu Hause sein würde und viel im Ausland auf Reisen sein werde. Dann kam Covid-19, und ich war so oft zu Hause wie nie in den letzten zehn Jahren. In der Wirtschaft gab es eine globale Vollbremsung. Bei der Bank mussten wir intensiver als sonst kommunizieren. Ich konferierte täglich mit dem VR-Präsidenten, mit der Konzernleitung und mit dem Risikomanagement. Das schweisste uns als Team zusammen. Daneben hatte ich täglich bis zu vier Zoom-Meetings mit Unternehmern und anderen CEOs. Das war äusserst lehrreich. Der Chef einer grossen Biermarke erklärte mir, warum er erst 2022 wieder mit Umsätzen wie 2019 rechnet. Das zeigt: Wirtschaftlich ist Covid-19 deutlich mehr als nur ein kurzer Dämpfer.

Erfreulich ist, dass die Schweizer Grossbanken in der Corona-Krise bewiesen haben,

dass und warum es sie braucht. Zuletzt gab es viele Abgesänge. Alle redeten von Digital Attacker, Revolut, Fintechs. Die klassischen Banken galten als Dinosaurier, ein Fall fürs Museum. Welch ein Irrtum! Banken sind wichtig. Das traditionelle Kreditgeschäft sowie für die grösseren Unternehmen das Kapitalmarktgeschäft sind geradezu lebensnotwendig für die Volkswirtschaft. Das haben wir jetzt gesehen. In der Politik haben mich Bundesrat Ueli Maurer und sein Team besonders beeindruckt. Die unkomplizierte und praktische Zusammenarbeit in dieser Krise war eine Schweizer Parforceleistung. Natürlich sehe ich die Gefahren, wenn Wirtschaft und Staat sich zu nahe kommen, aber hier wurde schnell und richtig gehandelt.

**I**ch bin gegen die Begrenzungsinitiative. Bei der EWR-Abstimmung 1992 hatte ich Ja gestimmt, aber die EU hat mich danach enttäuscht. Bei der Masseneinwanderungsinitiative habe ich dann aus Überzeugung Ja gesagt. Jedes Land muss die Zuwanderung selber kontrollieren. Dieses neue Volksbegehren aber geht mir zu weit. Es ist zu sehr auf Konflikt mit der EU angelegt. Kein Missverständnis: Ich bin für eine unabhängige Schweiz, aber wir sollten mit einem grossen Player wie der EU keinen Kleinkrieg anzetteln. Kann man die Zuwanderungsfrage nicht so lösen, dass es auch für die EU gut ist? Wir Schweizer sind doch Kompromissweltmeister.

Thomas Gottstein, Ökonom, früherer Spitzengolfer, ist seit März CEO der Credit Suisse.

# Auf in den Westen

Die Nomination von Marco Chiesa für das SVP-Präsidium folgt einer Strategie, die längst im Gang ist. Das Ziel ist die Romandie.

Das Erstaunlichste an der Nomination ist, dass sie so lange unter dem Deckel gehalten werden konnte – und dass kein einziger Journalist auf die Idee kam, den Tessiner Ständerat Marco Chiesa ins Spiel zu bringen. Tatsächlich war der Entscheid in der Findungskommission gemäss einem Insider schon Anfang Juni gefallen. Als der Verbund der Tamedia-Blätter einen Monat später die elf angeblich verbliebenen «Optionen» für das SVP-Präsidium auflistete und einem Rating unterzog, lachte man sich in der Kommission ins Fäustchen: Von Amaudruz über Martullo bis Salzmann kamen alle möglichen Namen in die Kränze, nur nicht Chiesa, immerhin der amtierende Vizepräsident.

## Prädikat «perfekt» – wenn er Frau wäre

Hält man sich die Kriterien des Tamedia-Ratings («Blocher-Nähe», «Erfahrung», «Kampfhärte», «Willen») vor Augen, wird klar, warum sie alle danebenlagen. Die SVP suchte für das Präsidium keinen Leithammel, sondern eine Integrationsfigur. Dafür ist der 45-jährige Chiesa die logische Wahl. Alter, Herkunft, Karriere, Charakter, seine Sprachfertigkeiten, sein politisches Profil – einfach alles passt. Wäre Chiesa als Frau geboren worden, wäre das Prädikat «perfekt» keine Übertreibung.

Dass der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler Chiesa bei den Wählern ankommt – und zwar über die Parteigrenzen hinweg –, hat er in seinem Heimatkanton bewiesen. 2015 verdrängte er den amtierenden Pierre Rusconi aus dem Nationalrat, 2019 das Urgestein Filippo Lombardi gar aus der Kleinen Kammer. Erstmals in der Tessiner Geschichte waren weder FDP noch CVP im Ständerat vertreten, geschlagen von der SVP, die südlich des Gottards ein Schattendasein fristet. Das war Balsam auf die Wunden der Volkspartei, die in den letzten vier Jahren nicht mehr viel zu feiern hatte.

Gewiss, Chiasas Erfolge sind zum Teil auch der Lega dei Ticinesi zu verdanken, die mit der SVP eine Art cohabitation eingegangen ist: Die leghisti tanzen auf der kantonalen, die «Blocheristi» auf der nationalen Bühne. Keine der beiden Parteien hat ein Interesse daran, diesen Burgfrieden zu stören. Die Lega würde ohne den



Bedürfnis nach Harmonie: Chiesa.

Alliierten in Bern auf verlorenem Posten kämpfen, für die SVP gibt es im kleinen Tessin, das ohnehin meistens auf ihrer Parteilinie stimmt, nicht viel zu gewinnen. Das Hauptziel der Volkspartei ist vielmehr die Romandie, wo ein ungleich grösseres Potenzial an Wählerstimmen rechts der Mitte brachliegt und wo sich die Partei nach wie vor schwertut.

Schon die Nomination von Bundesrat Guy Parmelin war eine Avance der SVP in Richtung Westen. Marco Chiesa, der in Freiburg studiert und ein paar Jahre in Lausanne gearbeitet hat, erscheint als Brückenbauer geradezu prädestiniert. Es liegt nicht nur an seinen Sprachfertigkeiten (seine Frau ist eine Bernerin). Ein Tessiner ist den Romands einfach besser zu verkaufen als ein Zürcher. Derselbe Sympathiebonus zieht auch im Osten. Der südländische Akzent erwärmt selbst die härtesten alemannischen Herzen.

Es ist wohl kein Zufall, dass Christoph Blocher auf seinem TV-Kanal Marco Chiesa partout als «Welschen» angepriesen hat. An sich ist die Einordnung korrekt, bezieht sich der Begriff doch historisch auf alle Lateiner, umgangssprachlich sind damit jedoch «Romands» gemeint. Der 79-jährige Übervater der SVP und der de-

signierte Parteipräsident scheinen sich gegenseitig gut zu verstehen. Bislang hatten die beiden allerdings kaum miteinander zu tun. Und es wäre ein kolossaler Irrtum, Chiesa als Lakai von Herrlibergs Gnaden zu unterschätzen.

Christoph Blochers Stimme hat nach wie vor Gewicht in der SVP, doch aus dem operativen Geschäft hat sich der Patron längst zurückgezogen. Magdalena Martullo ist zweifellos eine wichtige Figur. Dass die SVP wie eine Erbmonarchie funktioniert, entspricht jedoch dem Wunschenken ihrer Gegner. Über die Jahre sind eine Reihe profilierter Persönlichkeiten nachgewachsen, die sich nicht so einfach gängeln lassen. Martullo ist zweifellos tüchtig, doch sie verfügt nicht über das Charisma ihres Vaters. Und ihre Spendierfreude bei Kampagnen, so meckert man in Parteikreisen, halte sich in Grenzen.

## Konzessionen bei der Sozialpolitik

Chiasas Nomination steht vielmehr für das Auslaufen einer von harten Konfrontationen geprägten Ära Blocher. Die Expansion gegen Westen, wo das Bedürfnis nach Harmonie und der schützenden Hand des Staates viel grösser ist als in der Deutschschweiz, geht zwangsläufig auf Kosten der reinen Lehre. Bei Kernthemen wie nationale Souveränität, «Law and Order», Zuwanderung oder EU wird die SVP keine Abstriche machen. Sie kann nur verlieren, wenn sie von diesen Alleinstellungsmerkmalen abbrückt. Doch bei der Sozial-, Energie- oder Umweltpolitik sind Konzessionen zu erwarten.

Was stimmt: Nach der Rücktrittsankündigung von Albert Rösti Ende 2019 hatte die SVP grösste Mühe, einen Nachfolger zu finden, der die widersprüchlichen Interessen unter einen Hut bringen konnte und für alle Landesteile akzeptabel gewesen wäre. Marco Chiesa stand von Anfang an ganz oben auf der Liste der Findungskommission. Hätte die Wahl wie geplant am 28. März stattgefunden, wäre er aber nicht angetreten. Doch dann kam Corona dazwischen – und die Findungskommission konnte, im Schatten des Getöses um das vermeintliche Personalproblem, in aller Ruhe ihren Wunschkandidaten aufbauen.

# SWISS + FLEX-LEASING

Ihr flexibler Leasingvertrag mit Probefahrtcharakter.



## Beschleunigt Ihren Herzschlag. Mit Strom.

### Der neue Taycan 4S. Jetzt mit 1,9% Swiss Flex-Leasing.

Das 1,9% Swiss Flex-Leasing ist Ihr flexibler Leasingvertrag mit Probefahrtcharakter. Massgeschneidert für den neuen Taycan 4S. Ihr Vorteil: Fahren Sie unseren ersten vollelektrischen Sportwagen, und sollten Sie nicht vollends überzeugt sein, kann der Leasingvertrag nach sechs Monaten kostenlos beendet werden. Ein weiteres Highlight: Die Installation der Ladeinfrastruktur ist bis zu einem Wert von CHF 2'000.- ebenfalls enthalten.

Mehr Informationen unter [www.porsche.ch/flex-leasing](http://www.porsche.ch/flex-leasing)

Preisbeispiel Neuwagen: Porsche Taycan 4S, Barkaufpreis: CHF 150'000.-; Laufzeit: 36 Monate; 15'000km pro Jahr; 1. grosse Leasingrate: 15% vom Barkaufpreis; Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 1'873.-; effektiver Zinssatz: 1,92%, Vollkasko nicht inbegriffen. Alle Preise verstehen sich inkl. MWSt. Änderungen vorbehalten. Die Aktion ist gültig vom 1.8.2020 bis 31.10.2020 (massgebend ist das Datum der Antragseinreichung). Die Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt (UWG Art. 3). Ein Angebot von Porsche Financial Services Schweiz AG in Kooperation mit BANK-now AG. Für ein verbindliches Angebot wenden Sie sich bitte an Ihr Porsche Zentrum. Gilt nur in teilnehmenden Porsche Zentren.



PORSCHE

# BLICK IN DIE ZEIT



**M**it seinem Vorschlag, man solle den Schweizern Integrationskurse anbieten, damit sie besser mit der Zuwanderung aus Afrika und Nahost zu Rande kommen, hat der aus Sri Lanka stammende Migrationsforscher Ganga Jey Aratnam erhebliches Unbehagen ausgelöst. Es half nicht wirklich, als er in seinem insgesamt übrigens sehr hell-sichtigen Interview mit dem Journalisten Rico Bandle beschwichtigend hinzufügte, er wolle die «Alteingesessenen» nicht provozieren, sondern ihnen helfen, «denn sie werden langsam zu einer Minderheit», und damit zu «Verlierern» im eigenen Land.

Wenn es wirklich schon so weit ist, wie der Soziologe befürchtet, dass die Schweizer eine Minderheit in der Schweiz geworden sind, helfen vermutlich auch Integrationskurse nicht mehr weiter.

Im Kanton Zürich haben sie Mitte der neunziger Jahre Integrationskurse für jugoslawische Kriegsteilnehmer gemacht haben, die warme Steine oder Schnüre halten mussten, um wieder zu lernen, dass es besser ist, friedlich miteinander umzugehen, anstatt sich gegenseitig umzubringen. Bei aller Sympathie für das Anliegen und in Unkenntnis der damaligen Therapieauswertung gibt es berechnete Zweifel daran, dass solche Übungen dem Menschen integrationsmässig wertvolle Persönlichkeitsveränderungen einpflanzen.

Länder, die ihren inneren Zusammenhalt über Integrationskurse sichern müssen, sind verloren. Die Schweiz ist ein Integrationswunder, gerade weil sie immer darauf verzichtet hat, ihre Bewohner aktiv in eine Einheitskultur zu integrieren. «Leben und leben lassen» lautet die erfolgreiche Devise, und nur dank dieser Strategie der Integration durch

Nicht-Integration konnte die Integration von so unterschiedlichen Sprachgruppen, Stämmen, Mentalitäten und Religionsgemeinschaften gelingen.

Gnade Gott, wenn die Deutschschweizer den Tessinern oder den Romands sagen wollen, was sie zu tun oder wie sie sich zu verhalten haben. Als die Weltwoche die Westschweizer einmal als «Griechen der Schweiz» titulierte, öffnete sich ein wahrscheinlich bis heute klaffender Abgrund, gegen den der Röstigraben niedlich anmutet. Nein, das Geheimnis der Schweiz ist,

*Da öffnete sich ein bis heute klaffender Abgrund, gegen den der Röstigraben niedlich anmutet.*

dass es hier keine Kultur der gesteuerten Integration gibt, keine staatlichen Integrationseinheitspeitscher (zum Glück), sondern vor allem unausgesprochene Konventionen, die jeder selber spüren und befolgen muss.

Integration ist für die Schweiz also ein subtiler Prozess auch deshalb, weil die Schweizer vielleicht etwas mehr Mühe haben, Menschen aus anderen Kulturen Vorschriften zu machen, da sie es aus ihrer eigenen multikulturellen Tradition heraus überhaupt nicht schätzen, wenn ihnen Menschen aus anderen Kulturen Vorschriften machen wollen.

Das subtile schweizerische Integrationsverfahren kann wahrscheinlich aber nur dann funktionieren, wenn sich das Ausmass der Integration in bewältigbaren Grenzen hält. Die Tatsache, dass ein aus Sri Lanka stammender Migrationsforscher den Schweizern rät, Integrationskurse einzuführen, könnte ein Hinweis darauf sein, dass dieses Ausmass inzwischen überschritten ist.

**D**as schwedische Modell ist gescheitert», behauptete vor einem Monat forsch der Zürcher *Tages-Anzeiger*. Die Wirtschaft sei im Eimer, doppelt so viele Tote wie in der Schweiz, von «Herdenimmunität» gebe es im Norden keine Spur. Wir wissen nicht, ob der Autor des Texts jemals in Schweden war. Auch schwedische Experten werden im Artikel nicht befragt. Möglicherweise hätte das geholfen. Die Hinweise verdichten sich, dass die fürchterlichen Skandinavier am Ende doch nicht ganz so fürchterlich sein könnten. Auf einem Internet-Blog beschreibt ein Stockholmer Covid-Notarzt namens Sebastian Rushwort aus persönlicher Sicht seine aufschlussreichen Erfahrungen. Das Fazit: «In Schweden ist die Pandemie nach vier Monaten vorbei und erledigt.» Es gebe kaum neue Tote oder Infizierte mehr, obschon die wenigsten Masken tragen und Social Distancing pflegen.

Die Behauptung, Schweden habe keine Herdenimmunität entwickelt, weist Rushwort zurück: «Wenn es keine Herdenimmunität gibt, wo sind dann all die Kranken? Und warum stürzen die Infektionszahlen so abrupt ab?» Bis jetzt habe man weniger als 6000 Tote zu beklagen, 70 Prozent davon älter als 80, mit Vorerkrankungen. Üblicherweise sterben in Schweden 100 000 Menschen pro Jahr, daher sei es Unsinn, Covid mit Grippekatastrophen wie 1918 zu vergleichen. Die Lockdowns hält der Arzt für falsch, weil man sie durchhalten muss, bis ein Impfstoff vorliegt. So lange aber könne man kein Land einsperren. Schweden habe das sprichwörtliche Pflaster am Arm schnell und schmerzhaft abgerissen und damit eine zweite Corona-Welle verhindert. Schweden mache es besser, ist der Notfall-Arzt überzeugt.

# Kurzschluss im Superhirn

Forscher an der ETH Lausanne wollten das menschliche Gehirn nachbauen, gefördert mit einer Milliarde Franken. Das spektakuläre Human Brain Project ist grandios gescheitert.

Florian Schwab

Es begann Anfang 2013 mit Fanfaren und Trompeten. Die ETH Lausanne (EPFL) vermeldete einen finanziellen Grosse Erfolg. Die EU würde mit ihrem Forschungsrahmenprogramm das Human Brain Project an der EPFL mit bis zu einer Milliarde Franken fördern, als eines von nur zwei sogenannten Flaggschiff-Projekten auf dem Kontinent. In der vermeintlich kleinen Schweiz wurde der grosse Batzen aus Brüssel gefeiert wie ein Ritter Schlag. Die ETH sprach – wer wollte da kleinlich sein? – eigens 200 Millionen Franken. «Dieser Entscheid ist aus Schweizer Sicht sehr erfreulich», liess sich der Gesamtbundesrat vernehmen, zeuge er doch «von der hohen Qualität und der exzellenten Reputation der hiesigen Forschung».

Es sind Worte wie aus einer anderen Zeit. Hört man sich heute in der Forschergemeinde und in der Wissenschaftspolitik um, dann erntet man vor allem betretenes Schweigen. Hinter vorgehaltener Hand sprechen hochrangige Vertreter davon, dass das Projekt «aus Schweizer Sicht gescheitert» sei. Auch im Ausland klingt es ähnlich. «Das Human Brain Project hat sein Versprechen nicht eingelöst», schrieb *The Atlantic* im Sommer 2019. Und die deutsche *Zeit* kommentierte vor Monaten mit Bezug auf die anfängliche Gleichsetzung des Projekts mit der Apollo-Mission zum Mond: «Wenn also das Human Brain Project wirklich als Europas Apollo-Mission gedacht war, ist der Schub enorm verpufft.»

## «Wie die Arche Noah»

Worum geht es beim Human Brain Project? Die EPFL holte im Jahr 2002 den Hirnforscher Henry Markram nach Lausanne. Sein Ziel: alles verfügbare Wissen über das Gehirn bündeln und dessen Funktionsweise in einem Supercomputer simulieren. Dieses beinahe realistische Computermodell sollte schon bald die Forschung revolutionieren: Computersimulationen treten an die Stelle von Versuchen mit echten Hirnen von Mensch und Tier. Dadurch können medizinische Fragestellungen in nie gekannter Vielfalt und Geschwindigkeit beantwortet werden.

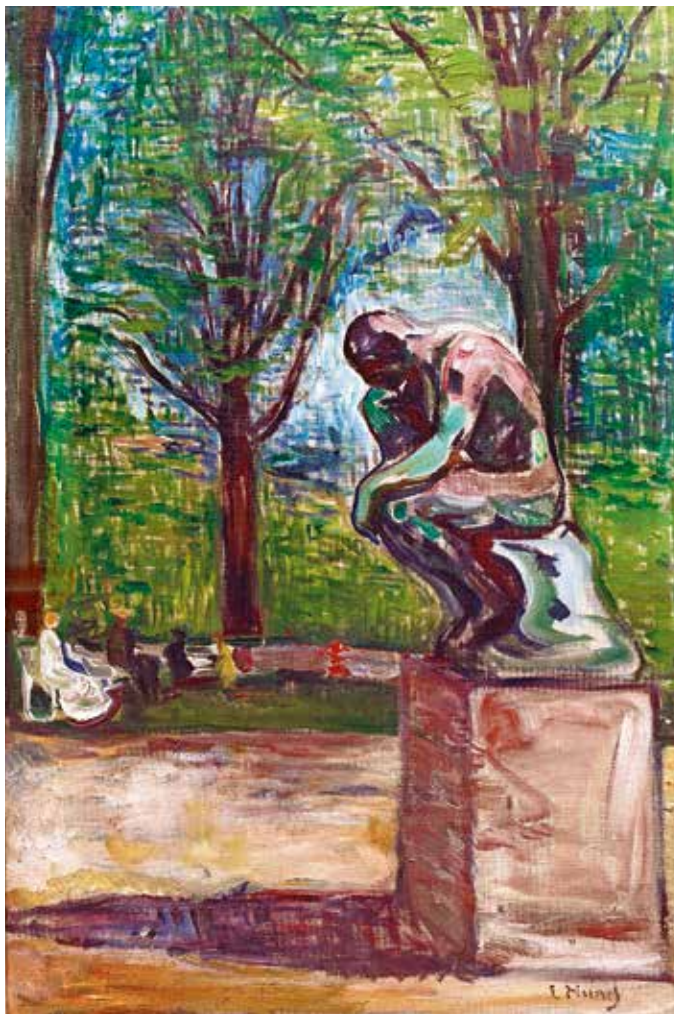
Der Schlüssel zu diesem Supercomputer: das Human Brain Project und der Geldsegen der EU. In Markrams eigenen Worten: «Unsere Mission besteht darin, ein detailliertes und realistisches Computermodell des menschlichen Gehirns zu bauen.» Das sei ein «wichtiger Schritt in der Evolution», eine «Arche Noah» für das Verständnis des menschlichen Hirns. Daraus liessen sich dann «sehr konkrete Heilungsmöglichkeiten» für Hirnerkrankungen entwickeln. Innerhalb von zehn Jahren, versprach Markram, sei es möglich, das menschliche Hirn digital nachzubauen – eine Vision, die man ihm an der EPFL und in Brüssel abkaufte. Obwohl er damit, wie sich zeigen würde, in der Forscher-gemeinde eher einsam dand.

Der Präsident der ETH Lausanne freute sich 2013 in der *Schweizer Illustrierten*: «Ja, das ist wirklich fantastisch für uns, dass wir den grössten je durchgeführten Wissenschaftswettbewerb in Europa gewonnen haben.» Und der *Weltwoche* sagte er, er könne den Erfolg «gar noch nicht richtig fassen». «Ich spüre zwar eine grosse Freude, aber auch eine riesige Verantwortung: Jetzt müssen wir liefern.»

Patrick Aebischer ist zwar seit vier Jahren nicht mehr Rektor der EPFL. Aber sieben Jahre nach dem Projektstart darf man fragen: Hat das Human Brain Project die hochfliegenden Ziele erreicht? Wie nahe sind Henry Markram und sein europaweites Hirnforschernetz am Supercomputer, der in gut drei Jahren fertiggebaut sein soll und schon bald der Heilung von Krankheiten wie Alzheimer dienen wird?

**Weitverzweigtes Labyrinth**

Das Fazit fällt ernüchternd aus. Schon einhalb Jahre nach Projektstart musste Henry Markram von der Leitung des Human Brain Project zurücktreten. Über 800 Neurowissenschaftler aus ganz Europa hatten in einem geharnischten



«Jetzt müssen wir liefern!»



Brief an die EU-Kommission gegen das Projekt protestiert. Der Forschungsschwerpunkt sei «zu eng gefasst» und gewichte die Computermodellierung höher als die Hirnforschung; allgemein sei das Human Brain Project «nicht auf Kurs», und auch die operative Führung müsse «sorgfältig angeschaut werden». Zu den Unterzeichnern des Briefs gehörten auch gegen vierzig Hirnforscher der Universitäten Zürich, Genf, Basel, Lausanne und sogar der Schwesterorganisation der EPFL, der ETH Zürich. Ein Mediationsteam aus Hirnforschern wurde eingesetzt, das fast einstimmig zum Ergebnis kam, das Projekt gehe von «unrealistischen Erwartungen» aus.

In der Folge wurden die Goal-Pfosten für das Human Brain Project mehrmals verschoben und sehr weit auseinandergerückt. Im Jahr 2018, anlässlich der letzten Finanzierungstranche seitens der EU, ist das Projekt in acht Plattformen auseinandergefallen. Heute ist es ein Labyrinth aus über den Kontinent verzweigten Untergruppen und Beratergremien. Die jetzt definierte Ziellinie, wenn in drei Jahren Schluss ist: eine Art gemeinsame Sprache für die verschiedenen Unterdisziplinen der Neurowissenschaft entwickeln. Damit sollen Ergebnisse und Daten aus den verschiedenen Bereichen der Hirnforschung besser ausgetauscht und miteinander verbunden werden. Ein eher bescheidener Anspruch, im Vergleich zum ursprünglichen Ziel.

### «Wenn das Projekt als Europas Apollo-Mission gedacht war, ist der Schub enorm verpufft.»

Oder, mit den Worten des kürzlich aus dem Projekt verabschiedeten EPFL-Professors Andreas Mortensen: «Der Erfolg des Human Brain Project wird daran gemessen werden, ob es der weltweiten Hirnforschergemeinde einen einzigartig zugänglichen, organisierten, attraktiven und einflussreichen Hub für den Austausch und die gegenseitige Befruchtung bieten wird.» Das Problem: Mit diesem Anspruch steht man keineswegs alleine da. Zwei Hirnforscher, die das Human Brain Project von Anfang an kritisch bewerteten, haben ein eigenes, transatlantisches Gegenmodell ins Leben gerufen, das International Brain Laboratory. Auch in den USA gibt es entsprechende Initiativen.

Was als ambitionierte Vision eines charismatischen Lausanner Hirnforschers zur digitalen Nachahmung des menschlichen Gehirns begann, ist mittlerweile ein eher lockerer, auf viele Standorte verteilter Zusammenschluss von Neurowissenschaftlern. Die wissenschaftliche Führungsrolle hat die ETH Lausanne dieses Jahr abgegeben. Heute leitet Professor Pawel Swieboda aus Belgien das Programm. Auf Markrams Abgang hin versuchten zuerst der Vizepräsident der EPFL, Philippe Gillet, und dann

EPFL-Professor Andreas Mortensen als Leiter des Programms die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Mit dem erst dieses Jahr erfolgten Rückzug des Letztgenannten ist die Rolle der EPFL vor allem auf das Administrative zusammengeschrumpft, eine Art Verrechnungsstelle für die europaweit an das Projekt angeschlossenen Programme.

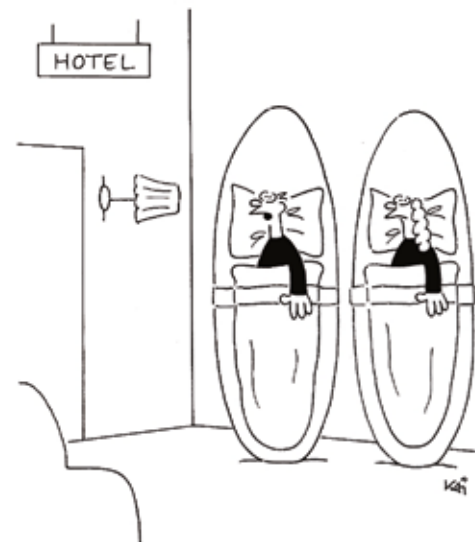
Aus der Perspektive von Henry Markram dürfte die seit 2013 erfolgte Verzweigung des Projekts besonders ernüchternd aussehen. In seiner Vision des Computerhirns hatte ihn sein eigener Sohn beflügelt, der an Autismus leidet. Markram wollte dereinst in der Lage sein, die Welt mit den Augen seines Sohnes zu betrachten, dank dem computerisierten Gehirn.

### Schmerzliche Lektion für die Schweiz

Über die Frage, wie realistisch dieses Ziel sei, kann man unterschiedlicher Auffassung sein – warnende Stimmen aus der Forschercommunity gab es zuhauf. Gleichwohl bleibt festzuhalten, dass Markrams grosse Idee zweimal in verhängnisvoller Weise an der Brüsseler Forschungsbürokratie gescheitert ist.

Das erste Mal, paradoxerweise, als sein Human Brain Project zum Flaggschiff-Projekt der EU erklärt wurde. Damit erhielt es plötzlich eine politische Dimension. Das Gremium, das den Entscheid fällte, bestand zur überwiegenden Mehrheit aus Forschern anderer Disziplinen, welche die fachlichen Aspekte nicht richtig einschätzen konnten. So sieht es zumindest Andreas Herz, Professor für computergestützte Neurowissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Dem *Scientific American* sagte er 2015, bei öffentlich finanzierten Mammutprojekten spiele zwangsläufig die Politik eine Rolle. «Das Problem beim Human Brain Project ist nicht das Programm an sich, sondern der Entscheidungsprozess in der EU.»

Die EU-Kommission liess sich vor allem dadurch verführen, dass sie meinte, mit Markrams Supercomputer die Defizite gegenüber den USA bei der künstlichen Intelligenz aufholen zu können. Christoph Ebell, der ehemalige administrative Direktor des Human Brain Project an der EPFL, sagte zum *Scientific American*: Am Ursprung des Human Brain Project sei der Wunsch der EU gestanden, «etwas zu unternehmen, damit die europäischen Firmen aufholen können». Und da habe ihr Markram «genau das erzählt, was sie hören wollten». Das führte dann zum zweiten, offensichtlicheren Verhängnis: Wer zahlt, befiehlt. Als Einzelkämpfer in seinem Fach hatte Henry Markram nicht vorausgesehen, dass sich die ganze Forschergemeinde inklusive vieler Schweizer Kollegen bei der EU-Kommission gegen seine Vision einsetzen würde. Die Struktur der Riesenprojekte in den EU-Forschungsprogrammen bringt es mit sich, dass der einmal getroffene Entscheid nicht zwangsweise Bestand hat; er



„Einerseits sind diese Designer-Betten eine tolle Sache...“

kann flexibel den täglichen Launen der Politik angepasst werden. Was gerade noch als Mondfahrt zum menschlichen Hirn gefeiert wurde, ist ein Jahr später «unrealistisch».

Auch in der europapolitischen Debatte der Schweiz musste das Human Brain Project oft als Argument herhalten. In einem NZZ-Artikel vermeldete 2013 der damals amtierende EU-Botschafter in Bern, Richard Jones, fast triumphierend den vermeintlichen Geldsegen. Es gehe in den Beziehungen zwischen der Schweiz und der EU eben «nicht immer um den Binnenmarkt». Und der damalige Präsident des ETH-Rats, Fritz Schiesser (FDP), liess sich vernehmen, das Human Brain Project zeige, «wie vital für die Schweiz die Forschungszusammenarbeit mit Europa ist».

Im Parlament fragte CVP-Nationalrätin Barbara Schmid-Federer im Jahr 2015 besorgt nach den «Auswirkungen einer allfälligen Kündigung des Personenfreizügigkeitsabkommens» auf das Human Brain Project. Die Antwort der Regierung kam wie in Stein gemeisselt: «Die negativen Konsequenzen der Kündigung der Personenfreizügigkeit wären sowohl für den Forschungsplatz Schweiz als auch für das Human Brain Project unmittelbar und gravierend.» Das Projekt werde sich nämlich «mittel- bis langfristig zu einer internationalen Forschungsinfrastruktur ähnlich dem Cern entwickeln». Lausanne als Zentrum der europäischen Hirnforschung.

Auch für die Schweiz hält die Geschichte des Human Brain Project damit eine schmerzliche Lektion bereit: Im kollektiven Taumel erlag das Land der Vorstellung, die EU würde eine Milliarde Franken in eine grosse, vielleicht zu grosse Idee aus der hiesigen «Forschungshochburg» investieren. Auch das hat sich als Schall und Rauch erwiesen.

## PERSONENKONTROLLE

# Gössi, Caroni, Wicki, Dittli, Dobler, Müller, Chiesa, Martullo-Blocher, Glarner, Heer, Gmür, Balmer, Sommaruga, Meier-Pfister, Ruschitzka, Emmert, Plass, Mundt, Stallone, Jordan

**Petra Gössi**, Irrlicht, befürchtet, dass die Schweiz durch die Corona-Krise zum Nanny-Staat mutiert und die Eigenverantwortung der Bürgerinnen und Bürger flöten geht. Gleichzeitig hält die FDP-Präsidentin die Einführung eines staatlich finanzierten zweiwöchigen Vaterschaftsurlaubs, über den Ende September abgestimmt wird, für eine prima Idee. Ob die FDP die überraschenden Geistessprünge ihrer Chefin teilt, steht noch nicht fest, doch deutet alles auf die Ja-Parole hin. Die Ehre der alten «Mehr Freiheit – weniger Staat»-FDP retten die freisinnigen National- und Ständeräte **Andrea Caroni**, **Hans Wicki**, **Josef Dittli**, **Marcel Dobler** oder **Damian Müller**: Sie unterstützen das Referendum aus den Kreisen der SVP und sprechen sich ausdrücklich gegen die Schaffung einer neuen Sozialleistung aus. (fon)

**Marco Chiesa**, Publikumsmagnet, wird voraussichtlich neuer SVP-Präsident. Die Findungskommission der Partei hat sich vor kurzem auf den Tessiner Ständerat festgelegt. Dieser begab sich vor einigen Tagen auf eine Wanderung durchs Alpstein-Gebiet mit einigen Parteikollegen, darunter **Magdalena Martullo-Blocher**. Unter den Wandersleuten waren auch zwei Nationalräte, die selber auf das Präsidium aspiriert und sich teilweise selber ins Spiel gebracht hatten: **Andreas Glarner** und **Alfred Heer**. Zweck der Wanderung bestand offenbar darin, die atmosphärischen Eintrübungen aufzuheben, welche in der parteiinternen Vorauswahl entstanden waren. Dies scheint allerdings erst teilweise geglückt zu sein. Als andere Wanderer in Chiesa den designierten SVP-Chef erkannten und zu spontanen Glückwunschbekundungen anhoben, sahen dies die Konkurrenten, wie die *Weltwoche* weiss, eher schmallippig mit an. (fsc)

**Felix Gmür**, Oberhirte, balanciert auf dem schmalen Grat zwischen Weltlichem und Geistlichem. Offiziell tut die Schweizerische Bischofskonferenz unter dem Präsidium des Basler Bischofs sich schwer mit der «Ehe für alle»; sie beharrt auf dem Standpunkt, dass die «christliche Ehe auf der komplementären Verbindung von Mann und Frau beruht und sich der natür-

lichen Fortpflanzung öffnet». In der Praxis allerdings leben die schwulen Kirchendiener bereits die künftige Rechtsordnung und bezeichnen sich nicht mehr nur als «Partner». So vermeldete das Berner Pfarrblatt im Nachruf auf einen wichtigen katholischen Funktionär: «Er hinterlässt einen Mann.» (upe)

**Guido Balmer**, Aktivist, darf endlich nach Herzenslust politisieren. Der ehemalige Kommunikationschef von Justizministerin **Simonetta Sommaruga** (SP) ist seit kurzem als interimistischer Chef-Kommunikator für die Operation Libero tätig. In dieser Funktion leitet Balmer den Abstimmungskampf der Organisation gegen die Begrenzungsinitiative der SVP. Sozusagen das Erstlingswerk des Kampagnenchefs: eine Website, die auf den ersten Blick wie ein Verlautbarungsorgan der Befürworter aussieht, aber in der Argumentation dann viel Wasser auf die Mühlen der Initiativgegner lenkt. Die Urheberschaft wird erst ganz unten auf der Seite offengelegt. Bleibt die Frage, ob dieses gewagte Instrument dem Werkzeugkasten von Guido Balmers früherer Arbeitgeberin entlehnt ist. (fsc)

**Martin Meier-Pfister**, Reputationsretter, unterstützt den Zürcher Chef-Kardiologen **Frank Ruschitzka** in schwieriger Mission. Der teure Fassadenreiniger von angezählten Persönlichkeiten steht Professor Ruschitzka bei, der als Mitverursacher eines schlimmen Covid-Wissenschaftsskandals am Pranger der Fachwelt steht. Kommunikationsprofi Meier-Pfister ist

auch Ansprechpartner für die Medienarbeit des Instituts für regenerative Medizin (IREM). Dort lehrt ein gewisser Professor **Maximilian Emmert**, Herzchirurg und Verwaltungsrat von Plass Rescue Technologies. Die Firma wird präsiert von **André Plass**, entlassener und wiederangestellter Herzchirurg und Whistleblower des *Tages-Anzeigers*. Dieses Beziehungsgeflecht erstaunt, aber mehr noch, dass das Institut einer öffentlichen Universität die Medienarbeit einer privaten Agentur anvertraut. Normalerweise verweisen die Institute und Kliniken an die offiziellen Medienstellen von Universität und Universitätsspital. (mö)

**Christian Mundt**, Überraschungskünstler, zündet die nächste Stufe seines Kantonsratswahlkampfes im Kanton Schaffhausen. Der frühere Bundeshausredaktor der *Weltwoche*, der heute in der Finanzindustrie arbeitet und das Amt des Kassiers in der kantonalen FDP innehat, liess in Schaffhausen grossflächige Wahlplakate in russischer Sprache und kyrillischer Schrift aufhängen. Vom *Blick* gefragt, was es damit auf sich habe, erklärte Mundt, es sei ihm aufgefallen, «dass es in Schaffhausen doch viele russischstämmige Leute gibt». Da diese aus eigener Erfahrung die Schrecken des Kommunismus kennen würden, «im Gegensatz zu den Schönschwätzern aus SP und Grünen», rechnet Mundt damit, dass sein Wahlspruch bei ihnen auf besonders fruchtbaren Boden fallen wird: «Mehr Freiheit, weniger Staat!», oder eben: «больше свободы, меньше администрации». (fsc)

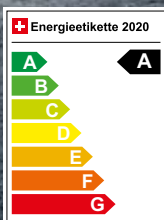
**Sylvester Stallone**, Leinwand-Boxlegende, muss neuerdings finanzielle Tiefschläge einstecken. Zuerst verkaufte er seine Ferienvilla im kalifornischen La Quinta unter Wert für 3,5 Millionen Dollar. Vor zehn Jahren hatte er eine Million mehr gezahlt. Nun stiess er auch noch die Spezialanfertigung seines Cadillac Escalade mit Polsterfauteuils und Entertainment Center billig ab. Er erzielte 350 000 Dollar, fast 60 000 Dollar unter Neuwert; ein Automobil gleicher Bauart – wenn auch vielleicht keine Spezialanfertigung – fährt übrigens SNB-Präsident **Thomas Jordan**. (ky)



# DER NEUE SUV PEUGEOT e-2008. FULL ELECTRIC



| JETZT PROBE FAHREN



MOTION & e-MOTION



PEUGEOT

# Streiche Ali, setze Hamilton

Auf der Rennstrecke ist Lewis Hamilton dabei, der grösste Fahrer aller Zeiten zu werden. Daneben hat er eine Aura entwickelt, wie sie die Sportwelt lange nicht mehr gesehen hat.

Elmar Brümmer

Seine wichtigsten Leitsätze und Symbole hat sich Lewis Hamilton direkt in die Haut stechen lassen. Flächendeckend zierte ein etwa 20 Zentimeter grosser Löwenkopf den linken Brustkorb. Das Tattoo als Ausdruck einer Philosophie: «Der afrikanische Löwe symbolisiert das Beherrschen der Emotionen. Er brüllt ohne Furcht, sammelt die Kraft der Sonne, um sie in Form seines Willens freizusetzen. Er schreit seine Kraft als Warnung heraus.» Den Gegenpol bildet der Rücken des Rennfahrers. Dort prangt ein grosses Kreuz, darüber steht sein eigentliches Mantra: «Still I rise» – ich wachse immer noch.

Die allerwichtigste Botschaft aber trägt der derzeit beste Rennfahrer der Welt tiefer in sich und plakatig auf T-Shirts: «Black lives matter» oder «Black is a vibe». Er zeigt sie vor jedem Grand Prix, wenn er vor der Nationalhymne des Gastgeberlandes niederkniet. Auch die Mehrheit seiner Rivalen in der Formel 1 hat er dazu gebracht, sich mit dieser Geste gegen Rassismus zu bekennen. Das will etwas heissen in einer Szene, in der bislang für die meisten klischeehaft nur viel Geld und schnelle Autos eine Rolle gespielt haben. Nach Siegen reckt Hamilton die rechte Faust in die Luft, jener *black power salute*, der bei Olympia 1968 auf die Rechte von Schwarzen aufmerksam machte.

## Rasender Missionar

Lewis Hamilton sagt, dass es sich um das wichtigste Jahr seiner Karriere handelt. Nicht nur, weil ihm nur noch vier Siege zur Rekordmarke von Michael Schumacher fehlen. Der Brite spürt seine Macht auch neben der Rennstrecke: «In Zeiten wie diesen um den WM-Titel zu kämpfen, das bestärkt einen. Wer hätte gedacht, dass sich alles ändern kann?» Das klingt doppeldeutig, nach einer persönlichen Revolution im Motorsport und einer generellen der Gesellschaft. Die Machtfülle des Lewis H. kommt genau aus dem Wandeln zwischen diesen Welten. Er trennt die Rollen nicht, sie sollen sich befruchten. Die Kraft, die in ihm steckt, will er wie ein rasender Missionar auf andere übertragen: «Es verleiht der ganzen Meisterschaft

eine neue Bedeutung und gibt mir selbst neue Energie für den Kampf. Ich spüre, dass es ein Teil meiner Aufgabe ist, den Wandel voranzutreiben und zu unterstützen.»

So startete der Automobilweltverband FIA nach Hamiltons lautem Protest gegen das Schweigen des Motorsports nach dem Tod von George Floyd die Aktion #WeRaceAsOne, Regenbögen auf den Schutzbügeln der Formel-1-Autos künden davon. Mercedes hat seine Silberpfeile symbolhaft schwarz lackiert. Dass Lewis Hamilton der derzeit einzige Pilot mit Weltstarqualitäten ist, wusste man. Seine Aura ist überall zu spüren, wo er auftritt. Plötzlich ist da aber viel mehr an Persönlichkeit. Als braver Schützling bei McLaren war ihm noch verboten worden, sich über seine Hautfarbe zu definieren. Erst heute bei Mercedes, ausgerechnet in diesem überkorrekten deutschen Konzern, haben sie erkannt, dass man dem Ausnahmetalent besser freien Lauf lässt.

Aufgewachsen ist Hamilton im ärmeren Londoner Norden. Er musste kämpfen, mit Worten und Fäusten, später mit seinem Können am Lenkrad, in einem von den Reichen und Weissen geprägten Sport. Jetzt, mit 35, in seiner 14.

Saison in der Königsklasse des Motorsports, steht er kurz davor, mit Schumachers sieben Rekord-Titeln gleichzuziehen. Ans Aufhören denkt er nicht, er befindet sich auf dem Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit und kann sich vorstellen, drei weitere Jahre anzuhängen.

## Ganz auf Angriff ausgerichtet

Es ist nicht nur das Leben auf der Überholspur, dass Lewis Hamilton so faszinierend erscheinen lässt. Die meisten Rennfahrer üben nicht nur ihr Tun hinter verspiegelten Vollvisierhelmen und verpackt in feuerfeste Anzüge aus, sie schirmen auch ihr Privatleben hermetisch ab. Hamilton hingegen lässt die Öffentlichkeit daran teilhaben, zumindest an dem, was er davon teilen möchte. 18,8 Millionen Abonnenten bei Instagram, 5,8 Millionen Follower bei Twitter machen ihn zu einer Marke, zu einer Macht. So verbreitet er seine vielen Anliegen. Das Schicksal von Halbbruder Nicolas, der unter infantiler Zerebralparese leidet, hat ihn zum Vorkämpfer für die Gleichberechtigung behinderter Menschen werden lassen. Nach der Umstellung auf vegane Ernährung zieht er gegen Tierversuche zu Felde. Hamilton geisselt auch die Verschmutzung der Meere und ruft zur Besinnung auf mehr Nachhaltigkeit aufzurufen: «Die Welt ist ein trauriger Ort, es wäre ignorant, wenn wir über die Problematik hinwegsehen würden.»

Seine eigene Jet-Set-Karriere ist dabei einer der vielen Widersprüchlichkeiten, aber diesen Wechsel beherrscht er so überzeugend wie die Lenkbewegung von links nach rechts. «Ich will, dass mein Leben eine Bedeutung hat», erklärt er, «ein Teil der Probleme zu sein, das ist nicht bedeutend; Teil der Lösung zu sein hingegen schon.» Lewis Hamiltons ganze Körpersprache ist meist auf Angriff ausgerichtet. Als Idol hat er Muhammad Ali und dessen Taktik im Schwergewichtskampf 1974 gegen George Foreman auserkoren, «Rope-a-dope» genannt: «Er hing in den Seilen und hat dem anderen die Oberhand gelassen, bis er den richtigen Zeitpunkt gefunden hatte, um das Blatt zu wenden.» Streiche Ali, setze Hamilton.





# Banking und Versicherungen aus einer Hand?

Unser **Alles-drin-Paket** für Gründer und  
Selbstständige macht's möglich.

Jetzt online beantragen:  
**[ubs.com/startbusiness](https://ubs.com/startbusiness)**

# Salondame der freien Welt

Die *Quillette*-Gründerin Claire Lehmann bietet dem radikal freien Austausch von Ideen einen Hort und ist Teil einer weltweiten Bewegung.

Milosz Matuschek

Man kann aus fast totem Holz wieder einen Baum machen, wenn der Nährboden dafür fruchtbar ist. Es ist genau die Idee des Stecklings, französisch *quillette*, die für die derzeit aufregendste und mit erfolgreichste Online-Publikation der letzten Jahre steht. Claire Lehmann, 35 Jahre alt, verheiratet und Mutter von zwei Kindern, beschloss im Jahr 2015, im letzten Jahr ihres Psychologiestudiums, dem in Bedrängnis geratenen freien Diskurs einen Nährboden, eine Heimat zu bieten – und landete fast per Zufall einen publizistischen Hit, ein «*Landlust für intellektuelle Querdenker*». *Quillette* ist ein Magazin, das sich rigoros der Wahrheitssuche verpflichtet fühlt. Unaufgeregt im Ton, evidenzbasiert und stets dem Ansatz verpflichtet, Probleme bei der Wurzel zu packen. In einem geistigen Umfeld, das sich durch *cancel culture*, schrille Identitätspolitik und die Aufweichung von Standards der Wissenschafts- und der Meinungsfreiheit auszeichnet, ist das zwangsläufig radikal – in der freien Welt sollte es gleichwohl normal sein.

Es ist stets die geistige Situation der Zeit, die Intellektuelle gebiert oder eben nicht. So auch bei Lehmann: Die Australierin studierte Englisch und sah, dass postmoderne Ideologien hier mehr galten als Wissenschaftlichkeit. Sie wechselte auf Psychologie und machte hier eine ähnliche Erfahrung, wenn es um geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen geht – ein politisch vermintes Gelände. Die Wissenschaft war offensichtlich betriebsblind geworden für eigene Tabus und kampfunfähig bei der Verteidigung der eigenen Standards. Die Institution war korrumpiert. Es brauchte Schützenhilfe von aussen, ein Gegengewicht. Lehmann erlebte den Kulturbruch im Innenraum des Wissenschaftsbetriebs – die Ersetzung von Wahrheitssuche durch Ideologie und Politisierung – hautnah mit und stellt sich seitdem diesem Trend entgegen, der inzwischen längst durch Redaktionsstuben, den Kulturbetrieb, ja: den gesamten öffentlichen Debattenraum wabert. Die Feministin Christina Hoff Sommers nannte *Quillette* einmal die «Insel der geistigen Gesundheit inmitten eines Meers an Wahnsinn».



Gibt es Licht am Ende des Tunnels? Publizistin Lehmann.

*Quillette* wurde so fast aus dem Nichts zum publizistischen Organ für Intellektuelle, die sich dem heterodoxen Denken verpflichtet fühlen, aber dafür in den Akademien auf immer weniger Unterstützung bis hin zu offener Feindseligkeit trafen und Ausgrenzung erfuhren. Im freien Westen hatte sich bizarrerweise eine Art Untergrund gebildet, der sich eher humoristisch motiviert «Intellectual Dark Web» nennt und zu dem man auch Claire Lehmann zählen darf. Intellektuelle wie Eric Weinstein, Jordan B. Peterson, Jonathan Haidt oder Niall Ferguson gehören dazu, ebenso Sam Harris, Dave Rubin oder der Youtuber Joe Rogan. Was sie eint, ist eine gewisse libertäre Grundhaltung und die Kompromisslosigkeit bei der Bewahrung offener Debattenräume. Es ist fast wie in der Zeit der europäischen Aufklärung: geschasste Denker und Renegaten des freien Wortes sammeln sich als Anti-Mainstream unter dem losen Label eines Salons. Und wie damals öffnen freiheitsliebende Frauen den Denkern die Tür zu ihrem Wohnzimmer. Wenn das Intellectual Dark Web so etwas wie die Erben Voltaires sind, dann ist Claire Lehmann deren *salonnière*, die Louise d'Épinay des 21. Jahrhunderts, die in ihren virtuellen Salon zum Gedankenaustausch bittet.

Ist das nicht ironischerweise auch eine Erfolgsgeschichte des Feminismus? Eine Frau hält der ideologischen Verblendung der Gender Studies

den Spiegel vor und emanzipiert sich unter anderem dadurch selbst von der Identitätsgruppe der Geschlechtsgenossinnen. Lehmann ist damit eine Vorreiterin der Emanzipation vom Feminismus. Oder augenzwinkernd gesagt: eine Frau, die den Kern des Feminismus begriffen hat. In Lehmann sind Denken und Handeln, Erleben und Gestalten, die grosse wie die kleine Welt von Theorie und Praxis biografisch miteinander so dicht verwoben, dass sie kongruent erscheinen. Sie zeigt damit am eigenen Beispiel, dass es die Ideologien, die sie bekämpft, auch tatsächlich gibt und dass sie nicht nur Gespenster sind. In ihrem Salon wurden die grossen Debatten minutiös auseinandergenommen: die Kündigung eines Google-Mitarbeiters («Google-Memo») wegen genderkritischer Äusserungen, die laxen wissenschaftlichen Standards in den Geisteswissenschaften («Grievance Studies»-Affäre). Schliesslich die Exzesse rund um #MeToo. Das Erfolgsrezept von *Quillette* und Claire Lehmann? Sie spielt das jakobinische Spiel nicht mit. *Quillette* ist selbst keine «Quillotine». Lehmann bekämpft den Wohlfahrtsausschuss der Gutmenschen durch Absenz. Sie will weniger Stammesdenken und keinen neuen Stamm der Noch-«Wokeren». Ihr publizistisches Ziel ist damit viel breiter, als nur die Auswüchse von Gender-, Identitätspolitik oder Political Correctness zu bekämpfen. Sie will den Balken brechen, der in den Speichen des Fortschritts klemmt. Sie will nicht, dass der Bauch über den Kopf siegt. Eine Gesellschaft, die mit den Vorurteilen in den Eingeweiden denkt statt mit dem Kopf, ist verloren für jegliche emotional aufgeladenen Manipulationen. Gibt es also ein Licht am Ende des Tunnels? Ja: Während manche etwas defätistisch das Ende der Intellektuellen ausrufen, läuft sich eine neue Riege von Intellektuellen gerade erst warm.

Bleibt nur noch eine Frage: Wo bleiben in all dem die Europäer.

Milosz Matuschek ist stv. Chefredaktor des *Schweizer Monats* und langjähriger NZZ-Kolumnist. Zuletzt veröffentlichte er «Kryptopia» und «Generation Chillstand».

# Winterlochleugner

Für wie dumm verkaufen uns inkompetente Sozialdemokraten und Grüne?



Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern? Politisieren ist immer auch Revidieren. Nach Fukushima hat Angela Merkel den Ausstieg aus der Atomenergie durchgesetzt. Obwohl sie kurz zuvor die Laufzeiten der Atomkraftwerke noch verlängern wollte. Ende 2022 heisst es für den Atomstrom in Deutschland: aus die Maus.

In der Schweiz krochen SP und Grüne Doris Leuthard auf den Leim. Der gefeierte Schweizer Atomausstieg ist der Garantieschein für den Weiterbetrieb der ältesten Rostreaktoren der Welt. Eine rotgrüne Blamage sondergleichen.

Jetzt hat Angela Merkel in der EU mit einer Spitzkehre im Gegenhang den ersten entscheidenden Schritt Richtung Transferunion durchgesetzt. Versuchen wir die Grössenordnung des Merkel-Paketes zu verstehen: Alle Deutschen bezahlen durchschnittlich 1000 Franken Zuschüsse à fonds perdu. Alle Italienerinnen und Italiener erhalten durchschnittlich 1000 Franken für den Wiederaufbau. Einmalig. Das ist so viel, wie die Bernerinnen und Berner pro Nase jedes Jahr aus dem Finanzausgleich erhalten.

Die Brüsseler Entscheide kommen auch der zu einseitig exportorientierten Schweiz zugute. Und deshalb fordern die europafreundlichen SP-Parlamentarier, dass sich die Schweiz am Wiederaufbaufonds beteiligt. Denn wenn wir nicht aktiv würden, dann müssten wir dies unter dem Absingen wüster Lieder früher oder später so oder anders machen. Die Stossrichtung stimmt, die Idee hat aber Luft nach oben.

Simonetta Sommaruga ist eine überstrukturierte Doris Leuthard z.o. Sie hat keinen Plan für den schnellen ökologischen Umbau, der

sich heute rechnet. Und auch für Italien hat sie sich nichts überlegt.

**Winterloch 1:** Wenn die Schweiz richtigerweise die Atomkraftwerke abstellt, abstellen muss, haben wir im Winter nur mehr fünfzehn Milliarden Kilowattstunden selbst produzierten Strom. Vorab aus Wasserkraft. Das reicht nirgendwohin.

**Winterloch 2:** Wenn wir richtigerweise subito auf Elektro-Autos und Wärmepumpen umsteigen, sparen wir viel Geld, aber wir werden

*Simonetta Sommaruga  
ist eine überstrukturierte  
Doris Leuthard z.o.*

das grösser werdende Winterloch halbwegs effizient stopfen müssen.

**Winterloch 3:** Sommerstrom ist Katzensgold. Knapper Winterstrom ist pures Gold. Und wie Schutzmasken strategisch unverzichtbar. Das Winterloch beträgt nach dem Aus der Atomkraftwerke mindestens 25 Milliarden Kilowattstunden. In der Schweiz kann man es nur mit Freilandanlagen und somit mit Hilfe der Bauern auf die Schnelle rentabel stopfen. Mit Abstand am effizientesten sind hierbei alpine bifaziale Solaranlagen auf über 2000 Meter über Meer. Sie produzieren im Winter gleich viel Strom wie im Sommer. Fast 1000 Kilowattstunden pro installiertes Kilowatt.

Leider streunen ein paar Problembären und Winterlochleugner durch das politische Unterholz. Roger Nordmann will, dass die Schweiz frühestens 2050 vielleicht klimaneutral wird.

Der esoterische Raimund Rodewald läuft sich schon jetzt gegen Freilandanlagen warm.

Und jetzt kommen die Grünen mit Sébastien Girod und legen ein Konzept vor, das keinen Unterschied zwischen Winterstrom und Sommerstrom macht. Wie ist so viel rot-grüner Kabis möglich?

Was, wenn die Herren Nordmann, Rodewald, Girod und Co. erfolgreich solare Freilandanlagen verhindern? Dann braucht es halt einen Plan B.

**Ende Winterloch 1:** Im Westbalkan kann man mit Windkraftwerken und Solaranlagen problemlos 25 Milliarden Kilowattstunden Winterstrom produzieren. Zu Spottpreisen.

**Ende Winterloch 2:** Diese Kilowattstunden müssten mittels Seekabeln → die sich in der Nord- und Ostsee bewährt haben → bis nach Mestre transportiert werden. Von Mestre müssten unterirdische Leitungen den Strom Richtung Puschlav und Richtung Tessin transportieren. Rein in unsere 380-KV-Netze.

**Ende Winterloch 3:** Die Italiener dürfen die von der Schweiz finanzierten Leitungen bauen, wenn sie auch so schnell unterwegs sind wie bei der Morandi-Brücke in Genua.

**Ende Winterloch 4:** Und die Schweizerinnen und Schweizer bezahlen für jede Kilowattstunde Winterstrom einen Rappen als Durchleitungsabgabe an die staatlichen italienischen Eigentümer.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Ist Bayern zu gross für Deutschland?

Würden in der deutschen Politik nur Ratio und Verstand zählen, dann hätte längst ein Bayer das Land regieren müssen.

Jan Fleischhauer

**M**arkus Söder soll Kanzler werden, so steht es in den Zeitungen. Die *Süddeutsche* macht sich auf ihren Kommentarseiten schon mal Mut für den Tag X. Der *Spiegel* malt sich in einer Mischung aus Angstlust und sehnsuchtsvoller Erwartung aus, wie der Wechsel von München nach Berlin gelingen könnte.

Ich bin bei Söder befangen, wie bei allem, was Bayern und die CSU angeht. Ich lebe seit sechs Jahren in München. Wie viele Migrant\*innen neige ich zur Überidentifikation mit der neuen Heimat. Ich sage «Grüss Gott», wenn ich ein Geschäft betreue, und verabschiede mich mit einem herzlichen «Pfiati». Ich spreche nicht von «Brötchen», sondern von «Semmeln». Irgendwo habe ich sogar eine Lederhose, die ich gleich nach meinem Umzug erstanden habe. An meinen Auftritt im Janker in unserem Fernsehduell bei RTL erinnert sich Jakob Augstein bis heute.

Ich gehöre auch zu den wenigen Journalisten, die sich für Söder als Ministerpräsidenten ausgesprochen haben, und zwar zu einem Zeitpunkt, als noch unklar war, ob es Horst Seehofer nicht doch gelingen würde, ihn als Nachfolger zu verhindern. Ich weiss nicht, ob das für oder gegen mich spricht. Aus Sicht meiner Kollegen vermutlich klar gegen mich. In jedem Fall zeigt es, wie ich finde, dass ich bei meinen Einschätzungen zum Verlauf der söderschen Karriere nicht grundsätzlich falsch liege.

Söder würde gerne Kanzler werden, daran habe ich keinen Zweifel. Im Augenblick spielt er auf Zeit, das heisst, er sagt, dass sein Platz in Bayern sei (wo sollte er auch sonst sein?). Andererseits würde er sich, wenn Partei und Land ihn rufen, dem schweren Gang nicht verweigern. Was man eben so sagt, wenn noch nicht einmal ausgemacht ist, dass einen die eigenen Leute als Kandidaten wollen.

Im Gegensatz zu seinem Image ist Söder ein vorsichtiger Mensch. Wie alle Instanzpolitiker hat er ein Gefühl für Stimmungen und Stimmungsumschwünge. Notfalls hilft er mit Umfragen nach. Wenn er einen politischen Standortwechsel einleitet, heisst das also, dass



*Hart erarbeitete Volkstümlichkeit:*  
Ministerpräsident Söder.

er dort bleibt, wo er schon vorher war: nämlich bei der Mehrheit. Söder ist kein Politiker, der den Menschen Grösseres zumuten würde. Er käme nie auf die Idee, wie sein Vorgänger Edmund Stoiber, aus politischem Ehrgeiz ein Projekt anzuschieben, das zwar sachlich geboten erscheint, aber bei einer nennenswerten Zahl von Wählern nur Missmut hinterliesse. Man kann das als Ausdruck von Opportunismus sehen – oder als Ausweis einer erfrischend unideologischen Herangehensweise.

## «Spezlwirtschaft» und «Bazitum»

Als die AfD zulegte, war Söder der entschiedenste Flüchtlingspolitik-Kritiker in der Union. Als die Grünen ihren Höhenflug antraten, umarmte er jeden Strauch und jeden Baum, der nicht rechtzeitig Reissaus nehmen konnte. Selbstverständlich setzte er sich auch an die Spitze des Volksbegehrens gegen das Bienensterben, als sich die Schlange der Unterzeichner vor dem Münchner Rathaus bis zum Stachus zu ziehen drohte. In ganz Deutschland wird man keinen grösseren Bienenfreund als den bayerischen Ministerpräsidenten antreffen! Jetzt ist er eben der oberste Corona-

Bekämpfer, jedenfalls bis zu dem Moment, an dem die Stimmung kippt und sich die Vorstellung durchsetzt, man übertreibe mit der Maskenpflicht. Dann wird er davor warnen, dass man bei aller Sorge um die Gesundheit auch die Freiheitsrechte im Blick behalten müsse.

Mit seiner Umsichtigkeit entspricht er der Partei, der er vorsteht. Die CSU ist im Kern eine zögerliche, um nicht zu sagen ängstliche Partei. Sie tut immer ganz wild. Aber wenn es darauf ankommt, sucht sie einen Ausweg, der es ihr erspart, den wilden Worten Taten folgen zu lassen. Horst Seehofer hat in den vergangenen Jahren so viel rote Linien gezogen, dass mir jetzt noch schwindlig ist von den anschliessenden Ausweichmanövern. Insofern ist der Rausch, in den sie sich bei der CSU im letzten Landtagswahlkampf gegen die Kanzlerin in Berlin hineinsteigerten, eher untypisch. In Wahrheit hatten sie fest damit gerechnet, dass Angela Merkel ein Einsehen haben werde und sie wieder gefahrlos von dem Baum heruntersteigen könnten, auf den sie sich selbst gescheucht hatten. An den Kopfschmerzen, die sie sich bei dem Abenteuer zugezogen haben, laborieren sie in der Münchner Parteizentrale noch heute.

Zwei Mal in der Geschichte der Bundesrepublik haben Politiker aus Bayern versucht, ins Kanzleramt vorzustossen; der eine war Franz Josef Strauss, der andere Stoiber. Beide Male ging es schief. Strauss, den sie bis heute in der CSU wie einen Heiligen verehren, war die Personifikation des bayerischen Starkbier-Politikers: hinreissend im Auftritt, intellektuell brillant und erstaunlich emotional, was seine Feinde dann erfolgreich gegen ihn zu verwenden wussten. Der sehr viel diszipliniertere Stoiber kam dem Kanzleramt bis auf ein paar tausend Stimmen nahe, aber auch hier überwog am Ende das Misstrauen des evangelischen Nordens gegenüber dem katholischen Süden.

Ist Bayern zu gross für Deutschland? Das ist die Frage, die bei Strauss und Stoiber im Hintergrund stand und die auch bei Söder unausgesprochen über dem Wahlkampf stehen



würde. Dass die Bayern anders sind als die anderen, davon gehen sowohl die Bayern als auch die anderen aus. Wie gross der Unterschied und die daraus resultierenden Missverständnisse sind, zeigt sich schon beim Umgang mit Affären. Was haben wir Journalisten uns nicht die Finger wund geschrieben, um den bayerischen Sumpf trocken zu legen. Dabei wird regelmässig übersehen, dass das protestantische Sündenverständnis den Süden nie wirklich erreicht hat.

«Spezialwirtschaft» und «Bazitum» mögen anderswo Schimpfwörter sein, hier sind sie eine Beschreibung des Way of Life. Strauss soll in seiner Zeit mehrere Millionen Euro auf die Seite gebracht haben, so wird es von bösen Menschen kolportiert. Einige wissen sogar die sagenhafte Zahl von 180 Millionen Euro zu nennen. Wenn überhaupt, dann haben diese Summen das Ansehen des Grössten aller Bayern in seiner Heimat eher noch steigen lassen.

Das heisst nicht, dass einen nicht auch in Bayern der Nepotismus zu Fall bringen kann, siehe den Sturz des armen Fraktionschefs Georg Schmid, der vor Jahren über die grosszügige Beschäftigung seiner Ehefrau stürzte. Man darf sich halt bei seinen Schiebereien nicht zu dumm anstellen. Oder sich vorher nicht so unbeliebt gemacht haben, dass die Entdeckung einer Missetat den Anlass bietet, den Weg für einen Nachfolger freizuräumen. Hier mag es, bundespolitisch gesehen, von Vorteil sein, dass Söder Protestant ist, ihm also das offensichtlich Korrupte fehlt. Was in Bayern als Ausweis von Schläue gilt, ist im Rest der Republik eine Sünde, die mit sofortiger Verbannung geahndet wird. Da reicht ja schon eine falsch gesetzte Fussnote in der Doktorarbeit, um einen daran aufzuknüpfen.

Das zweite Missverständnis betrifft die Auswahlkriterien für das politische Personal. Weil Bayern als der letzte Hort konservativer Werte gilt, wird selbstverständlich davon ausgegangen, dass die handelnden Akteure an ihren Bekenntnissen zu einem gottgefälligen Leben gemessen werden. Nichts könnte ferner von der Wahrheit liegen. Der Nachweis ausserehelich gezeugten Nachwuchses zum Beispiel ist für die Bewerbung zum Ministerpräsidenten kein Handicap, sondern eher Empfehlung. Der Bayer wünscht sich Politiker aus Fleisch und Blut, keine Pastoren, deshalb verzeiht er ihnen auch manchen Fehltritt. Man könnte sogar sagen, er erwartet diesen geradezu. Zur Not wird halt ein Rosenkranz mehr gebetet. Das werden sie bei der SPD nie verstehen, dazu sind sie dort zu brav. Auch deshalb bekommen die Sozialdemokraten in Bayern kein Bein auf den Boden.

Da Politik im Süden immer etwas von Kirmesbetrieb hat, ist man als Politiker gut beraten, sich einer lebhaften, anschaulichen Sprache zu bedienen. Wer in Bayern in die erste Reihe aufzurücken will, muss im Bierzelt bestehen. Das ist

der Test, dem sich bislang noch jeder Ministerpräsident vor seiner Krönung unterziehen musste. Damit ist auch ausgeschlossen, dass es Menschen ganz nach oben schaffen, die im Hinterzimmer des Parteiklüngels reüssieren, vor dem grossen Publikum aber durchfallen. Der Listenkandidat, der sich auf die Unterstützung des Polit-Establishments verlässt, ist in Bayern nahezu unbekannt. Hier liegt aus meiner Sicht der Schlüssel für den nach wie vor erstaunlichen Erfolg der CSU, die seit Jahren in allen Umfragen und dann auch Wahlen vor ihrer Schwesterpartei liegt.

Hätte Söder das Zeug zum Kanzler? Das ist eine Frage, die interessanterweise kaum gestellt wird. Söder ist vor allem auch ein sehr misstrauischer Mensch, was man auf den ersten Blick nicht vermuten sollte. Niemand beackert

### *Als die Grünen ihren Höhenflug antraten, umarmte er jeden Strauch und jeden Baum.*

so hingebungsvoll die Bierzelte wie er. Wenn es irgendwo ein Wiesnfest oder eine Feuerweereinweihung zu feiern gibt, dann ist er zur Stelle. Hier liegt die Wurzel seiner Popularität, gegen die nicht einmal Seehofer ankam, der nun wirklich alles daran gesetzt hat, ihm den Weg in die Staatskanzlei zu verlegen.

Seine hart erarbeitete Volkstümlichkeit täuscht allerdings darüber hinweg, dass er in Wahrheit ein Einzelgänger ist. Söders grösste Schwäche besteht darin, dass er unfähig ist, Loyalität zu stiften. Das verbindet ihn mit Seehofer, aber im Gegensatz zum Bundesinnenminister, der eine Freude am Spiel mit anderen Menschen hat, ist Söder bei seinen Rochaden

kalt bis ins Herz. Von wem er sich keinen Nutzen mehr verspricht, der wird abserviert, das gilt auch für Leute, die ihm eben noch treu gedient haben. Als Minister kann man so agieren, auch als Ministerpräsident. Im Zweifel ist die Angst vor der Bestrafung immer stärker als der Drang, sich der Presse anzuvertrauen. Als Kanzler funktioniert dieses Führungsprinzip nicht mehr, dafür sind das Land und die Zahl derer, die trotz Parteibindung unabhängig von einem sind, zu gross. Wer aber auch in den eigenen Reihen mehr Menschen hat, die einem den Misserfolg wünschen, als Mitstreiter, die am Gelingen interessiert sind, der verzettelt sich irgendwann in Vergeltungs- und Rachegefechten.

Das andere Handicap ist, natürlich, Söders Herkunft. Einerseits wird der Bayer bewundert, auch wenn man sich das ausserhalb nicht gerne eingesteht. Alles an Bayern glänzt: die Verwaltung, die Wirtschaft, der Himmel über den Alpen. Aber das heisst noch lange nicht, dass man einen Bayern deshalb auch im Rest der Republik ans grosse Ruder lassen möchte.

Wenn sie eines in Bayern nicht beherrschen, dann, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen. Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit erinnern sie die ärmeren Verwandten daran, dass sie es sind, die am Ende die Zeche zahlen. Das entspricht durchaus der Realität, macht einen aber halt nicht beliebter. Wenn der arme Verwandte die Gelegenheit hat, es dem reichen Onkel heimzuzahlen, dann nutzt er diese in der Regel, auch wenn er sich selbst damit schadet. Würden in der Politik nur Ratio und Verstand zählen, dann hätte längst ein Bayer das Land regieren müssen. Dass es bislang immer anders gekommen ist, sagt uns auch etwas über den Vernunftgrad von Politik.

## FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

### Grosse Diskussion zur Begrenzungsinitiative

Ab Montag, 24. August, täglich um 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 31. August, täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z

und unter:

[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)

# Sprung nach Paris

Darius Rochebin holte die Weltpolitik ins Westschweizer Fernsehen. Jetzt gelingt ihm, was die RTS-Direktion nie für möglich hielt.

Peter Rothenbühler

Es war eine traurige und überraschende Nachricht: «Darius geht!» Der beliebteste «Tagesschau»-Moderator der Radio Télévision Suisse (RTS), Darius Rochebin, das Gesicht des welschen Fernsehens, verlässt uns. Dabei gehört er doch zur Familie. Man sagt im Welschland nicht: «Still, die Tagesschau.» Sondern: «Schau, was Darius sagt.»

Rochebin verkörpert das Welschland wie der Jet d'Eau die Stadt Genf oder das Schloss Chillon den Lac Léman. Er ist eine Ikone der welschen Popkultur.

Jetzt wurde Darius Rochebin den Romands entwendet. Geklaut vom grössten französischen Privatsender TF1, der seit der Privatisierung des Ersten Fernsehens durch Präsident François Mitterrand dem Grossunternehmer Bouygues gehört. Dort wird Rochebin bei der TF1-Tochter LCI ab Herbst täglich zur Prime-time ein Interview produzieren.

Welsche jeden Alters melden sich: «Darius, das kannst du uns nicht antun!» Er selbst hat sich in Zeitungsgesprächen und am 2. August am Bildschirm vom Publikum verabschiedet, «überwältigt von den unzähligen Reaktionen, das ist schon ein stark emotionaler Moment, diese Trennung». Aber fest entschlossen, mit 53 nochmals durchzustarten, und zwar im Haifischteich des PAF, des «paysage audiovisuel français».

## Auch sonntags nur in dunkler Schale

Es gibt kaum eine Fernsehlandschaft, wo so viele Talente so aggressiv um gute Jobs buhlen wie in Paris. Wo ältere Semester gnadenlos durch jüngere ersetzt werden, auch wenn die Einschaltquote noch stimmt. Wo nur selten einer aus der Provinz eine Chance hat.

Für Rochebin machen die Franzosen eine Ausnahme. Sie haben gesehen, dass er kein normaler «Tagesschau»-Sprecher ist. Er ist die «Tagesschau», leitet die Redaktionskonferenz, holt selber Gesprächspartner herein, präsentiert elegant im dunklen Anzug mit Krawatte. Freundlich, charismatisch, präzise, nie in Versuchung, glatte Sprüche zu dreheln. Ein überzeugender Anchorman, wie er im Lehrbuch steht. Und oben-dreien Wunschschwiegersonn der welschen Müt-



Alle hat er rumgekriegt: Rochebin.

ter. Auch sonntags sieht man den grossen Mann nur in dunkler Schale (ohne Krawatte).

Vor ein paar Jahren wollte er, inzwischen verheiratet mit einer diskreten Ärztin (zwei Töchterchen), was Neues machen. Finanziell interessante Angebote von Genfer Privatbanken lockten, doch er wollte im Journalismus bleiben und rang seinen RTS-Chefs eine eigene Interviewsendung mit dem Titel «Pardonnez-moi» ab, die zuerst zu Unzeiten ausgestrahlt wurde, dann wegen Grosse Erfolgs in die Prime-time rutschte. Rochebin überzeugte mit seinem Interviewstil, «eine harte Faust in einem weichen Handschuh», schrieb mal einer.

Er recherchiert wie ein Besessener, weiss alles über die Gesprächspartner, hört zu, öffnet die Gespräche sanft, schlägt erst gegen das Ende zu: Niemand stellt die unangenehmsten Fragen so charmant wie er. Ist der Gesprächspartner düpiert, nimmt er ihn sofort wieder sanft zur Brust.

Alle hat er rumgekriegt: Dank seines grossen Netzwerks konnte er von Putin über den Papst bis zu Achmedinedschad und dem Dalai Lama und dreimal Präsident Emmanuel Macron alle interviewen. Macron sagte über ihn: «Endlich einer, der wirklich zuhört.» Die grosse Zeitung *Le Parisien* nannte ihn «Le Federer de l'Interview», andere schrieben enthusiastisch vom «besten Journalisten Europas».

Für einen Schweizer Kulturschaffenden ist «monter à Paris» (nach Paris raufgehen) das Grösste, nur wenige schafften es, zum Beispiel der Musiker Stephan Eicher, die Schauspieler Marthe Keller, Vincent Perez und Bruno Ganz, die Schriftsteller Jacques Chessex und Joël Di-

cker. Aber nie gelang der Sprung nach Paris einem hiesigen Fernsehstar.

Trotz der Popularität ist Rochebin in der deutschsprachigen Schweiz so unbekannt wie Katja Stauber oder Beni Thurnheer in der Westschweiz. Die besten welschen Kulturschaffenden oder TV-Stars mögen bis nach Paris ausstrahlen, in der Deutschschweiz sind sie Nobodys, und umgekehrt. Man weiss zwar, wer Nicolas Bideau, der Leiter von *Présence Suisse*, ist. Aber wer kennt schon den viel berühmteren Vater Jean-Luc Bideau, der in Frankreich als Serien- und Filmstar so populär ist wie Mike Müller bei uns?

## Er biss auf die Zähne

Nun stellt sich die Frage: Warum liess die RTS ihr Gesicht fahren? Die Antwort ist einfach. Die wussten schon, was sie an Darius hatten, der jährlich mehrmals auf der Titelseite der *Illustré* erschien. Aber sie meinten, der habe sowieso keine Alternative. Wie alle andern: einmal RTS, immer RTS. Auch wenn's im Besenschrank ist.

Darum hat die RTS-Direktion auch gewagt, vor einem Jahr auf Drängen jüngerer Kollegen das Sendermaskottchen Darius aufs Wochenende zu schieben und einen Jüngeren als «Telegenjournal»-Moderator wochentags zu installieren, «ein Radiogesicht», wie *Le Matin* höhnte.

Folge: Rochebin biss auf die Zähne, machte die «Tagesschau» am Wochenende zum Ereignis, mit Traumquoten, und stahl einmal mehr allen die Show. Was natürlich die Kollegen im Fernsehturm arg genervt hat. Roger Schawinski hat mal treffend gesagt: «Eins werden dir die Kollegen nie verzeihen, den grossen Erfolg.»

Dann kam das fantastische Angebot aus Paris. «Wir wollen die Besten. Wir haben Sie beobachtet, wir brauchen Sie», sagten die Franzosen. Die SRG-Kader haben vergebens versucht, ihn zum Dableiben zu überreden. Der elegante Rochebin ist nicht einer, der markt. Der Vertrag war schon unterschrieben.

Aber auch die RTS zeigte sich von der eleganten Seite: Zum Abschied wurde der verlorene Sohn mit Lob und Blumen überhäuft, virtuellen und echten. Und die lieben Kollegen sind den grossen Schatten endlich los.

Exklusiv für Weltwoche  
LeserInnen

PRO-IDEE Gutschein\*

15.- Fr.

Ihre  
Gutschein-Nr.  
196331W

Gültig bis  
27.08.2020

Bitte bei Ihrer Bestellung angeben.

\*Natürlich können Sie Ihren 15-Fr.-Gutschein auch  
im Internet unter [www.proidee.ch](http://www.proidee.ch) einlösen. Eine  
Barauszahlung ist nicht möglich. Der Gutschein ist  
gültig für das gesamte Sortiment und ist nur ein-  
malig einlösbar. Mindestbestellwert Fr. 150.-.

# Summer Vibes

## Produkte für chillige Sommertage

Gefunden. Gekauft. Geliebt. [proidee.ch](http://proidee.ch)



### Korbwerk Luxus-Strandkorb.

Luxuriöse Wohlfühl-Insel für zwei. Und für Jahrzehnte.  
Der Premium-Strandkorb mit einzigartiger Wellness-  
Ausstattung. In traditioneller Manufakturarbeit gefertigt.  
Ganzjährig outdoor-geeignet.

Best.-Nr: 229-679 Fr. 11.950.-



### Fransenschirm.

Bei diesem traumhaft schönen, 2 m Ø grossen  
Sonnenschirm werden 7 Reihen dekorativer,  
zweifarbiger Basfransen dicht an dicht auf die  
Bespannung gesteppt.

Best.-Nr: 231-038 Fr. 103.-



### The Duck Duck Lamp.

Der Riesenspass für Entenfans: die XL-Duck  
Duck Lamp™ für drinnen, draussen, am Teich  
und im Pool.

Leuchtet akkubetrieben in faszinierendem  
Lichtspiel.

Best.-Nr: 231-265 Klein Fr. 149.-

Best.-Nr: 231-267 Gross Fr. 319.-



### Hydro Cup

Bewässerungshilfe, 4er-Set.

Das bessere Pflanzen-  
Bewässerungssystem.

Bequem, sparsam, effizient.  
Enorme 2,5 l (!) Wasservorrat

(statt oft nur 0,6-1 l).

Ideal auch für Beete und  
Hochbeete, Grossraumkübel,  
Gewächshaus, ...

Best.-Nr: 230-917

Fr. 67.95

### Hamam-Frottier-Tuch.

Ein Tuch – drei Anwendungsmöglichkeiten.  
Aussenseite: ein schickes Hamam-Tuch. Innenseite:  
ein weiches Frottier-Tuch. Und ausgebreitet ein  
grosses Badetuch.

Bleu Best.-Nr: 338-491 Fr. 33.95

Gelb Best.-Nr: 338-490 Fr. 33.95



Bestellen leicht gemacht:  
[www.proidee.ch/aktion-weltwoche](http://www.proidee.ch/aktion-weltwoche)  
Tel. 071-274 66 17

# Sozialdemokratie der Duckmäuser

Mein Ausschluss aus der SPD betrifft mich weniger als die Zukunft der Partei. Opportunisten, Wichtigtuer und Leute, die Gesinnungen über Fakten stellen, haben Aufwind.

Thilo Sarrazin

Seit dem 31. August, 16.00 Uhr bin ich nicht mehr Mitglied der SPD. Die Bundesschiedskommission der Partei gab dem Antrag des Parteivorstandes, mich auszuschliessen, endgültig statt. Meine Mitgliedschaft währte 47 Jahre. Davon verliefen die ersten 36 Jahre unauffällig. Ich war immer ein einfaches Mitglied ohne Parteifunktionen und parlamentarische Mandate. Meine Berufslaufbahn vollzog sich als Ministerialbeamter, als Geschäftsführer und Vorstand staatlicher Unternehmen und gegen das Ende hin als Finanzsenator in Berlin und Vorstand bei der Deutschen Bundesbank.

Im September 2009 gab ich einer recht unbekanntem Intellektuellenzeitschrift, *Lettre International*, ein längeres Interview über meine Erfahrungen in Berlin, in dem ich mich unter anderem sehr kritisch zum Integrationsverhalten und den Integrationserfolgen bestimmter Gruppen von Einwanderern äusserte. Das führte zum ersten Parteiausschlussverfahren gegen mich, es scheiterte im April 2010.

## Realitätsverweigerung

Im September 2010 erschien mein Buch «Deutschland schafft sich ab». Die darin enthaltenen kritischen Passagen über Zuwanderung und Integration führten zum zweiten Parteiausschlussverfahren. Es scheiterte im April 2011.

Im September 2018 erschien mein Buch «Feindliche Übernahme». Es setzt sich kritisch mit der Religion des Islam und ihren kulturellen Wirkungen auseinander. Dies führte zum dritten Ausschlussantrag und vor wenigen Tagen zu dessen Vollzug.

Im Verfahren gelang es nicht, dem Buch nennenswerte Faktenfehler oder unzulässige Schlussfolgerungen nachzuweisen. Auch der Vorwurf, einige Passagen enthielten rassistische Tendenzen, brach im Lauf des Verfahrens vollständig in sich zusammen. Schliesslich konnte auch nicht belegt werden, dass das Buch in irgendeiner Weise dem geltenden Parteiprogramm aus dem Jahr 2007 widerspricht.

Am Ende ging es bei meinem Parteiausschluss nicht um Fakten, kausale Zusammenhänge und um Wahrheit, sondern um Gesinnung. Es ging

um politischen Moralismus, in den Worten des Philosophen Hermann Lübbe um die «rhetorische Praxis des Umschaltens vom Argument gegen Ansichten und Absichten des Gegners auf das Argument der Bezweiflung seiner moralischen Integrität; statt der Meinung des Gegners zu widersprechen, drückt man Empörung darüber aus, dass er es sich gestattet, eine solche Meinung zu haben und zu äussern».

Unter SPD-Mitgliedern habe ich seit Jahrzehnten viele Freunde. Diese werde ich durch den Parteiausschluss nicht verlieren. Umgekehrt sind mir die gegenwärtigen Funktionsträger herzlich gleichgültig, die opportunistisch und erkenntnisblind für meinen Ausschluss eintraten, nur weil ihnen die von mir genannten Tatsachen und Schlussfolgerungen missfallen, obwohl sie in der Sache keine Argumente haben. Den Umgang mit ihnen werde ich nicht vermissen. Gegen ihre Engstirnigkeit und Realitätsverweigerung werde ich weiter streiten. Das kann ich auch tun, ohne Mitglied der SPD zu sein. Die Folgen des Parteiausschlusses betreffen mich am allerwenigsten. Sie betreffen die Zukunft der SPD:

— Sie wird künftig als Partei wahrgenommen werden, die über Themen wie Islam, Zuwanderung und Integration nicht wirklich offen diskutieren möchte;

— als eine Partei, die es vorzieht, unliebsame Tatsachen und Entwicklungen lieber zu verdrängen, als sich mit ihnen auseinanderzusetzen;

— und als eine Partei, die den kritischen Blick lähmt und stattdessen Opportunismus und Duckmäusertum fördert.

Das Ganze ist aber keineswegs nur ein Problem zwischen der SPD und einem widerspenstigen Parteimitglied. Es greift weit darüber hinaus. Kann die innerparteiliche Demokratie überhaupt noch wirksam geschützt werden, wenn ein wissenschaftliches Sachbuch, das keine Faktenfehler enthält und niemanden kränkt oder beleidigt, allein deshalb zum Ausschluss führt, weil den herrschenden Funktionären die Fragestellungen und Ergebnisse nicht passen?

## Antiliberaler Tradition

Welcher nachdenkliche, neugierige und kritische Zeitgenosse wird einer solchen Partei (oder überhaupt politischen Parteien) noch beitreten wollen? So wird der Weg dazu bereitet, dass in politischen Parteien Opportunisten, Wichtigtuer, Egomane und Ideologen mehr und mehr die Oberhand gewinnen. Das heute schon niedrige Prestige der politischen Klasse wird dann noch weiter sinken, und die Personalauswahl für politische Ämter wird immer enger werden.

Nach dem deutschen Parteiengesetz muss die innere Verfassung der Parteien demokratischen Massstäben entsprechen. Dazu gehört auch, dass die Sanktionsmöglichkeiten gegen Parteimitglieder, die unwillkommene Fragen stellen, unliebsame Fakten benennen und kontroverse Schlussfolgerungen ziehen, sehr beschränkt sind. Die dadurch gesteckten engen Grenzen hat die SPD mit dem Parteiausschluss von Thilo Sarrazin eindeutig überschritten.

Die darin zum Ausdruck kommende antiliberaler Haltung gehört leider zu den geistigen Traditionen der Partei: Seit 1945 wurden bei der SPD 47, der CDU 4, der FDP 4 und der CSU 3 prominente Parteimitglieder ausgeschlossen. Ideologie, Borniertheit und Intoleranz gehören eben eng zusammen.



# Kapitale Quereinsteiger

Eine Vielzahl von Milliardären leistet sich zum Spass einen Zeitungsverlag. Hat das etwas gebracht?



Es geht in der Kolumne um die Begrenzungsinitiative, um das Unternehmertum und um die Neutralität. Der Kolumnist, so merkt man schnell, ist stets auf der Suche nach rechts-populären Themen.

Christoph Blocher fällt die Themensuche nicht allzu schwer. Seine Kolumne erscheint wöchentlich in den 27 Gratisanzeigern, die ihm gehören, von den *Aarauer Nachrichten* über die *Luzerner Rundschau* bis zum *Tagblatt der Stadt Zürich*. Wenn man die eher handgestrickten Texte liest, wird man den Verdacht nicht los, dass Blocher seine Kolumnen tatsächlich selber schreibt.

Insofern ist Blocher ein Spezialfall. Unter all den Milliardären, die sich zum Spass einen Zeitungsverlag gönnen, ist er der einzige, der dadurch auf die alten Tage noch zum Journalisten wurde. Das tun sich Blochers ähnlich steinreiche Verlegerkollegen wie Jeff Bezos, John Elkann oder Carlo De Benedetti dann doch nicht an.

Milliardäre als Hobbyverleger sind eine stark wachsende Zunft in der Medienindustrie. Und sie bilden einen bemerkenswert heiteren Gegensatz zum tristen Allgemeinzustand der Branche.

Das Virus hat die Medienindustrie in die Krise gestürzt. Es ist allerdings mehr eine Mentalitätskrise als eine Finanzkrise. Die neusten Zahlen sind gar nicht so schlecht, wie man erst befürchten musste. Die Verlagshäuser werden 2020 überleben. Dennoch ist die Branche wie gelähmt. Innovationen und Investitionen werden in den Medienhäusern keine mehr gewagt, neue Projekte gibt es nicht.

Die neuen Bewegungen stammen aus dem Lager der begüterten Medien-Quereinsteiger. Die grösste Tollkühnheit derzeit kommt sicher

von Carlo De Benedetti, dem italienisch-schweizerischen Doppelbürger aus St. Moritz, der mit Olivetti reich geworden ist. De Benedetti gründete soeben eine neue Zeitung, die, man glaubt es kaum, gedruckt auf Papier erscheinen wird. *Domani* heisst das Blatt, das schon im September in Italien an den Start geht. Es soll, so De Benedetti, «Fakten statt Geschwätz» bieten und politisch deutlich links der Mitte stehen.

Damit wären wir mitten in Italiens politisch-publizistischer Landschaft. Die bekannteste Zeitung des Landes, die linkslastige *Repubblica*, ist seit 2020 ebenfalls in Milliardärshänden. John Elkann aus dem Agnelli-Clan übernahm als Prä-

*Jeff Bezos beendete als erstes den Sparkurs. Er stellte 250 zusätzliche Journalisten ein.*

sident das Blatt und ergänzte mit dem Kauf den britischen *Economist*, den seine Familie seit 2015 kontrolliert.

Neubesitzer Elkann machte kurzen Prozess mit der Zeitung, die seit je die Heimat der italienischen Sozialisten war, er entliess den Chefredaktor, die Redaktion streikte kurz und erfolglos, und seitdem ist die *Repubblica* stärker gegen die Mitte gerückt. Das wiederum ging De Benedetti gewaltig gegen den Strich. Ihm hatte die *Repubblica* zu ihren grossen Zeiten in den achtziger Jahren gehört, und er hatte sie damals auf ihren nachhaltigen Linkskurs gepolt. Seine Neugründung *Domani* ist nun ein politischer Racheakt gegen seine alte Liebe und ihre neuen Besitzer.

Wie belebend begüterte Outsider für den Journalismus sind, zeigte sich auch bei der *Washington Post*. Als sie Amazon-Hauptaktionär Jeff Bezos 2013 kaufte, beendete er als Erstes den Sparkurs des leidenden Blatts. Er stellte 250 zusätzliche Journalisten ein und tauschte die antiquierten Redaktionssysteme und die Vermarktung gegen modernste Digitaltechnik. Er konnte sich das Investment, im Gegensatz zu manch klassischem Verleger, locker leisten. Drei Jahre später schrieb die *Washington Post* wieder Gewinn.

Die Reihe vergleichbarer Engagements ist lang. Der milliarden schwere Softwarehersteller Marc Benioff erwarb beispielsweise 2018 das *Time*-Magazin. Der tschechische Superreiche Daniel Kretínský kaufte sich kürzlich bei *Le Monde* ein. Der Pharmazie-Milliardär Patrick Soon-Shiong übernahm vor zwei Jahren die *Los Angeles Times*. Meistens rümpften die Journalisten erst die Nase über die ankommenden Kapitalisten und realisierten dann mit verzögerter Erleichterung, dass ihr zuvor serbelndes Blatt nun plötzlich wieder finanzielle Stabilität bekam.

Bei Christoph Blocher ist es vergleichbar. 2017 kaufte sich Blocher für 35 Millionen Franken sein Anzeiger-Imperium mit seinen 27 Blättern. Im letzten Jahr machte er einen Gewinn von rund 2,5 Millionen Franken. In diesem Jahr, wegen Corona, wird es ein Verlust von ebenfalls etwa 2,5 Millionen werden. Dennoch ist die Zukunft des Verlags nicht in Gefahr.

Jedes Hobby hat nun mal seinen Preis.

---

# Beirut, mon amour

Immer wieder zerstört, immer wieder auferstanden:  
Warum den Libanesen seit Jahrhunderten der Neustart gelingt.

*Pierre Heumann*

**B**eirut war tausend Mal tot, und Beirut ist tausend Mal wieder auferstanden», schrieb die libanesische Poetin Nadia Tuéni während des Bürgerkriegs, der von 1975 bis 1990 das Land verheerte. Nachdem am 4. August grosse Teile Beiruts durch die Explosion von 2700 Tonnen Ammoniumnitrat verwüstet worden sind, verbreitet Tuénis Liebeserklärung an ihre Heimatstadt Hoffnung. Nach den zahlreichen Tragödien, Kriegen und Krisen, in die das Land in den vergangenen Jahrzehnten durch ausländische Akteure verwickelt und hineingezogen wurde, ist den Beirutern stets ein Neustart gelungen. Mit einer erstaunlichen Widerstandskraft haben sie neues Leben aus Schutt und Asche entstehen lassen.

Doch in der vergangenen Woche wurde Beirut nicht von aussen angegriffen. Es waren weder regionale Grossmächte noch Terrorgruppen, die ihre Konflikte auf dem Schlachtfeld des Libanon austrugen. Die üblichen Verdächtigen – zum Beispiel die Palästinensische Befreiungsorganisation (PLO), Syrien, der Iran oder Israel – sind für einmal unschuldig. Das jüngste Desaster ist *made in Lebanon*. Es geht auf das Konto der regierenden Elite. Sie hat, um an der Macht zu bleiben, ihr Land verraten.

## Wut der Bürger

Dass das hochexplosive Ammoniumnitrat im Hafen beim Stadtzentrum gelagert wurde, war bekannt. Doch aus Nachlässigkeit unternahm niemand etwas dagegen. Denn der Hafen steht unter der Kontrolle der Terrororganisation Hisbollah, die im Libanon ein Staat im Staat und unangreifbar ist. Die Regierung, die am Montag zurückgetreten ist, war im Januar mit Unterstützung der Hisbollah eingesetzt worden. Unnötig zu erwähnen, dass Wünsche der Hisbollah für sie Befehle waren.

Die Wut der Bürger über die Katastrophe könnte den Pakt mit der Hisbollah beenden. Demonstranten führen Galgen mit sich, an denen sie Puppen aufhängen, die an Hassan Nasrallah erinnern. Hassan Nasrallah, der Chef der Hisbollah, hat aus der einst auf den Libanon beschränkten schiitischen Mini-Miliz die stärks-



*Hochexplosiv:* Die Stadt ist, Charme hin oder her, auch gefährlich und blutbefleckt.

te nichtstaatliche militärische Organisation des Nahen Ostens gemacht. Er hat den Einfluss der Hisbollah Zug um Zug auf die nationale Politik ausgedehnt.

Die Grundlage dazu legte er mit dem Aufbau eines dichten, landesweiten Netzwerks von sozialen und medizinischen Einrichtungen sowie von Schulen, mit dem er das staatliche Versagen kompensiert und wo nicht nur Anhänger der Hisbollah Hilfe erhalten. Und weil er sich als Widerstandskämpfer gegen Israel bezeichnet, wagte es in Beirut niemand, seinem wachsenden Einfluss Einhalt zu gebieten.

Die Hisbollah und ihr Chef haben den Staat fest im Griff. Doch statt sich für libanesische Interessen einzusetzen, realisiert Nasrallah iranische Ambitionen: Teheran finanziert die Miliz grossteils und versorgt sie mit Waffen und Munition. Die Hisbollah ist die Speerspitze gegen Israel, den Erzfeind der Ajatollahs.

Die Libanesen müssen sich «gegen die käufliche, kriminelle, wertlose politische Elite durchsetzen», fordert Justin Marozzi, der in seinem

Buch über islamische Imperien die Höhen und Tiefen Beiruts beschrieben hat. Ähnlich denkt die Politologin Tamirace Fakhoury, die an der Lebanese American University (LAU) über Konfliktlösungen doziert: Ein blosses Katastrophen-Management und der Wiederaufbau der zerstörten Stadtteile werden nicht ausreichen: «Beirut kann seinen alten Glanz nicht zurückgewinnen, ohne die sektiererischen Politiker und Kriegsfürsten loszuwerden, die den Libanon ersticken wollen.»

Nötig wäre dafür ein Kabinett, welches das Vertrauen der Bevölkerung und der Geberländer genießt, die den Aufbau finanzieren sollten. Doch das Vertrauenskapital der Elite ist aufgezehrt. Die grosse Wut der Bevölkerung auf die Politiker führt zu Tumulten im Zentrum der Hauptstadt. Nachdem die Regierung am Montag zurücktrat, ist das politische Vakuum im Krisenstaat sozusagen auch offiziell bestätigt. Offen ist nur, wer es füllen wird.

Und doch: Beirut, das faszinierende kulturelle Zentrum, das sich wohltuend von der intellek-

tuellen Einförmigkeit im arabischen Raum abhebt, wird zur alten Grösse zurückfinden.

### Geprägt durch die Geografie

Erstens hat die mediterrane Stadt mit ihrer 5000 Jahre alten Geschichte einen besonderen Menschenschlag hervorgebracht. Weil die Beiruter seit je Händler und Kaufleute sind, sei ihre Kultur «dynamisch und liberal», sagt Sumru Guler Altug, eine gebürtige Türkin, die an der American University of Beirut Ökonomie doziert. Autor Marozzi preist Talent, Chuzpe und kosmopolitische Energie der Beiruter. Geprägt ist dieser Geist durch die Geografie. Im Gegensatz zu anderen arabischen Städten ist Beirut nicht von Landwirtschaftsland umgeben. Wer hier Geld verdienen will, musste immer schon Waren übers Meer einführen und kam so mit anderen Nationen in Kontakt.

Zweitens stand Beirut ab dem 19. Jahrhundert im Zentrum einer boomenden Republik von Händlern und war das pulsierende Herz der arabischen Kulturrenaissance, die, Welch ein Frevel, die Rolle der Religion in Frage stellte. Ein sprühender Säkularismus fasste Fuss. «Beirut stieg zur intellektuellen Zentrale der arabischen Welt auf», so Marozzi, und es erhielt den Übernamen «Paris des Mittleren Ostens».

Anders als früher verlaufe die Kluft heute weniger zwischen den Religionsgemeinschaften – von denen die Verfassung achtzehn offiziell anerkennt –, sondern zwischen den Generationen, hat Fakhoury beobachtet. Die Jungen sollen jetzt einen Teil der Macht übernehmen, fordert die Politologin, weil sie nicht in die früheren Konflikte und Korruptionsfälle verwickelt waren.

Beirut ist, Charme hin oder her, aber auch gefährlich und blutbefleckt. Feindliche Gegensätze zwischen Christen und Muslimen prägten die Stadt, schrieb schon vor hundert Jahren ein libanesischer Historiker. So schön die Stadt auch sei, sie sei unfähig, etwas anderes zu verbreiten als Angst und Verdacht, Hass und Streit.

Die grosse Mehrheit der Bevölkerung weigerte sich allerdings meistens, den Hass auf die anderen zu befeuern. Muslime und Christen hätten sich im Handel zusammengetan, in städ-

tischen Komitees, in Literaturklubs und sogar in politischen Geheimbewegungen, schreibt Marozzi. «Man traf sich in Kaffeehäusern, Bibliotheken und Hochschulen, die Schriftsteller, Schauspieler, Analysten und Journalisten inspirierten», sagt Fakhoury.

### «Mutter der Gesetze»

Bereits vor dem Desaster am Hafen stand der Libanon nahe am Abgrund. Die Corona-Pandemie und die über eine Million syrischen Flüchtlinge sind eine schwere Last für das Land mit seinen knapp sieben Millionen Einwohnern. Der Zusammenbruch der Wirtschaft hat sich in den vergangenen Monaten zudem beschleunigt. Der Staat war so heruntergewirtschaftet, dass er seinen Soldaten das Fleisch vom Menüplan gestrichen hat.

Bereits im Oktober hatten Proteste gegen die Korruption der politischen Elite und deren Missmanagement begonnen. Im März sah sich das Land nicht in der Lage, seine fälligen Auslandsschulden zurückzuzahlen. Ein Hilferuf an den Internationalen Währungsfonds (IWF) fand zwar Gehör. Doch dann sistierte der IWF die Gespräche mit Beirut. Bevor man dem Land unter die Arme greife, wolle man Reformen sehen. Allein, die Regierung war zu schwach, um auf diese Bedingung einzugehen, und liess das Land ins Verderben schlittern.

Seit Jahrhunderten hat der Libanon Höhen und Tiefen erlebt. Im Römischen Reich war Beirut, das damals als Colonia Iulia Augusta Felix Berytus bekannt war – zu Ehren der Tochter von Kaiser Augustus und in Anerkennung der «glücklichen Küste» – das führende akademische Zentrum für römisches Recht. Zentrale Gesetze wurden hier kodifiziert, weshalb man auch von «Berytus Nutrix Legum» sprach: Beirut, Mutter der Gesetze. Die Stadt war damals auch eine Hochburg für Philosophie, Sprachen und Literatur. In zeitgenössischen Gedichten wurde sie als «Hafen der Liebe» besungen.

Von diesen Höhen gab es einen abrupten Absturz: 551 zerstörte ein Erdbeben die «Mutter der Gesetze» und tötete 30 000 Menschen. Neun Jahre später wütete ein Feuer, und Beirut versank als unbedeutende Stadt in der Levante, bis sie Jahrhunderte später wieder ins Zentrum des Westens rückte.

Jetzt hat der Libanon die Chance, sich aus der stets tödlichen Klammer fremder Mächte zu befreien. Die Proteste gegen die auslandsabhängige Elite und die Hisbollah sind ein gutes Omen. Vielleicht wird der Libanon durch die Versorgungsnot, die durch die Explosion am Hafen entstehen wird, sogar zum Frieden mit Israel gedrängt. Und sei es auch nur, damit er seine Waren über den Hafen von Haifa einführen kann.

Justin Marozzi: Islamic Empires: Fifteen Cities that Define a Civilization. Penguin. 464 S., ca. Fr. 15.–

## MÖRGELI

### Abräumer statt Aufräumer

Strafrechtsprofessor Mark Pieth greift zum schlimmstmöglichen Vergleich, um auf den zurücktretenden Bundesanwalt Michael Lauber einzuprügeln: «Stellen Sie sich einmal vor, er hätte jemanden erschossen! Meinen Sie, der könnte weiterhin seiner Arbeit nachgehen?» Nur hat Lauber niemanden erschossen. Und nicht einmal eine Kaffeekasse gestohlen. Dennoch spielt Mark Pieth den vorverurteilenden Scharfmacher und Scharfrichter: «Meine Sorge ist, dass Lauber weiter den Zugang zum Haus hat und seine Gehilfen die Macht übernehmen.»

Seit sich der Bundesanwalt mit dem Weltfussballverband befasste, liegt Pieth als früherer Fifa-Zuarbeiter mit diesem im Streit. Und spricht im Zusammenhang mit der Bundesanwaltschaft von «Schlamperei», «italienischen Verhältnissen» und «Bananenrepublik». Es rieche bei Lauber «nach Inkompetenz oder gar Begünstigung». In den USA würde er «ins Gefängnis kommen». Nun hat Michael Lauber einen festen Jahreslohn. Wie aber steht es um die Bezüge des Saubermanns und Korruptionsbekämpfers Pieth?

Fest steht, dass Mark Pieth mit seinem «nicht profitorientierten» Basel Institute von der Fifa 2,5 Millionen Franken kassiert hat. Nämlich für jene Zeit, in der er deren Reformkommission präsidierte. Er selber behauptete 2014 auf die Frage, wie viel er an der Fifa verdient habe: «Nichts, zero.» Die Fifa hingegen spricht von Tagessätzen von 5000 Franken: «Pieth allein hat von der Fifa 214 318 Franken erhalten.»

Wer Tag für Tag von aller Welt Transparenz fordert, sollte sie zuerst bei sich selber herstellen. Mark Pieth muss nachweisen, dass er jeden durch Korruptionsbekämpfung verdienten Franken an sein Basel Institute überwiesen hat. Etwa die Gelder von Siemens, Bilfinger SE, Panalpina und zwei österreichischen Banken. Oder des «Öl für Lebensmittel»-Programms, der «Panama Papers» oder der OECD-Arbeitsgruppe zur Bekämpfung der Korruption. Oder die Bezüge von der Afrikanischen Entwicklungsbank und der Interamerikanischen Entwicklungsbank. Jedenfalls läuft das Geschäft beim Bündner Schmiergeldjäger Pieth wie geschmiert.

Christoph Mörgeli



Neulich, unter dem Mikroskop

# Jetzt neu:

- Neues Design
- Neue Autoren
- Mehr Literatur und Kunst\*
- Mehr Humor



\* Jede Woche 12 Seiten



# EINE FRAGE DER MORAL

Eugen Sorg



In Amerika findet eine Kulturrevolution von oben statt. Die lange nur von links-esoterischen, akademischen Zirkeln in unlesbaren Büchern vertretene Idee, dass die multiethnische und multireligiöse amerikanische Demokratie in Wirklichkeit von einem gewalttätigen und allumfassenden weissen Rassismus dominiert werde, setzte sich erstaunlicherweise an den meisten Universitäten, in den traditionellen Medien und in der Unterhaltungsindustrie durch.

Wissenschaftler, Journalisten, Regisseure verwandeln sich in Aktivisten, denen der Kampf für die gute Sache wichtiger ist als die bewährten Kodexe ihrer Profession und die ihre einwandfreie Gesinnung unter Beweis stellen, indem sie die dumm-gefährlichen Einstellungen ihrer bedauernswert minderbemittelten weissen Mitbürger verurteilen und verlachen. Die Geschichte als sinngebende Erzählung der nationalen Identität wird umgeschrieben. Nicht mehr die Unabhängigkeitserklärung von 1776 und die Befreiung von der Kolonialmacht England markieren die Geburtsstunde der Nation, sondern die Ankunft des ersten Sklavenschiffs im Jahre 1619.

Die Vergangenheit ist toxisch, keinem Kind soll in der Schule gelehrt werden, stolz zu sein auf die Taten seiner Vorfahren. Symbole und Statuen aus der alten Zeit werden dem Mob zur Zerstörung freigegeben, Bücher und Filme auf den Index gesetzt, die Sprache laufend bereinigt, und wer auch nur leises Unbehagen an diesem totalitären Furor zu erkennen gibt, riskiert, von einem Twitter-Gericht als Rassist gebrandmarkt zu werden und sein Ansehen und seine wirtschaftliche Existenz zu verlieren. Ob Mondlandung, Wohlstand, Glühbirne, Befreiung Europas

von Hitler, alle zivilisatorischen Leistungen des Landes haben keinen Wert. Denn sie sind besudelt vom Stigma der Erbsünde: die ungebrochene Herrschaft der Weissen über die schwarzen Nachkommen der Sklaven.

Das 2016 in Washington eröffnete erste National Museum of African American History and Culture empfing die Besucher bis vor kurzem mit einem «Guide to Whiteness» (Einführung in das Weiss-Sein). Die Schaugrafik führt die nach Meinung ihrer antirassistischen Autoren wichtigsten Merkmale der «weissen dominanten Kultur» Amerikas auf. Dies sind unter anderem: «Individuum steht im Mittelpunkt»,

*Will die Kulturrevolution den Feind besiegen, muss sie die Menschen psychologisch unterwerfen.*

«Betonung der wissenschaftlichen Methode», «objektives, rational lineares Denken», «strenge Termintreue», «Höflichkeit», «schriftliche Tradition», «Selbständigkeit», «Steak und Kartoffeln», «zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen» und, bezogen auf die Rechtsprechung, «die Absicht zählt» und «Schutz des Eigentums».

Die Verknüpfung von «wissenschaftlicher Methode» oder «Höflichkeit» mit weissem Rassismus ist groteske intellektuelle Quacksalberei und könnte als Parodie plumper ethnischer Stereotypen missverstanden werden. Doch die Kuratoren meinten es ernst und machten gerade dadurch klar, was das Neuwort «whiteness» wirklich bedeutet. Mit Weiss-Sein wird nicht eine Hautfarbe bezeichnet, sondern ein Zustand zwischen Krankheit und Schuld. Weiss-Sein ist die Matrix alles Bösen. Die Antirassisten

lassen jene dunkle Zeit wieder aufleben, als ein Mensch nicht nach seinem Charakter, sondern nach seiner angeborenen Hautpigmentierung beurteilt wurde. Nur die Farben sind ausgetauscht worden.

Kulturrevolutionen neigen zu Radikalisierung und Paranoia. Ihr Feind sind die überlieferten Werte und Einstellungen, doch diese sind schwer greifbar. Sie leben in den Köpfen der Menschen, in ihren Gedanken, Fantasien, in ihrer Sprache. Kaum wird eine Ketzerei entlarvt, wird bereits wieder die nächste enttarnt. Die Umerziehung kommt zu keinem Ende. Will die Kulturrevolution den Feind ganz besiegen, muss sie die Menschen psychologisch unterwerfen, muss sie deren Bewusstsein und Ängste kontrollieren.

Eine Kostprobe lieferte die Vier-Millionen-Stadt Seattle. Das Amt für Bürgerrechte führte letzten Juni eine Weiterbildung durch. Thema: «Unterbrechen der internalisierten rassistischen Überlegenheit und des Weiss-Seins». Eingeladen waren nur «weisse Stadtangestellte». Die Anwesenden lernten, dass sie als Weisse unfähig zur «Menschlichkeit» seien und deswegen schwarzen Menschen «Leid und Gewalt» antun würden. Sie wurden ermuntert, ihre rassistische Komplizenschaft als Weisse anzuerkennen, ihr «weisses normatives Verhalten», ihren «Individualismus», «Perfektionismus» und ihre «Objektivität» wie überhaupt ihr «Weiss-Sein» aufzugeben.

Seattles Fortbildung ist Teil einer Milliardenindustrie. Die meisten amerikanischen Konzerne und Verwaltungen bieten mittlerweile «Diversitäts- und Inklusionstraining» an. Die Umwertung aller Werte ist im Gange. Die Kulturrevolution schreitet voran.

---

# «Mysterium der Wirklichkeit»

Biologe, Bildhauer, Erfinder: Igor Ustinov über seinen legendären Vater, das Hitler-Mordkomplott seines Grossvaters und wie er mit PET-Flaschen die Welt retten will.

Urs Gehriger

Das Dörfchen Rue im verschlafenen Freiburger Hinterland. Unter den lieblichen Wiesen schlummert ein magisches Kraftfeld der Innovation und Inspiration. Von den nahen Schlosszinnen liess Flugpionier Ferdinand Ferber 1898 seine Nichte mit einem selbstgebaute Segler in die Felder gleiten. Sie überlebte. Und damit die Hoffnung, die Schwerkraft zu überwinden. Wo einst der Tüftler seinen Prototypen landete, hat Igor Ustinov sein Atelier aufgeschlagen.

Mit Löwenmähne, getrimmtem Bart und einem Gläschen Weissen in der Hand steht er inmitten seiner Bronzeplastiken, einem Skulpturenwald, strotzend vor roher Energie. «Meine Skulpturen sollen Optimismus versprühen und den Menschen Zuversicht verleihen.» Kein Wunder, ist Igor Ustinov, 64, gesegnet mit dem Gen der Genialität. Seine weitverzweigte Familie brachte weit über fünfzig Künstler hervor. Nach Russland, England, Frankreich, Deutschland, Israel, Italien, in die Schweiz und bis an den Kaiserhof von Äthiopien reichen die Wurzeln des Clans.

Krönende Spitze der kosmopolitischen Ustinov-Brillanz war Igors Vater – Peter Ustinov – Universal talent, Schriftsteller, Regisseur, Weltbürger, Unesco-Botschafter und zweifacher Oscar-Preisträger, strotzend vor Witz und Selbstironie. Unvergesslich, wie er im epochalen Sandalenfilm «Quo Vadis» den vertrottelten Kaiser Nero gab, der mit Piepsstimme das lodernde Rom besang und in affektiertem Selbstmitleid seine Tränen in einem Kelch sammelte.

Aus dem Schatten dieses Denkmals zu treten, kostete «enorm viel Kraft», sagt Sohn Igor. Längst hat er seinen Weg gefunden, und dies in typisch ustinovscher Vielseitigkeit und mit pfiffigem Erfindergeist. «Ich kann kaum Schritt halten mit meinen Ideen», sagt der ambitionöse Wahl-schweizer mit sanfter Stimme, die er mit Charme gewinnend einzusetzen weiss. Mit seinem neuesten Geniestreich will er nicht weniger als die Verlierer dieser Welt aus ihrem Elend hieven.

**Weltwoche:** «Igor ist eher ein Träumer, der in seinen eigenen Abstraktionen zu Hause ist»,

hat Ihr Vater über Sie geschrieben. Herr Ustinov, erkennen Sie sich in seinen Worten wieder?

**Ustinov:** Es stimmt, ich bin ein Träumer in dem Sinne, dass ich Dinge in meinem Kopf konzipieren und erschaffen kann. Das ist, glaube ich, eine meiner grossen Qualitäten. Ich habe jeden Tag eine neue Idee. Wenn ich an etwas denke, gebe ich ihm eine Form. Es ist wie ein Spiel. Ich stelle eine Skulptur fast vollständig in meinem Kopf her, dann gehe ich hin und fertige sie. Diese Fähigkeit, Dinge in meinem Kopf zu schaffen, erlaubt es mir, auch viele andere Sachen zu tun. Ich mag ein Träumer sein, und die Kunst ist es, die mich in dieser Welt verankert. Ich komme mir ein bisschen vor wie

*«Ich mag ein Träumer sein, und die Kunst ist es, die mich in dieser Welt verankert.»*

dieser kleine Junge aus dem Märchen, der in der Welt herumläuft und hinter sich kleine Brotkrumen fallenlässt. Ich lasse Bronzeskulpturen hinter mir zurück, und das schon seit einer ganzen Weile.

**Weltwoche:** Viele Ihrer Skulpturen haben dynamische und schlanke Körper. Die Arme in die Luft erhoben, die Brust herausgestreckt. Was symbolisieren sie?

**Ustinov:** Ich war wahrscheinlich noch in der Schule, als ich diese Figur schuf. Ich nannte sie «Der Mathematiker». Sie wurde nach der Zahl eins geformt, die Grundlage unserer Identität ist. Mein Ehrgeiz war es, die Morphologie der Energie zu schaffen. Wenn wir uns zum Beispiel fortbewegen, wenn wir einen Fuss vor den anderen schieben, steht ein Wunsch und ein Wille hinter dieser Handlung. Wir schaffen unsere Energie durch unsere Motivation. Diese innere Energie fasziniert mich.

**Weltwoche:** Die Köpfe Ihrer Figuren haben keine Augen und keinen Mund.

**Ustinov:** Um diese Energie auszudrücken, musste ich mich von den äusseren Eigenschaften der Persönlichkeit wie Ohren, Nase, Augen befreien. Wenn Sie sich auf diese De-

tails konzentrieren, können Sie nicht in meine Welt eintreten. Meine Welt spricht über das, was hinter unseren Handlungen steckt. Wenn Sie mit meinen Skulpturen leben, werden Sie diese Energie spüren. Ich möchte, dass meine Skulpturen Optimismus versprühen und den Menschen Energie verleihen. Wenn Sie eine Skulptur eines alten Mannes mit einem Stock sehen, mit Falten, dann fühlen Sie sich so, auch wenn es eine schöne Skulptur ist. Wenn ein alter Mann mit einem Stock eine meiner Figuren voller Energie sieht, wird er vielleicht sagen: «Das Leben ist nicht zu Ende. Ich kann immer noch etwas Grossartiges tun.» Das ist im Grunde die Energie, die ich auf andere Menschen übertragen möchte.

**Weltwoche:** Ihr Atelier liegt in einer idyllischen Landschaft, nur zwanzig Autominuten von der Stadt Lausanne. Warum sind Sie nach zwei Jahrzehnten in der Pariser Kunstszene hierhergezogen?

**Ustinov:** Mein Vater hatte schon viele Jahre in der Schweiz gelebt, und er wurde langsam alt. Also beschloss ich, hierherzukommen, um ihm näher zu sein. Für mein Studio suchte ich einen authentischen Ort. In diesem ländlichen Gebiet sind die Grundwerte der Schweiz verankert. Wir diskutieren hier nicht über dieselben Themen wie unter Philosophen oder Künstlern, mit denen ich mich früher in Paris herumgetrieben habe, aber meine Nachbarn sind zutiefst gute und ehrliche Menschen. Und wenn man bereit ist, sich zu integrieren, wird man akzeptiert.

**Weltwoche:** In den 1960er Jahren zog Ihr Vater in die Schweiz. Er lebte mit Ihrer Familie in einer Hotelsuite in Montreux neben Vladimir Nabokov, den er verachtete, und führte «ein entsetzliches Dasein, wie ein Exilkönig, der geduldig auf ein Attentat wartete», wie er in seinen Memoiren schrieb. Später wurde er Schweizer Staatsbürger und schien unseren ruhigen Lebensstil zu mögen. Als er 2004 im Sterben lag, hielten Sie seine Hand. War er traurig, dass er gehen musste?

**Ustinov:** Er war jemand, der sein ganzes Leben lang von Millionen von Menschen umgeben war, die ihn mochten. Im Krankenhaus



«Die negative Energie überwinden, die einen nach unten zieht»: Multitalent Igor Ustinov.

war er völlig allein, und in gewisser Weise war er sauer, sterben zu müssen. Aber er versuchte immer noch, witzig zu sein und dem unabwendbaren Lauf des Dramas ein Schnippchen zu schlagen. Er hatte Wasser auf der Lunge, und wenn ich mich seinem Bett näherte, gab er ein blubberndes Geräusch von sich und zog ein Hundegesicht.

**Weltwoche:** Erinnern Sie sich an seine letzten Worte?

**Ustinov:** Seine bedeutendsten letzten Worte äusserte er in einem Interview mit der *Sunday Times*. Der Reporter sprach mit meinem Vater und mit mir getrennt. Ich schloss mit den Worten: «Mehr als mein Vater ist er mein Freund.» Er endete auf genau dieselbe Weise: «Mehr als mein Sohn ist er mein Freund.» Man bekommt von Kindern oft zu hören: «Du musst das Bild deines Vaters töten, um du selbst zu werden.» Ich musste nie jemanden töten. Ich war immer ich selbst.

**Weltwoche:** Dennoch standen Sie im Schatten Ihres Vaters. Wie hart war es, der Sohn von «Nero» zu sein.

**Ustinov:** Sie werden zu einem Attribut. «Sohn von» ... einem berühmten Schauspieler, einem Schriftsteller, einer Weltberühmtheit.

**Weltwoche:** Wie sind Sie damit umgegangen?

**Ustinov:** Es war extrem schwierig. Als ich einmal eine schlimme Phase durchmachte, sagte ein Arzt zu mir: «Wie können Sie, der Sohn eines Denkmals, Denkmäler schaffen? Sie müssen eine unglaubliche Energie haben.» In der Tat musste ich enorm viel Kraft aufbringen, um meinen eigenen Weg zu gehen. Ich prägte meine Seele in die Materie der Welt ein. Die Erzeugnisse davon stehen draussen in aller Welt, in der Bronx, in Paris, in England, in Bulgarien. Natürlich ist es schwierig, vom Kunstbetrieb anerkannt zu werden, wenn man einen berühmten Namen hat. Aber nach all den Jahren habe ich alle Hindernisse überwunden.

**Weltwoche:** Selbst im britischen Königshaus schwärmt man von Ihnen.

**Ustinov:** Bei einer Veranstaltung im Clarence House – auf Einladung von Prinz Charles – kam Camilla auf mich zu. Wir sprachen über Bildhauerei, und sie gestand mir: «Ich wäre gerne Bildhauerin geworden.» Ich erklärte ihr: «Wenn man Bildhauerei betreibt, vergisst man alles, und es ist wunderbar.» Dann schaute uns Prinz Charles über die Schulter an und sagte: «Skulpturen? Ja, natürlich, das Problem ist bloss, sie zu verkaufen, nicht wahr? Hahahaaa hahaha.» Ich dachte, «du kannst gut lachen, ich muss meinen Lebensunterhalt selbst verdienen». Aber Sohn der Königin zu sein, ist auch nicht einfach.

**Weltwoche:** Wie hat Ihr Vater reagiert, als er erfuhr, dass Sie Künstler werden wollten?

**Ustinov:** Ich erinnere mich, ich war zwölf, als der Direktor meiner Schule, des Institut Le Rosey in Rolle, meinen Vater in sein Büro aufbot. Er sagte ihm: «Ihr Sohn will Künstler werden, machen Sie sich keine Sorgen?» Mein Vater antwortete: «Ja, eigentlich bin ich sehr besorgt. Neulich sass ich mit dem Vater von Picasso zusammen, der ebenfalls sehr besorgt war.» (*Lacht*)

**Weltwoche:** Ihr Vater schien ein häufiger Besucher im Büro des Schulleiters gewesen zu sein.

**Ustinov:** Ja. Ein anderes Mal rief der Schulleiter meinen Vater herein und beschwerte sich: «Ihr Sohn bringt alle zum Lachen, und niemand kann richtig lernen.» Mein Vater antwortete: «Aber ich verdiene meinen Lebensunterhalt auf diese Weise, was soll ich ihm bloss sagen?»

**Weltwoche:** Laut Ihrem alten Schulfreund, dem Spitzenhotelier Jean-Jacques Gauer, hatten Sie die Gewohnheit, regelmässig aus der Schule auszubüxen.

**Ustinov:** Ja, das war vor fünfzig Jahren, als ich zum ersten Mal weggelaufen bin. Jean-Jacques war damals einer der älteren Schüler. Der Direktor bat ihn, mich zu suchen. Er fand mich

problemlos, und wir hatten eine gute Zeit. Später kam er zu mir und fragte: «Wann reissen wir wieder aus?» Ich sagte: «Ich habe keine Pläne.» Er schlug vor: «Nun, ich würde gerne meine Freundin in Lausanne besuchen, also wenn es dir nichts ausmacht, warum läufst du nicht am Freitag weg?» Das spielte sich so ein. Auf unserer Flucht versteckten wir uns jeweils im Haus meines Vaters, das leer stand. Ganze Wochenenden amüsierten wir uns mit Mädchen aus anderen Schulen. Als wir am Montag in die Schule zurückkehrten, pflegte Jean-Jacques zu sagen: «Vergiss nicht, ein deprimiertes Gesicht aufzusetzen, schliesslich haben sich deine Eltern ja kürzlich scheiden lassen.»

**Weltwoche:** Sie haben früh Ihre eigene Karriere verfolgt. Sie liessen sich zum Opernsänger ausbilden.

**Ustinov:** Und ich war an der Kunstschule der Pariser Beaux-Arts, und ich habe Biologie an der Pariser Universität der Wissenschaften studiert.

**Weltwoche:** Alles zur gleichen Zeit?

**Ustinov:** Ja.

**Weltwoche:** Wie war es möglich, sich simultan auf so unterschiedliche Themen zu konzentrieren?

**Ustinov:** Mein Vater hatte ein Segelboot und wir segelten oft an den Küsten entlang. Ich merkte, dass er das Land betrachtete und sich wahrscheinlich vorstellte, was in den Häusern geschah. Er war fasziniert von menschlichen Beziehungen. Ich hingegen schaute auf das Meer, in die Leere des Himmels und des Ozeans. Mein Hauptinteresse galt nicht den Menschen. Ich war mehr von der Natur fasziniert, vom Unbekannten und Unkontrollierbaren. Ich glaube, ich habe nach dem Mysterium der Wirklichkeit gesucht, als ich Biologie studierte. Und dasselbe suchte ich auch in der Bildhauerei. Bald merkte ich, dass ich nicht die Qualitäten eines Wissenschaftlers besitze, denn in der Forschung muss man auf die Ergebnisse warten. Das Gute an der Bildhauerei ist, dass man selbst seine Ergebnisse schafft.

**Weltwoche:** Wie würden Sie Ihren Charakter in wenigen Worten zusammenfassen?

**Ustinov:** Mein Ziel ist es, die negative Energie zu überwinden, die einen nach unten zieht. Ich versuche, die Dinge auf sehr einfache Art und Weise zu verbessern, indem ich nach Lösungen suche.

Die Vorfahren der Familie Ustinov lassen sich bis in die Schweiz und nach Äthiopien verfolgen. Igor Ustinovs Urgrossmutter Magdalena war die Tochter einer äthiopischen Hofdame und eines Schweizer Missionars aus Rheinfelden. «Da er Schweizer war, war er offenbar auch so etwas wie ein Ingenieur», schreibt Peter Ustinov in seinen Memoiren «Dear Me», «und neben seinen anderen religiösen Pflichten baute er unter anderem Ka-

nonen für den verrückten Kaiser Theodor II., der ihn an seine eigene Erfindung ketten liess, damit er nicht entkommen und Waffen für andere bauen konnte». 1924 kam es zu einem denkwürdigen Treffen mit Kaiser Haile Selassie, dem «Löwen von Juda», der mit zwanzigköpfiger Delegation, inklusive Prinzessinnen, in der Privatwohnung der Ustinovs in London dinierte.

**Weltwoche:** Haben Sie noch Kontakt zu Mitgliedern der äthiopischen Königsfamilie?

**Ustinov:** Letztes Jahr wurde ich in das Royal Victoria and Albert Museum eingeladen, weil die Briten beschlossen haben, die Krone von Kaiser Theodor II. an Äthiopien zurückzugeben. Ich wurde eingeladen, weil die Historiker dachten, dass meine Verbindung zur königlichen Familie Äthiopiens bemerkenswert eng war, immerhin war meine Urgrossmutter eine Oromo-Prinzessin. An der Zeremonie nahmen auch viele Rastafaris aus Jamaika teil. Sie sahen mich ungläubig an: «Du bist mit der kaiserlichen Familie verwandt, und du bist weiss und trinkst...», schienen sie sich zu wundern. Meine Erscheinung zerstörte ihre Auf-

*«Ich versuche, die Dinge auf einfache Art und Weise zu verbessern, indem ich nach Lösungen suche.»*

fassung von Religion und Tradition völlig. Und sie waren verärgert, dass ich dem legendären Kaiser Haile Selassie durch meine Familienbande näherstand als sie.

**Weltwoche:** Kürzlich flammte die ethnische Gewalt in Äthiopien auf. Mindestens zweihundert Menschen wurden getötet.

**Ustinov:** Die Massenmorde ereigneten sich nach der Ermordung eines populären Sängers [Hachalu Hundessa, die Red.]. Die Opfer des Massakers waren Oromo, Leute also von meinem Stamm, dem grössten in ganz Äthiopien, auf den ich sehr stolz bin. Eine Freundin von mir in Genf, die eine Oromo-Prinzessin ist, kam neulich auf mich zu. Sie ist besorgt, dass sich Äthiopien in ein neues Ruanda verwandelt. [Ustinov greift zum Handy und liest eine SMS]: «Bonjour, le peuple Oromo a besoin de ton aide.» Sie will, dass ich für die Rechte der Oromo eintrete.

**Weltwoche:** Sie könnten neuer Stammesführer der Oromo werden.

**Ustinov:** (Lacht) Das wäre sehr amüsant. Und was kommt als Nächstes?

**Weltwoche:** In Ihrer Familie mangelt es nie an Überraschungen. Vor ein paar Jahren wurde eine komplett verborgene Seite Ihres Grossvaters, Jona von Ustinov, enthüllt.

**Ustinov:** Ja, er war ein Spion.

**Weltwoche:** Kein gewöhnlicher Spion, wie sich herausstellte.

**Ustinov:** Als Spion muss man eine sehr verschwiegene Person sein. Mein Grossvater hatte viele geheime Freundinnen. Man nannte ihn «Klop». Klop bedeutet auf Russisch Bettwanze. Es war seine Frau, die ihn so nannte, weil er von einem Bett ins andere sprang. (Lacht)

**Weltwoche:** Sie war sich dessen offensichtlich bewusst?

**Ustinov:** Ja, dieses Geheimnisses war sie sich bewusst, und sie litt ein wenig darunter. Aber sie hatte keine Ahnung, was er als Spion wirklich tat.

Während des Ersten Weltkriegs kämpfte Jona Freiherr von Ustinov als Pilot auf deutscher Seite. In den frühen 1930er Jahren wurde er Presseattaché an der deutschen Botschaft in London. Als er gebeten wurde, den «Arier-nachweis» abzuliefern, gab er seinen deutschen Pass auf, warf sein Eisernes Kreuz auf den Müll, wurde britischer Staatsbürger und kämpfte als Geheimagent für den MI5 gegen das Naziregime. Welche Rolle er genau spielte, wurde erst 2002 enthüllt, als die britischen Archive Zugang zu Dokumenten dieser Zeit gewährten.

Lange vor dem Mordkomplott von Graf von Stauffenberg 1944 stand «Klop» Ustinov im Mittelpunkt eines Plans, Adolf Hitler zu stürzen und den Krieg zu verhindern. Schon Monate vor der Besetzung der Tschechoslowakei 1939 gab die deutsche Widerstandsgruppe um Admiral Canaris und Oberstleutnant Oster Hitlers Geheimpläne an die Briten weiter. Sie hofften, die britische Regierung dazu bewegen zu können, Deutschland mit einem militärischen Gegenschlag zu drohen. Mit Unterstützung aus London wollten die Offiziere in Berlin den Putsch riskieren.

**Weltwoche:** Die Kontaktperson der deutschen Widerstandsoffiziere in der britischen Hauptstadt war ein MI5-Spitzenagent mit dem Codenamen Middleton-Peddelton. Hinter diesem Codenamen stand Ihr Grossvater, Jona von Ustinov.

**Ustinov:** Ein Filmteam des deutschen ARD-Fernsehens, das für eine Dokumentation recherchierte, enthüllte die entscheidende Rolle, die mein Grossvater spielte. Als Presseattaché der deutschen Botschaft sah er alle möglichen Dokumente, welchen deutlich zu entnehmen war, dass Hitler einen Krieg vom Zaun brechen wollte. Wie sich herausstellte, arbeitete mein Grossvater eng mit einem deutschen Diplomaten namens Wolfgang Gans Edler Herr zu Putlitz, einem Aristokraten, zusammen. Sie beschlossen gemeinsam, deutsche Dokumente zu stehlen, mit einer Minox, einer Subminiaturkamera, fotografische Kopien anzufertigen und sie den Briten zur Verfügung zu stellen. Als sie die Akten des Geheimdienstes öffnete, wurde



Sohn von «Nero»: Igor (r.), Vater Peter und Mutter Suzanne, um 1960.

unserer Familie plötzlich klar, welch grossen Beitrag er geleistet hatte und welche Risiken er für den Frieden und den Sieg der Alliierten eingegangen war.

**Weltwoche:** Die Mission, das Leben der Menschheit zu verbessern, liegt auch Ihrem jüngsten Projekt zugrunde. Sie entwerfen Häuser aus Kunststoff. Wie sind Sie auf diese Idee gekommen?

**Ustinov:** Während meiner 21 Jahre an der Spitze der Peter-Ustinov-Stiftung bauten wir ein Waisenhaus in St. Petersburg, eine Schule in Nepal und viele andere Projekte. Jedes Mal sagte ich mir: «Wenn wir nur ein besseres Bausystem hätten, könnten wir zwei Schulen zum gleichen Preis bauen.» Ich fragte mich, wie man effizienter bauen könnte. Wenn man Holz verwendet, gibt es das Problem mit der Abholzung. Und bei Beton gibt es das Problem der weltweiten Sandknappheit. Also dachte ich an Plastikflaschen.

**Weltwoche:** PET-Flaschen?

**Ustinov:** Ja, aber wie würde ich sie zu «Ziegelsteinen» formen, damit ich Mauern und Häuser bauen kann? Ich war sehr ehrgeizig, ein bisschen wie mein Grossvater. Ich sagte mir: «Ich werde die Flaschen neu gestalten, damit wir sie miteinander verbinden können.»

**Weltwoche:** Wie Lego-Steine?

**Ustinov:** Ja, ich habe versucht, Nestlé und Danone davon zu überzeugen, die Form ihrer Flaschen zu ändern. Doch dies hätte bedeutet, ganze Fabriken neu zu bauen. Das erwies sich als unmöglich. Also fand ich eine andere Methode: Extrusion. Eine Extrusionsmaschine funktioniert ein bisschen wie eine Wurstmaschine. Man fügt auf der einen Seite Plastikpaste ein, und auf der anderen Seite kommt sie in einer gewünschten Form heraus.

**Weltwoche:** Können Sie Plastikhäuser in verschiedenen Formen entwerfen, entsprechend

den Traditionen der Länder von Afrika, Sibirien bis Asien oder wo immer Sie sie bauen?

**Ustinov:** Ja. Das Geheimnis liegt in dem Design, das ich zusammen mit André Hoffmann, Vizepräsident der Roche Holding AG, entwickelt und patentiert habe und das bereits mehrfach ausgezeichnet wurde. Unser modulares Bausystem kann an die meisten lokalen architektonischen und kulturellen Traditionen angepasst werden. Die Häuser werden mit einem Balkenlastsystem mit Zwischenteilen hergestellt, die ebenfalls aus recyceltem PET-Schaum bestehen. Die Idee war, den gesamten Abfall zu recyceln und ihn in der lokalen Kreislaufwirtschaft wiederaufzubereiten. Heute macht Beton etwa 8 Prozent der CO<sub>2</sub>-Emissionen in der Welt aus. Das ist enorm. Um eine Tonne Beton herzustellen, benötigt man 520 Liter Wasser, und Wasser wird in vielen Teilen der Welt sehr knapp und kostbar. Als ich 1956 geboren wurde, betrug die Weltbevölkerung etwa 2,4 Milliarden, heute sind es 7,9 Milliarden. Um der wachsenden Bevölkerung ein Heim zu bieten, bedarf es neuer Ideen. Häuser aus Kunststoff herzustellen, ist viel ökologischer, es verbraucht viel weniger Strom und Wasser.

**Weltwoche:** Und PET ist in vielen Ländern ein Abfallprodukt.

**Ustinov:** Sie können zwei der weltweit grössten Probleme gleichzeitig bekämpfen: den Mangel an angemessenen Wohnungen für die Armen und die weitverbreitete Umweltverschmutzung durch weggeworfene Plastikflaschen. In Kenia zum Beispiel gibt es gebrauchte PET-Flaschen für 100 000 Plastikhäuser.

**Weltwoche:** Aber würden sich Menschen, die bislang in Lehmhütten oder Holzhütten gelebt haben, in Häusern aus Kunststoff wohlfühlen?

**Ustinov:** Warum nicht? Wenn sie wollen, können sie Lehm draufkleben, damit sie traditionell aussehen. Wir arbeiten nicht nur am Haus, sondern auch an der Heiztechnik. In den Baumodulen können wir Leitungen für die Elektrizität verlegen. Man kann überall Adapter einbauen, dann kann man an der Wand Fernseher integrieren. Wir können Häuser entwerfen, die ihren eigenen Strom produzieren, damit die Kinder ihre Schulbücher lesen und die Familien ihre Hypotheken abzahlen können. Es geht nicht nur darum, Lehmhäuser zu ersetzen, sondern auch darum, den Menschen Zugang zum modernen Leben zu verschaffen. Wir können die Welt in das 21. Jahrhundert führen.

Das erste Kunststoffhaus nach dem Ustinov Hoffmann Construction System (UHCS) wird 2021 im Wallis eingeweiht. Die nächste Ausstellung der Skulpturen Igor Ustinovs findet vom 11. September bis 30. Oktober in der Galerie Espace Schilling in Neuenburg statt. [www.igorustinov.com](http://www.igorustinov.com)



## INSIDE WASHINGTON

### Kriegsross und Tornado

Nächste Woche wird der ehemalige Vizepräsident Joe Biden zum Kandidaten der Demokratischen Partei für die Präsidentschaftswahlen im Jahr 2020 erklärt, ausser es kommt zu einem seltsamen Patzer, der in diesem seltsamsten aller Jahre immer möglich ist. Das 77-jährige Washington-Kriegspferd galoppiert mit acht Punkten Vorsprung auf den amtierenden Präsidenten Donald Trump in die Nominierung. Biden liegt in den «Swing States» Florida, Michigan, Pennsylvania und Wisconsin derzeit vor Trump – Staaten, die Trump bei seinem überwältigenden Präsidentschaftssieg 2016 über Hillary Clinton auf seine Seite brachte.

Doch bevor die Demokraten von sonnengesprenkelten Rosengarten-Pressekonferenzen und von prunkvoll inszenierten Pariser Klimavereinbarungen träumen, hat Rasmussen Reports überraschende Daten. Laut dem Meinungsforschungsunternehmen, das die popular vote 2016 um weniger als einen halben Prozentpunkt genau vorher sagte, befürworten 48 Prozent der wahrscheinlichen Wähler den orange tornado. Ted Carroll, der Mehrheitsaktionär von Rasmussen Reports, sagt zur Weltwoche: «Das Rennen wird landesweit knapper, und Trump holt bei schwarzen und anderen nichtweissen Wählern auf.» Wenn Carrolls Zahlen stimmen – und sie stimmten 2016, 2018 und am «Super Tuesday» 2020 – «und die Daten der Minderheitswähler korrekt und tragfähig sind», so prognostiziert er, Trump werde «problemlos in eine zweite Amtszeit gehen».

Das sind viele «Wenn», und in der Politik kann alles passieren. Biden könnte den Namen seiner Frau vergessen. Trump könnte verwirrt sein, welche seiner Frauen welche ist. Und die politischen Rivalen begegnen sich erst noch auf der Debattenbühne. Das Rennen um das Weisse Haus ist noch lange nicht vorbei.

Amy Holmes

# Päpstliche Gewissheit

Systematische Grenzkontrollen sind nicht nur möglich, sondern auch wirksam. Das zeigt die neue Asylstatistik.

Peter Keller

**M**achen Sie der Bevölkerung nichts vor», tadelte Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) leicht genervt im Ständerat, «dass Sie mit solchen Motionen für die Sicherheit in unserem Land oder für das Asylwesen irgendeine Verbesserung erreichen.» Das war im Dezember 2015, als die SVP angesichts der Flüchtlingswelle und der Terroranschläge systematische Kontrollen an der Schweizer Grenze forderte. «Seien Sie ehrlich zur Bevölkerung», doppelte die damalige Justizministerin nach, «niemand glaubt, dass wir diese Grenze irgendwie abschliessen können.» Kein Nationalstaat könne seine Grenzen alleine schützen und sich gegen die «Migrationszuströme» abschotten.

Inzwischen hat ein mikroskopisch kleines Virus die Welt und mit ihr Europa verändert. Seit Ausbruch der Pandemie ist das Prinzip Nationalstaat mit aller Kraft zurückgekehrt, als ob es die EU und internationale Abkommen wie Schengen (offene Grenzen) und Dublin (Asyl) nie gegeben hätte. Kein Land könne seine Grenzen allein schützen, erklärte Simonetta Sommaruga vor fünf Jahren mit päpstlicher Gewissheit. Offenbar doch: Österreich, Deutschland und weitere Regierungen schlossen im März resolut ihre Grenzen. In Eigenregie. Um es salopp zu formulieren: Wenn's wirklich drauf ankommt, pfeifen viele Regierungen auf angeblich übergeordnetes Recht und völkerrechtliche Abkommen. In Deutschland untersagten einzelne Bundesländer sogar die Einreise aus anderen Bundesländern.

## Wundersame Vermehrung

Natürlich ging es darum, die Ausbreitung des Coronavirus einzudämmen. Faktisch aber zeigte sich: Der Nationalstaat kann sich selber schützen. Systematische Grenzkontrollen sind nicht nur möglich, sondern auch wirksam. Die Regierungen zielten auf Covid-19, trafen aber gleichzeitig die organisierten Migrationsströme. Das unterstreicht die jetzt vorliegende Asylstatistik für das zweite Quartal 2020 eindrücklich. Das Staatssekretariat für Migration (SEM) beschreibt in seiner Medienmitteilung

freimütig die Gründe für den starken Rückgang der Migration in Europa: Dieser sei auf die Massnahmen zur Bekämpfung des Coronavirus «wie Grenzkontrollen oder Reiseverbote in bestimmten Ländern» zurückzuführen.

Im April kamen lediglich 111 Personen neu in die Schweiz, um ein Asylgesuch zu stellen. Im Mai stieg die Zahl auf 156, im Juni auf 290 – immer schön parallel zur schrittweisen Lockerung des Kontrollregimes an den Schweizer Grenzen. Das macht total 557 sogenannte Primärgesuche. Gleichwohl wurden im 2. Quartal insgesamt 1314 Asylgesuche gestellt. Wie ist diese wundersame Vermehrung zu erklären? Hauptsächlich handelt es sich dabei um Personen, die bereits ein oder mehrere (erfolgreiche) Asylgesuche gestellt haben, um illegal anwesende Migranten oder um Geburten von Kindern, deren Eltern (mehrheitlich aus Eritrea stammend) im Asylprozess stehen.

Die jüngste Asylstatistik liefert noch eine weitere aufschlussreiche Erkenntnis: Mit der Wiederherstellung des freien Personenverkehrs Mitte Juni habe auch die «Asylmigration» wieder zugenommen, schreibt das SEM. Die grosse Mehrheit der an der Südgrenze aufgegriffenen Migranten habe allerdings darauf verzichtet, ein Asylgesuch zu stellen, da die Schweiz nicht ihr «Zielland» darstelle. Das ist eine nette Umschreibung für den grassierenden Asyltourismus: Es geht diesen Personen offensichtlich nicht um den Schutz ihres eigenen Lebens. Sondern um die Suche nach dem optimalen Asyl-Versorgungsstaat.



## Prozess gegen Lauber wäre ein Fehler

Es hat lange gedauert, doch schliesslich hat Bundesanwalt Michael Lauber Einsicht gezeigt und seine Kündigung eingereicht. Ein schnelles Ende der windungsreichen Causa Lauber ist dennoch nicht in Sicht, denn es zeichnet sich ab, dass dem in Ungnade gefallenen Bundesanwalt wegen seiner nicht protokollierten Treffen mit Fifa-Chef Gianni Infantino nun der Prozess gemacht werden soll. Der ausserordentliche Staatsanwalt des Bundes Stefan Keller hat das Parlament ersucht, Laubers Immunität aufzuheben und damit den Weg für ein Strafverfahren wegen Verdachts auf Amtsmissbrauch, Amtsgeheimnisverletzung und Begünstigung frei zu machen. Am Dienstag hat die Ständeratskommission Kellers Gesuch entsprochen – leider.

Man kann durchaus der Meinung sein, dass Lauber nicht der brillante Strafverfolger und Manager ist, zu dem er lange Zeit hochgejubelt wurde. Man kann sich auch zweifellos auf den Standpunkt stellen, dass er seine Amtspflichten krass verletzt hat, als er sich mit dem Fifa-Chef in trauter Runde austauschte. Doch dabei handelt es sich um Verfehlungen, die in erster Linie disziplinarrechtlich zu sanktionieren sind und für die es kein Strafverfahren braucht.

Dass nun so grobes Geschütz gegen Lauber aufgeföhren wird, irritiert. Denn er ist nicht der Einzige, der sich zweifelhaft verhalten hat. Die Aufsichtsbehörde etwa hat dem Bundesanwalt jahrelang die Stange gehalten und die Geheimtreffen zunächst nur milde abgemahnt, Laubers Amtstätigkeit ein Jahr später dann aber plötzlich geradezu vernichtend beurteilt. Ist das glaubwürdig?

Auch das Parlament irrlichert. Schon letztes Jahr, als es um die Wiederwahl Laubers ging, hätte es ausreichend Gründe gegeben, den abgehobenen Bundesanwalt nicht mehr für eine weitere Amtszeit zu bestätigen. Heute scheinen etliche Parlamentarier ihr früheres Versäumnis durch viel Wirbel wettmachen zu wollen. Kommt hinzu, dass auch andere als nur rein rechtliche Interessen im Spiel sind, würde ein Prozess gegen Lauber doch mehreren Juristen die Chance auf den grossen Auftritt bieten. Das alles spricht dafür, nun endlich einen Schlussstrich unter die leidige Affäre zu ziehen.

Katharina Fontana



## VIP-Angebot: Fünf-Sterne-Hotel «Schweizerhof» in Luzern Wo die Schweiz das Leben feiert

An absolut bester Lage in der Schweizer Bilderbuchstadt Luzern befindet sich der traditionsreiche «Schweizerhof». Gastieren Sie dort, wo seit 175 Jahren königliche Hoheiten, grosse Denker und Politiker, berühmte Schauspieler, Sportler und Musiker aus aller Welt ein- und ausgehen.

Eingebettet zwischen Vierwaldstättersee und historischer Altstadt liegt das altehrwürdige Hotel direkt an der Uferpromenade. Das Traditionshaus verfügt über 101 Zimmer und Suiten, die alle ihre eigene Geschichte erzählen. Maharadscha von Indore, Leo Tolstoi, Richard Wagner, Lewis Hamilton – das sind nur ein paar Namen von Gästen, die sich hier wie zu Hause gefühlt haben.

Das Fünf-Sterne-Hotel ist der perfekte Ausgangspunkt für Ihren traumhaften Aufenthalt in einer der schönsten Schweizer Städte. Der «Schweizerhof» ist aber auch Gastgeber von namhaften Veranstaltungen wie dem Blue Balls Festival, dem Lucerne Blues Festival oder dem Retro Festival.

In den hauseigenen Restaurants «Galerie» und «Pavillon» werden Sie mit erstklassigen Speisen verwöhnt. In herrschaftlichem Ambiente und mit spektakulärer Aussicht erwar-

ten Sie auserlesene Gerichte – von Luzerner Spezialitäten bis zu Speisen aus exotischen Gegenden dieser Welt.

Als Hotelgast finden Sie Ruhe und Entspannung im Wellnessbereich bei Massagen mit erstklassigen Produkten. Im fünften Stock geniessen Sie im Ruheraum die atemberaubende Aussicht über das Luzerner Seebecken und auf das Bergpanorama.



### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Angebot: Hotel «Schweizerhof» in Luzern

##### Leistungen:

- 1 Übernachtung im Deluxe-Doppelzimmer zur See- oder Stadtseite
- Reichhaltiges Frühstück
- Kaffee und Kuchen am Nachmittag
- Begrüssungsdrink an der Bar
- 4-Gang-Dinner
- Freie Nutzung Wellness- und Beauty-Bereich
- ÖV-Ticket für Stadt und Agglomeration

##### Spezialpreis (pro Person im DZ):

Seeseite: Fr. 290.– (statt 425.–)  
Verlängerungsnacht (nur DZ/Frühstück): Fr. 220.–  
Stadtseite: Fr. 270.– (statt 405.–)  
Verlängerungsnacht (nur DZ/Frühstück): Fr. 200.–

##### Reservation:

Buchen Sie Ihr Angebot direkt im Hotel mit Kennwort «Weltwoche» über Tel. 041 410 0 410 oder per E-Mail an: reservation@schweizerhof-luzern.ch. Das Angebot ist gültig ab Publikation bis zum 24. Dezember 2020.

##### Veranstalter:

Hotel «Schweizerhof», Luzern  
Infos unter [www.schweizerhof-luzern.ch](http://www.schweizerhof-luzern.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Erdogans Reconquista

Recep Tayyip Erdogan hat die Bindungen der Türkei an den Westen gelockert und einen islamisch gefärbten Nationalismus verankert. Das Osmanische Reich dient als Richtschnur.

Hansrudolf Kamer

Seine Kritik am Vertrag von Lausanne, der die heutigen Grenzen der Türkei festlegte, passt ins Bild eines historisch bewusst agierenden starken Mannes. Die Rückumwandlung der Hagia Sophia in Istanbul in eine Moschee liegt auf dieser politischen Linie. Dazu kommen die Aktivitäten der türkischen Kriegsmarine im östlichen Mittelmeer und die Demonstrationen der Luftwaffe.

Bei Licht besehen, ist alles etwas weniger dramatisch, wenigstens kurzfristig. Erdogan ist innenpolitisch in Bedrängnis, und wirtschaftlich kann er keinen Staat machen. Noch im Wahlkampf 2019 erklärte er locker vor einer demonstrierenden Menge, die Sultan-Achmed-Moschee (Blaue Moschee) neben der Hagia Sophia sei während der Gebetszeit meistens leer. Er werde das byzantinische Meisterwerk erst umwidmen, wenn die Nachbarmoschee gefüllt sei.

## Identitätspolitik

Das ist nicht ideologisch, sondern nüchtern politisch. Er betreibt Identitätspolitik, braucht einen Konflikt, nicht zuletzt, weil seine Partei, die AKP, unübersehbar schwächelt. Mit der Hagia-Sophia-Symbolik können die konservativen Elemente seiner Partei und der rechtsnationalistische Koalitionspartner, die MHP, zufriedengestellt werden.

Ablenkung ist ebenso ein Motiv, denn die wirtschaftlichen Schwierigkeiten kosten politische Zustimmung. Die reale Arbeitslosigkeit hat vor Corona 24 Prozent erreicht, wenn jene eingeschlossen sind, die auch die Stellensuche aufgegeben haben. Die türkische Lira ist wieder auf Talfahrt, die Geldentwertung beschleunigt sich auch im Inland.

Die Corona-Krise schliesslich hat die Bürgermeister der Grossstädte ins Rampenlicht gerückt. Vor einem Jahr hatten bei den Kommunalwahlen die Kandidaten der CHP, der alten Kemalistenpartei, Istanbul und Ankara erobert und die langjährige Vorherrschaft der AKP gebrochen. Vor allem Ekrem Imamoglu, der wegen der Obstruktion der AKP am Bosphorus zweimal antreten musste, galt plötzlich



Anleihen, wo sie passen:  
Kemal Atatürk (1881–1938).

als ernsthafter Herausforderer Erdogans auch auf nationaler Ebene. Doch seither braucht die AKP im Istanbul Stadtrat ihre Mehrheit geschickt, um Imamoglu das Wasser abzugraben.

Die Hagia Sophia wurde als Kathedrale gebaut und diente als solche während neun Jahrhunderten. Der Fall Konstantinopels 1453 beendete das Byzantinische und markierte den Aufstieg des Osmanischen Reichs. Die Kirche wurde zur Hauptmoschee Istanbuls. Als solche funktionierte sie bis 1934, als sie in Atatürks Republik zum Museum «säkularisiert» wurde.

Inzwischen ist die AKP zum wichtigsten Instrument des türkischen Nationalismus geworden – nach Jahren der Machtausübung keine Überraschung. Erdogan bricht gerne einen Streit mit den Säkularisten und Kemalisten vom Zaun, um den Kulturkrieg anzufachen, weil beide Lager den türkischen Halbmond pachten. Doch wie es scheint, ist diesmal die Opposition nicht in die Falle getappt. Die Hagia Sophia weckt überparteilich nationale Gefühle, und sie hat auch in der CHP ihre Anhänger.

Es war deshalb nicht von ungefähr, dass das erste muslimische Freitagsgebet in der Hagia Sophia am 24. Juli stattfand, am Jahrestag der Unterzeichnung des Vertrags von Lausanne. Der Prediger hielt das Schwert Osmans in der Hand, mit dem einst die Macht an den neuen Sultan symbolisch übertragen wurde.

Nach dem Kollaps des Osmanischen Reichs am Ende des Ersten Weltkriegs rückten alliierte Truppen in Istanbul ein. Gegen diese führte Kemal Atatürk von Anatolien aus den Unabhängigkeitskrieg, der auch vom osmanischen Parlament unterstützt wurde. Im Januar 1920 beschloss es einen «nationalen Pakt», mit einer Karte, welche die Grenzen der neuen Türkei aufzeichnete. Im Vertrag von Lausanne 1923 fehlten dann einige Gebiete, die die Nationalisten gefordert hatten: Nordsyrien, Nordirak, Westthrakien, Kars und Batumi wie auch die dem Festland vorgelagerten Inseln des Dodekanes, die heute zu Griechenland gehören.

## Brüssel und die Hagia Sophia

Die Revision ist im Gang, dort, wo es geht. Heute stehen türkische Truppen jenseits der Grenze in Syrien. Die Türkei hat zwei Militärstützpunkte im Nordirak. Luftwaffe und Bodentruppen sind mehrmals tiefer ins Zweistromland eingedrungen. Erdogan hat den Krieg in Syrien genutzt, um historische Ansprüche zu untermauern – Anleihen bei Atatürk, wo sie passen.

Die Abkehr vom Westen vollzieht sich schrittweise. Die Europäische Union hat die damals noch säkulare Türkei zurückgewiesen – die Mitgliedschaft blieb verbaut. Die christlichen Abendländer Helmut Kohl, Angela Merkel, Nicolas Sarkozy, Emmanuel Macron – sie alle sahen das grosse Land an der Schnittstelle zu Asien als Fremdkörper.

Eine historische – oder besser: ahistorische Fehlleistung. Nur die Amerikaner rieten den Europäern, doch über den Tellerrand zu blicken und strategisch zu denken: Die Türkei sei für Europa von elementarer Bedeutung. So ist die Rückumwandlung der Hagia Sophia in eine Moschee ein direktes Resultat europäischer Kirchturmpolitik.



# Paranoia im Klassenzimmer

Die Maskenpflicht an Schulen ist eine weitere Corona-Absurdität.



Vor wenigen Tagen teilte uns die Schule mit, dass das neue Schuljahr diese Woche wie geplant beginnen könne. Eine erfreuliche Sache, fanden wir, denn dass der Nachwuchs seit März zu Hause sitzt und via Computer unterrichtet wird, schien uns Eltern wenig befriedigend. Doch nun kommt das Aber. Die Jugendlichen, so schrieb die Schulleitung weiter, müssten künftig eine Gesichtsmaske tragen – so habe es der Kanton Bern für die Gymnasien und Berufsschulen angeordnet. Die Maske dürfe einzig zum Essen ausgezogen werden. Am ersten Schultag wurde den Schülern ein Vorratpaket an Masken in die Hand gedrückt mit der Weisung, diese jeweils nach einem halben Tag zu wechseln.

Sind wir die Einzigen, die das für komplett übertrieben halten? In den letzten Wochen und Monaten haben wir ja Übung darin entwickelt, uns mit allerlei Corona-Schutzvorschriften zu arrangieren, auch mit solchen, deren Sinn einem nicht einleuchtet. Zehn Tage obligatorische Quarantäne für Reisende, die ihre Ferien auf einer einsamen schwedischen Insel oder auf einer Finca im andalusischen Hinterland verbracht haben und die ohne jegliche Anzeichen, dass sie sich dort irgendwo angesteckt hätten, in die Schweiz zurückkehren? Solche Vorschriften werden nicht hinterfragt, sondern, so scheint's, heute ganz selbstverständlich akzeptiert. Auch tragen wir seit einem Monat im Zug brav Masken, nachdem man uns wochenlang versichert hat, dass diese wenig bis nichts nützen.

Nun also die Maskenpflicht für Schüler, die gewisse Corona-Hochsicherheitskantone vorsichtshalber verhängt haben. Die Teenager selber scheint in erster Linie die Frage umzu-

treiben, was sie gegen die Hautentzündungen unternehmen können, die unter dem feuchten Gesichtslappen vermehrt aufblühen. Als Mutter oder Vater macht man sich noch andere Gedanken. Etwa, ob maskierte Sechzehnjährige im ohnehin schon überhitzten Klassenzimmer auf Dauer nicht zu wenig Sauerstoff erhalten. Ob die Konzentration im Unterricht nicht leidet und sie hinter ihrer Maske nicht noch schneller wegdämmern als sonst. Experten versichern

## *Die Teenager fragen sich, was sie gegen die Hautentzündungen unter dem Gesichtslappen tun können.*

zwar, dass der Gasaustausch mit Maske ganz hervorragend funktioniere und alles überhaupt kein Problem sei. Doch wer schon einmal auf einer Zugfahrt stundenlang mit verhüllter Gesichtshälfte vor sich hingebütet hat, mag da seine Zweifel haben. Man kann sich auch nicht damit trösten, dass das Ganze bloss ein vorübergehender Spuk sei. Ein Impfstoff, so hört man, wird frühestens nächstes Jahr verfügbar sein. Sollen die Jungen so lange maskiert im Klassenzimmer sitzen?

Das Ganze wirkt umso überzogener, als eine Corona-Infektion bei Jugendlichen – das weiss man mittlerweile zur Genüge – so gut wie immer leicht oder sogar ganz ohne Symptome verläuft. Natürlich gibt es Ausnahmen, bei denen das Virus zu schweren Komplikationen führt. Doch auch wenn sich solche Einzelfälle wunderbar dazu eignen, medial ausgeschlachtet

zu werden, können sie nicht der Massstab sein, um allgemeine Regeln festzulegen. Dass die Maske nötig sei, um die Jungen zu schützen, lässt sich nicht behaupten. Zudem gehört es bis heute zum ganz normalen Schulalltag, dass ein Gutteil der Schüler immer wieder mal an Erkältung, Grippe oder Durchfall erkrankt und das Bett hüten muss. Soll bei solchen ansteckenden Krankheiten, die für Junge um einiges gravierender sein können, künftig ebenfalls Nulltoleranz und Maskenpflicht gelten?

Jüngst habe ich mich mit einer Frau unterhalten, die mit erheblichen gesundheitlichen Problemen zu kämpfen hat. Paradoxerweise galt ihre Hauptsorge nicht den Krankheiten, die ihr das Leben tatsächlich jeden Tag schwer machen, sondern der vagen Möglichkeit, dass sie sich irgendwo mit dem Coronavirus anstecken könnte. Diese völlig verschobene Wahrnehmung der Realität und Beurteilung der Gefahr scheinen immer mehr um sich zu greifen. Man hat den Eindruck, dass bei all der obsessiven Beschäftigung mit dem Virus zunehmend die Null-Risiko-Politik gilt und man sich durchwegs am Schlimmstmöglichen ausrichtet. Zu welchen grotesken Folgen diese Haltung führen kann, zeigt ein Beispiel aus Italien. Wie die Tageszeitung *Corriere della Sera* kürzlich berichtete, stecken Hunderte von Lombarden seit Monaten in Quarantäne fest, weil ihre Testergebnisse nach wie vor kleinste Spuren des Virus aufweisen. Ob die Betroffenen tatsächlich ansteckend sind, weiss keiner. Doch offenbar will niemand die Verantwortung übernehmen und den Bedauernswerten ihre Freiheit zurückgeben.

# Rosenzüchten im Hühnerstall

Blick TV bringt zusammen, was nicht zusammen gehört: Fernsehen und Internet. Der Sender ist auf dem Holzweg.

Linus Reichlin

Als ich mir an einem sonnigen Samstagnachmittag bei 32 Grad Aussen-temperatur hinter heruntergelassenen Jalousien den Livestream von Blick TV anschaute, war ich plötzlich absolut überzeugt, dass ich der einzige Mensch auf dieser Erde war, der sich das anschaute. Irgendwie tat mir das leid. Der nach eigener Aussage «schnellste Sender der Schweiz» betrieb gerade einen enormen Aufwand technischer und emotionaler Natur nur für einen einzigen Kerl, der mit einer Portion Cremissimo Schokoladentraum vor dem Notebookbildschirm hockte, und der noch dazu nur auf eine Gelegenheit wartete, sich über den schnellen Sender lustig zu machen.

Ich stellte mir vor, wie in einem Hinterraum des Studios in Zürich ein blutjunger IT-Spezialist, der für die Zählung der Views zuständig war, um 14.30 Uhr plötzlich in helle Aufregung geriet. Seit Stunden hatte er auf seinem Bildschirm nur eine bei 0 verharrende Linie gesehen, die der der Herzfrequenz eines frisch Verstorbenen glich. Aber um 14.30 Uhr – als ich den Livestream anklickte – schnellte diese Linie in die Höhe und zeigte 1 Zuschauer an. Wahrscheinlich schickte der IT-Spezialist sofort eine Mail an Christian Dorer, den Chefredaktor der Blick-Gruppe: «Haben einen Viewer!! Soll ich Ihnen seine IP-Adresse schicken, damit Sie ihm einen Geschenkgutschein schicken können?»

## «CNN für die Schweiz»

Hinter diesem Fernsehprojekt, das zwar nicht durch seine Bescheidenheit auffällt (Christian Dorer: «Blick TV wird zum CNN für die Schweiz»), stecken Menschen mit Hoffnungen. Menschen, die schon in ihrer Kindheit zum Fernsehen wollten, wie die sechs Moderatoren jeglichen Geschlechts. Junge Menschen, die genug haben von Selfies, und deren Traum es ist, endlich in eine Kamera zu blicken, die ein anderer auf sie richtet.

Zugegeben, das ist heutzutage ein konventioneller Traum. Mein dreizehnjähriger Patensohn, der Fernsehgeräte für antike Handys hält, glaubt, dass Moderatoren Leute sind, die versuchen, die Scheidung von Eltern zu ver-



«D Lüüt in Beirut sind hässig uf iri Regierig.»

hindern. Er versteht gar nicht mehr, wieso jemand vor der Kamera nichts über sich selbst sagt, sondern nur Beiträge ankündigt, wie die Moderatorin von Blick TV, die sich an jenem Samstagnachmittag wirklich Mühe gab, mich davon abzuhalten, den Notebookdeckel zuzuklappen und endlich baden zu gehen.

Es war einfach der falsche Zeitpunkt. Ich hätte mir Blick TV an einem nebligen Novembertag anschauen sollen, wenn eine Krähe tot von der

*Ich hätte mir Blick TV an einem Novembertag anschauen sollen, wenn das Leben keinen Sinn macht.*

entlaubten Linde fällt und das Leben sowieso keinen Sinn macht. Dann spielt es auch keine Rolle mehr, wenn man sich einen Blick-TV-Clip anschaut, in dem die Kommentatorin sagt: «D Lüüt in Beirut sind hässig uf iri Regierig.» Und vielleicht schaut man sich dann sogar gern an, wie eine Python-Schlange einen Affen zerquetscht, unter dem Protest der anderen Affen.

Vielleicht hilft einem der kreisrunde Haarausfall einer jungen Frau aus dem Novembertief: Die Arme weint so, als ihr Freund aus Solidarität sich seine schönen Haare auch abrasiert: «Diese Aktion rührt das Netz», sagt Blick TV und hätte bei schlechtem Wetter damit recht. In Schlechtwetterphasen möchte man sehen, wie in Indonesien eine versunkene Stadt wegen einer Dürre wieder auftaucht, oder wie ein Baseball-Coach aus den USA den Hitlergruss macht («er sagt, es sei ein Versehen gewesen»). Ich glaube, Blick TV könnte zum Trosts(p)ender in düsteren Zeiten werden, wenn die Leute ohnehin orientierungslos sind und das Leben als eine endlose Kette unzusammenhängender Ereignisse empfinden.

Aber an einem wunderschönen Sommertag fragt man sich nach der dritten Wiederholung derselben Clips im Livestream natürlich schon ein wenig, warum man so viel Rücksicht auf die Hoffnungen der Moderatoren und die Gewinnerwartungen des Verlags-hauses nimmt. Andererseits war mir klar, welche Konsequenzen es gehabt hätte, wenn ich

mein Notebook tatsächlich zugeklappt hätte und baden gegangen wäre. Der IT-Spezialist hätte an Christian Dorer gemailt: «Haben den Viewer verloren! Sind wieder bei plus minus o!» Heutzutage hat alles, was mit einer o zu tun hat, sofort personelle Konsequenzen. Die Moderatorin hatte 1 Viewer generiert, aber falls ich jetzt ausstieg, verlor sie auch 1 Viewer: Sie wäre also statistisch gesehen für den Verlust der gesamten Zuschauerschaft von Blick TV verantwortlich gewesen.

### Wie Flugbegleiter der Swiss

Bevor ich das Risiko einging, ihre Karriere zu zerstören, wollte ich mich wenigstens erkundigen, wer diese Moderatorin war. Die *Schweizer Illustrierte* hatte sie und ihre fünf Moderations-Kollegen fotografiert. Auf dem Foto sahen sie alle aus wie Flugbegleiter der Swiss. Das ist als Kompliment gemeint. Kennt jemand

*Bei Blick scheint man zu hoffen, dass die Leser sich Fakten über BÜSIS nicht mehr bei YouTube anschauen.*

einen unsympathischen Flugbegleiter jeglichen Geschlechts? Ich nicht. Sie helfen manchmal sogar bei Spontangeburt, und man möchte sie am liebsten überall dabei haben, auf dem gesamten Lebensweg. Die betreffende Moderatorin hatte zudem in Seoul Yoga unterrichtet! Einer solchen Frau zu schaden wäre gewesen, als würde man einer Katze einen Regenschirm an den Schwanz binden.

Also schaute ich mir weiterhin Blick TV an, obwohl ich so gern damit aufgehört hätte. Noch geschlagene zwei Stunden lang hielt ich den Sender am Leben und die Moderatorin in Brot und Lohn. Aber am frühen Abend schaltete ich dann doch ab. Denn jetzt mal im Ernst: Dieser Sender ist auf dem Holzweg. Er will Internet-Fernsehen machen, aber er macht Fernsehen im Internet. Das ist wie Rosenzüchten im Hühnerstall. Oder Hufe schmieden im Kino. Jeder Vergleich, bei dem zwei Dinge nicht zusammenpassen, funktioniert hier.

Niemand schaut sich im Internet Sender an. Allenfalls schaut man sich Inhalte von Mediatheken verschiedenster Sender an. Aber vor allem schaut man sich Videos von YouTubern an, die sich in ihrem Heimstudio selber dabei filmen, wie sie ihr kleines Aquarium pflegen (Foo the Flowerhorn, 21 Millionen Klicks), wie sie eine Rose in Epoxydharz konservieren (jedrek29t, 1,69 Millionen Abonnenten) oder wie sie einfach nur Fondue essen (Mark Wiens, 3,6 Millionen Klicks). Schweizer YouTuber wie Philgood (93 800 Abonnenten), der auf unnachahmliche Weise über das Dampfen spricht (E-Zigaretten), oder MyMechanics, der eine alte verrostete Küchenwaage restauriert und damit 2,9 Millionen Klicks erzielt,

erreichen ein viel grösseres Publikum als Blick TV je haben wird, weil sie einen eigenen Stil entwickelt haben, der eben gerade nichts mit Fernsehen zu tun hat.

Man hat zwar bei *Blick* schon auch begriffen, dass ein Sender im Internet auch eine Plattform sein sollte. Deswegen hängt an der Live-stream-Studio-Szenerie ein Rattenschwanz von Videoclips wie etwa «7 spannende Fakten über unsere BÜSIS». Nur gibt es bei YouTube bereits 2 Millionen Clips über BÜSIS, und die Fakten über sie werden nicht dadurch interessanter, dass man sie «BÜSIS» nennt und nicht «Cats».

### Löbliche menschliche Hoffnung

Blick TV wäre ehrlich gesagt überhaupt nicht der Rede wert, wenn man dabei nicht etwas über den Bedeutungsverlust des klassischen Fernsehens lernen könnte. «Sender», «Programm», «Moderatoren» – das sind alles Begriffe, deren Basis eigentlich die Zuschauer-treue ist. Als ich an jenem sonnigen Samstag endlich im See untertauchte, dachte ich unter Wasser, dass der Denkfehler der Macher von Blick TV im Grunde auf einer löblichen menschlichen Hoffnung beruht: eben der auf die Treue der Menschen. Oder – etwas weniger menschlich – der Treue der Kunden zum Produkt.

Bei *Blick* scheint man zu hoffen, dass die *Blick*-Leser sich Fakten über BÜSIS nicht mehr bei YouTube anschauen sondern bei Blick TV. Oder dass sie, wenn sie wissen wollen, ob jemand in der Badi ertrunken ist, sich bei Blick TV informieren («18-Jähriger ertrinkt in Badi Baldegg»). Vielleicht versuchten die Macher einfach, in dem ständigen digitalen Kommen und Gehen, Sehen und Vergessen im Internet einen quasi analogen Ort der Ruhe und der Wiederkehr zu schaffen. Fast hätte ich beim Schwimmen eine Träne der Rührung über so viel fromme Hoffnung geweint. Doch tunlich unterliess ich das, denn ich wollte keine Schlagzeile riskieren: «Blick-TV-Kritiker beim Schwimmen in Tränen ausgebrochen!»



„Sie gefallen mir, Wagner, Sie bekommen den Job.“



## THIEL Wolf

**Journalistin:** Ihnen wird vorgeworfen, mit Ihrer Wolfspolitik grossen Schaden angerichtet zu haben.

**Berset:** Wenn acht Millionen Wölfe die Schweizer Bevölkerung bedrohen, muss der Bundesrat handeln.

**Journalistin:** Ich dachte, es leben nur gerade achtzig Wölfe in der Schweiz.

**Berset:** Unsere Wolfsexperten sichtigten zu Beginn der Krise 800 Wölfe.

**Journalistin:** Das heisst doch einfach, dass jeder Wolf im Durchschnitt zehnmal gesichtet wurde.

**Berset:** Um solche Fehler auszuschliessen, verzehnfachten wir die Zahl der Experten in unserer Task-Force. Aber bei einer weiteren Zählung wurden dann im gleichen Zeitraum sogar 8000 Wölfe gesichtet.

**Journalistin:** Mit zehnmal so vielen Experten sichten Sie die gleichen Wölfe zehnmal öfter.

**Berset:** Das behaupten alle Wolfsleugner. Angesichts der erschreckenden Zahlen ist das eine gefährliche Verharmlosung. Um ganz sicherzugehen, verzehnfachten wir den Aufwand zur Wolfsüberwachung abermals. Das Resultat war erschreckend. Bei der nächsten Zählung wurden über 80 000 Wölfe gesichtet. Die Hochrechnungen beweisen, dass die Schweiz mittlerweile mehr Wölfe zählen würde als Einwohner, wenn der Bundesrat nicht den Mut gehabt hätte, drastische Massnahmen zu ergreifen.

**Journalistin:** Sie verhängten den Shutdown.

**Berset:** Die Bevölkerung musste geschützt werden, bis wir die Wolfspopulation wieder in den Griff bekommen haben würden.

**Journalistin:** Wildhüter sagen, es habe zu keiner Zeit eine Gefahr bestanden.

**Berset:** Das sind alles Verschwörungstheoretiker. Dabei erlegten wir schon in den ersten Wochen des Shutdowns achtzig Wölfe. Seither herrscht Ruhe. Die anderen Wölfe haben wir mit den Abschüssen offensichtlich vertrieben. Aber die Massnahmen für die Bevölkerung bleiben bestehen. Wir wissen ja jetzt, wie schnell die Wolfspopulation explodieren kann. *Andreas Thiel*

# Eine Riesenchance für Zürich

Der Vermögensverwalter und Aktionär Erhard Lee wehrt sich juristisch gegen den Einzug von James Murdoch bei der Messe Schweiz. Wie denkt er? Was soll das bringen?

Von Beat Gygi

Eine derart schwer zugängliche Gegenseite wie jetzt im Fall der Messe Schweiz AG (MCH Group) in Basel hat Erhard Lee bei seinen vielen Engagements als Aktionär und Investor noch nie erlebt. Lee zählt zu den bekannteren privaten Vermögensverwaltern, vor allem auch seit seinem Engagement bei den «Freunden der NZZ». Sein auf Schweizer Nebenwerte ausgerichteter Anlagefonds AMG Substanzwerte Schweiz ist seit 2004 in der MCH investiert, also seit der Fondsgründung. Nun steht Lee im Scheinwerferlicht, weil er sich gegen den Refinanzierungsplan des Verwaltungsrats sperrt, der James Murdoch als Grossaktionär samt neuem Geld ins Boot holen will. An der ausserordentlichen Generalversammlung vom 3. August wurde Lee überstimmt, aber gelassen legt er mit seiner tragenden Stimme im Büro in Zürich dar, wie sich nach seiner juristischen Gegenwehr jetzt doch Gespräche ergäben.

Warum ist Lee denn gegen neues Geld von aussen? «Der Vorschlag des Verwaltungsrats löst die strukturellen Probleme der Gesellschaft nicht, er will weiterwursteln wie bisher, einfach mit einem neuen Grossaktionär», meint er. Die über 2000 Kleinaktionäre würden so krass benachteiligt, Murdoch dagegen werde massiv begünstigt, weil dieser seine grosse Aktienquote zum Tiefpreis kaufen könne. Er fügt an: «Wir sind jetzt fünfzehn Jahre als Aktionär dabei und werden einfach ausgeschlossen aus dem ganzen Prozess, auch aus der Sorgfaltsprüfung, während man einer jungen amerikanischen Gesellschaft ohne grosse Erfahrungen und Kompetenzen alle Informationen gibt.»

Lee ist seit 1979, seit seiner Lehre als Börsenhändler, mit den Finanzmärkten vertraut. Nach der höheren Wirtschaftsfachschule arbeitete er als Handelschef in Martin Ebners BZ-Bank. «Es sollte ein kurzes Einspringen sein, dann wurden aber zweieinhalb Jahre daraus», sagt Lee, «ich hatte die Handelslizenz, aber ich war immer der Analyse-Typ.» 2001 machte er sich als Vermögensverwalter selbständig. Bei der Messe Schweiz sei seine Analyse wohl nicht

perfekt gewesen, aber für ihn sei klar, dass das Potenzial des Unternehmens heute bei weitem nicht ausgeschöpft werde, vor allem weil der Verwaltungsrat die Firma schlecht kontrolliere. Sechs Delegierte der öffentlichen Hand würden über die übrigen fünf Vertreter bestimmen, fachliche Kompetenzen seien zweitrangig.



Will sich von Basel lösen: Investor Lee.

Zu den Aufgaben der MCH zählt der Betrieb der Messengelände in Basel und in Zürich; hinzu kommen eigene Messen sowie Dienstleistungen im sogenannten Experience-Marketing. Lee hat die Gliederung in vier selbständige Geschäftseinheiten vorgeschlagen, damit unternehmerischer gearbeitet werde. «Statt die Messehallen möglichst gut mit Anlässen zu füllen, verwirklicht man heute lieber eigene Vorlieben, etwa bei der Art Basel», meint er. Dabei bestehe der Auftrag doch darin, das Messengelände im Interesse des Gewerbes effizient zu nutzen und für den Standort Basel Besucherströme anzuziehen. Desgleichen in Zürich. Er verstehe nicht, wie Stadt und Kanton Zürich als Aktionäre dem Murdoch-Deal zustimmen könnten, bei dem doch die Stimmbürger um ihren Nutzen gebracht würden. Das

Team in Basel kümmere sich zu wenig um den Standort Zürich.

Seine Lösung wäre deshalb: Stadt und Kanton Zürich sollten ihr Messengelände wieder aus dem Gebilde herauslösen und selber vermieten. «Erstens wird das wirtschaftlich erfolgreicher und zweitens viel besser auf die Bedürfnisse des Standorts Zürich ausgerichtet sein. Für Zürich eine Riesenchance.» Ein Verkauf dieser Immobilienposition nach Zürich brächte der MCH finanzielle Erleichterung. Aber eilt es nicht mit der Sanierung? Nur mit der Ruhe, meint Lee. Klar, das Geschäftsjahr 2020 werde durch das Virus zunichtegemacht, aber das Problem der Führung müsse grundsätzlich angegangen werden. Zum Beispiel sollten Verwaltungsräte auch Aktionäre sein.

Ähnlich gehe er auch als Investor vor, er glaube an seine Empfehlungen und halte sich auch selber daran. Diese Regel gelte für die ganze Equipe in seiner Vermögensverwaltung AMG, die neben Privatmandaten heute sechs Anlagefonds betreut. Seine grosse Linie umreisst er so: «Wir wollen nicht den Markt schlagen, sondern möglichst mithalten und dabei die Risiken minimieren.» Stört es ihn, dass sein Schweizer Fonds in den vergangenen Jahren kleiner geworden ist? «Nein, unsere jetzige Grösse gibt uns mehr Flexibilität», meint er, aber klar, substanzstarke kleinere Firmen hätten es am Markt seit einigen Jahren schwerer. Unter dem Druck der Nullzinspolitik suchten die Investoren heute primär Wachstumsfirmen, wertorientierte Anlagen des soliden Typs dagegen würden vernachlässigt. Irgendwann würden diese aber wiederentdeckt, zuerst Grosse wie Nestlé, später die Kleineren.

Dafür hält Erhard Lee eine Änderung der Regulierung für dringlich: «Die Meldepflichten beim Kauf von Aktien einer Firma bei Quoten von 3, 5, 10, 15, 20 Prozent und so weiter sind absurd, man muss sie abschaffen. Jedes Unternehmen soll selber über die Publikation entscheiden können.» Wer sich ohne obligatorische Offenlegung der Beteiligungen nicht wohlfühle, solle halt nicht in solche Firmen investieren.

BEAUTIFUL FAST CARS

# JAGUAR I-PACE 100 % ELEKTRISCH



AB  
**535.-** CHF  
PRO MONAT

**0%**  
LEASING UND  
ANZAHLUNG

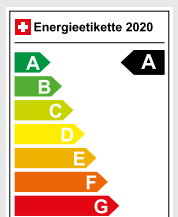


Nutzen Sie die einmalige Gelegenheit, mit Stil in die Welt der vollelektrischen Mobilität von Jaguar einzusteigen. Profitieren Sie jetzt von den unschlagbaren Leasingkonditionen auf den 400 PS-starken Jaguar I-PACE.

Nur bis 30. September 2020 und solange Vorrat,  
bei teilnehmenden Jaguar-Händlern.

[jaguar.ch](http://jaguar.ch)

0% Leasing gültig für ausgewählte sofort verfügbare Jaguar I-PACE Modelle bis Modelljahr 2020. Leasingbeispiel: I-PACE EV400 SE, Aut., 400 PS (294 kW), Gesamtverbrauch 24.8 kWh/100 km, CO<sub>2</sub>-Emissionen 0 g/km. Energieeffizienz-Kategorie: A. Bei einem Kaufpreis von CHF 101'440.-. Leasingrate CHF 535.-/Monat, effektiver Jahreszinssatz 0%, Laufzeit 36 Mte., 10'000 km/Jahr, keine Anzahlung erforderlich. Die Finanzierung läuft über die MultiLease AG und ist exkl. obligatorischer Vollkaskoversicherung. Das Angebot gilt bis 30. September 2020 oder solange Vorrat, bei teilnehmenden Jaguar-Händlern. Die Kreditvergabe ist unzulässig, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Änderungen jederzeit vorbehalten.



---

# Lehren aus der Zombie-Apokalypse

Horrorfilme können uns helfen, besser auf Krisen vorbereitet zu sein.  
Sie regen die Fantasie an und erleichtern den Umgang mit Ungewissheiten.

Markus Hällgren und David Buchanan

**S**tändig sind wir mit Dingen konfrontiert, die uns völlig überrumpeln. Das erfordert kreative Führung und frische Reaktionen. Doch Ideen zu haben angesichts von etwas Noch-nie-Dagewesenem, ist alles andere als einfach. Die Covid-19-Pandemie hat unsere Wirtschaft und das gesellschaftliche Leben knirschend zum Stillstand gebracht. So etwas hätten sich die meisten von uns nie vorstellen können. Auch anlässlich des terroristischen Angriffs 2001 auf das World Trade Center war von einem «Mangel an Fantasie» die Rede. Müssen sich solche Dinge immer erst ereignen, damit wir darüber nachdenken, wie man sich dagegen wappnen und darauf reagieren könnte?

Wir können vergangene Ereignisse (Explosion der Deepwater Horizon, Sars, Ebola, Hurrikan Katrina) anschauen und daraus lernen. Das ist nützlich, wenn sich etwas Ähnliches ereignet. Doch was ist, wenn «äusserst unwahrscheinliche und extrem heftige» Ereignisse in der Risikomatrix gar nicht aufgeführt sind, weil ihre Eintrittswahrscheinlichkeit so tief ist oder wir uns so etwas nie vorzustellen vermochten? Nicht umsonst sagt man, wer aufgrund vergangener Ereignisse plane, werde den letzten Krieg einfach noch einmal führen.

## «Buffy-Paradigma»

Wie können wir uns auf das Unvorhersehbare vorbereiten? Tatsächlich hatte sich lange vor 9/11 jemand vorgestellt, dass ein Flugzeug von Selbstmordattentätern entführt werden könnte: der Terrorismusbekämpfungsberater Richard A. Clarke. Dazu inspiriert hatten ihn aber nicht Berichte der Geheimdienste, sondern die Romane von Tom Clancy, weshalb man seine «verrückten Ideen» nicht ernst nahm.

Mit anderen Werken der Fiktion verhält es sich ähnlich. In seinem Roman aus dem Jahr 1981, «The Eyes of Darkness», erzählt Dean R. Koontz von einem künstlich erzeugten Erreger namens «Wuhan-400». In den letzten Monaten sind die Verkaufszahlen von Albert Camus' «La peste» in die Höhe geschneit. Emily St. John Mandels Roman «Station Eleven» handelt von einer Killerviruspandemie.

Diese Beispiele erklären, weshalb Sicherheitsbehörden seit 9/11 in Werken der Fiktion Inspiration suchen. Anthony Cordesman, ein Analytiker der nationalen Sicherheitsbehörde der USA, erforscht, wie Terroristen oder feindliche Staaten biologische oder radiologische Waffen einsetzen könnten. Sein Katalog möglicher Bedrohungen beruht auf dem «Buffy-Paradigma», benannt nach den immer neuen, unvorhersehbaren Bedrohungen, mit denen sich die Heldin der Fernsehserie «Buffy the Vampire Slayer» seit 1997 konfrontiert sieht.

Wir, die Autoren dieses Textes, arbeiten beim schwedischen Katastrophenschutz. Dieser befasst sich mit einer Mischung aus bekannten und unvorhersehbaren Bedrohungen. Doch wie können wir uns darauf vorbereiten, mit

## *Menschen husteten anderen ins Gesicht, eine ethnische Gruppe schob der anderen die Schuld zu.*

Udenkbarem fertigzuwerden? Jüngste Erfahrungen deuten darauf hin, dass wir uns nicht damit begnügen dürfen, frühere Krisen zu ergründen, sondern uns mit sogenannt extremer Fiktion auseinandersetzen müssen, wenn wir wirklich innovative Reaktionsmöglichkeiten entwickeln wollen.

Ganz besonders extrem sind Zombies in Kino- und Fernsehfilmen. Unsere Arbeit beruht auf zwei Quellen: Der klassische Zombiefilm «Day of the Dead» (1985) zeigt im Lauf der Handlung verschiedene Führungskfigurationen. In diesem Zusammenhang erweist sich eine traditionelle Befehl- und Kontrolle-Führung als tödlich. Die Fernsehserie «The Walking Dead» (2010–2019) zeigt, wie ein extremes Setting und die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen Überlebender die dunklen Seiten menschlichen Verhaltens zum Vorschein bringen: Statt dass man sich zusammentut und gemeinsam vorgeht, kommt es zu extremen Gewalttaten zwischen den verschiedenen Gruppen und innerhalb derselben. Eine Ahnung von diesen dunklen Seiten be-

kam man in der Covid-19-Pandemie: Waffenverkäufe stiegen, es kam zu Hamsterkäufen und Plünderungen, Menschen husteten anderen ins Gesicht, um sie anzustecken, eine ethnische Gruppe schob der anderen die Schuld zu.

## Unsere Ziele sind ehrgeiziger

Wir sind nicht die Einzigen, die zur Förderung von Entwicklungsprogrammen Zombies rekrutiert haben. Das Strategische Kommando der US-Streitkräfte verwendet zum Training eine Übung namens «Counter-Zombie Dominance Operations», die zu kreativem Denken anregen und einen lehren soll, sich auf Katastrophen vorzubereiten. Sich gegen fiktive Angriffe zu wappnen, kann der Entwicklung von Richtlinien für den Umgang mit echten Katastrophen förderlich sein.

Der Vorteil extremer Fiktion gegenüber traditionellen Kriegsspielen ist, dass die Teilnehmer keine vorgefassten oder festen Meinungen haben, denn es geht um Situationen, die noch niemand durchgemacht hat. Stellen wir uns einen Zombieangriff vor, werden uns Verwundbarkeiten bewusstgemacht, auf die wir sonst nie gekommen wären. Ausserdem hilft es uns, Strategien für den Umgang mit Unvorhersehbarem zu entwickeln.

Zombiefilme und -fernsehserien haben nicht den Anspruch, zukünftige extreme Szenarien vorauszusehen. Und wir wollen aus diesen Geschichten ja auch nicht einfach «Lehren ziehen». Unsere Ziele sind ehrgeiziger, wir wollen:

- die Fantasie anregen;
- die Selbstgewissheit – «So etwas kann nie passieren» – zerstören;
- bewusstmachen, wo wir verwundbar sind;
- kreative Reaktionen und machbare Lösungen entwickeln;
- unsere schöpferischen Fähigkeiten steigern;
- den Umgang mit Ungewissheiten erleichtern;
- und vor allem: bei nicht vorhersehbaren Ereignissen die Reaktionszeit verkürzen.

Je extremer eine Fiktion ist, desto wertvoller ist sie für das Erreichen dieser Ziele.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

# Die Mohren müssen weg!

Ein traditionsreiches Augsburger Hotel will sich erfolgreich für die Zukunft aufstellen.



Vor zwei Jahren, im Sommer 2018, brachte die Jugendgruppe von Amnesty International (AI) Augsburg eine Petition auf den Weg, in der sie eine Umbenennung des Hotels «Drei Mohren» forderte. Der Name der Luxusherberge in der Maximilianstrasse sei «rassistisch» und eine Beleidigung für «People of Colour», also Menschen nichtweisser Hautfarbe. Als historisch unbelastete Alternative schlugen die jungen AI-Aktivist\*innen den Namen «Drei Mönche» vor.

Das war auch ein Grund, warum kaum jemand den Vorschlag ernst nahm. Drei Mönche! Witzig! Noch witziger wäre es nur gewesen, die 1521 von Jakob Fugger, dem Reichen, als Siedlung für bedürftige Augsburger Bürger erbaute Fuggerei umzubenennen, politisch korrekt in «Wohn- und Begegnungszentrum für sozial schwache Seniorinnen und Senioren».

Wie die Fuggerei ist auch das «Drei Mohren» tief in der Augsburger Geschichte verwurzelt. Der Name geht auf drei (ursprünglich vier) Mönche aus Abessinien zurück, die im Jahre 1495 nach Augsburg kamen und Obdach in einem Gasthof fanden, der einem Augsburger Wirt namens Konrad Minner gehörte. Der wiederum war so stolz auf seine Gäste aus dem fernen Afrika, dass er die «drei Mohren», nachdem sie wieder abgereist waren, auf einer Tafel verewigte. Das heutige «Drei Mohren» steht auf dem Gelände eines Gasthofs gleichen Namens, der 1723 erbaut wurde, also vor gut 300 Jahren.

Ende Jahr wird das «Drei Mohren» nur noch Geschichte sein. Nein, das Haus wird nicht abgerissen, nur der Name verschwindet. Fortan wird es «Maximilian's Hotel» heißen, mit einem falschen, aber politisch korrekten «Deppen-

Apostroph». Die Geschäftsführung des Hauses hat dem Druck der Strasse nachgegeben.

«Wir haben entschieden, dass wir mit einem neuen Namen dem gesellschaftlichen Wandel Genüge tun», sagte der Geschäftsführer, Theodor Gandenheimer, der *Augsburger Allgemeinen*. Mit der Bewegung Black Lives Matter habe eine Veränderung in der Gesellschaft eingesetzt, die man nicht ignorieren könne. «Wir wollen unser Haus für die Zukunft erfolgreich aufstellen.» Man sei ein internationales Haus mit

*Der Name geht auf drei Mönche aus Abessinien zurück, die 1495 Obdach in dem Gasthof fanden.*

Mitarbeitern aus 22 Nationen. Der Name habe auch unter Gästen aus den USA «immer wieder Debatten ausgelöst». Als Beispiel nannte der Hoteldirektor die afroamerikanische Sängerin Sidonie Smith, die das Hotel «entsetzt» verliess, «nachdem sie das Logo des Hauses gesehen hatte: drei stilisierte Köpfe schwarzer Männer». Auch der «kamerunische Philosoph, Historiker und weltweit gefragte Vordenker des Postkolonialismus, Achille Mbembe», sei über die drei Köpfe im Logo des Hotels «entsetzt» gewesen, berichtete ein Uni-Mitarbeiter, ohne zu sagen, ob der weltweit gefragte Vordenker es nach einem Ortstermin oder vom Hörensagen war.

Die Namensänderung sei «überfällig» gewesen, gab eine Ethnologin der Uni Augsburg zu Protokoll, «der Schritt hätte früher erfolgen sollen, aber besser jetzt als nie». Dabei be-

tonte sie, «dass die Geschichte des Hotels bleibt, sie wird mit dem neuen Namen nicht ausgelöscht», eine dialektische Meisterleistung aus dem Neusprech-Labor des akademischen Postkolonialismus.

Die junge Garde von Amnesty International Augsburg, die sich um politische Gefangene im Iran, in China, in der Türkei und anderen Hochburgen der Menschenrechtsverletzungen kümmern sollte, feierte den Beschluss, das «Drei Mohren» umzubenennen, als einen «Erfolg jahrelanger antirassistischer Arbeit» ihrer Gruppe. Es sei doch erfreulich, dass die Diskussion, die die Jugendgruppe angestoßen habe, «am Ende doch Wirkung gezeigt hat».

Und damit liegen die jungen Leute von AI nicht einmal falsch. Die Auseinandersetzung um das «Drei Mohren» ist keine Posse, die in der Augsburger Puppenkiste gespielt wird, es ist bitterböser Ernst. Die Putzerkolonnen der Antifa machen den Weg frei für einen moralisch begründeten Totalitarismus der Guten. Jeder Etappensieg heizt den Kampfgeist weiter an.

Es gebe in der Augsburger Altstadt, sagt ein «Geschichtsdidaktiker» an der Uni Augsburg, weitere Beispiele für «problematische koloniale Spuren», zum Beispiel «ein Geschäft, das durch seinen Namen «Kolonial» ebenfalls die Kolonialgeschichte verharmlost». Es handelt sich um einen kleinen Laden, der tatsächlich «Kolonial – Feinkost & Buch» heisst und neben Büchern auch Tee, Kaffee, Gewürze, feine Speiseöle und ausgesuchte Weine anbietet, Kolonialwaren eben.

Wäre ich der Besitzer, würde ich allmählich anfangen, mir Sorgen zu machen.

## Enormer Druck

Nr. 30/31 – «Heuer ist BundeStrauertag»  
Urs Paul Engeler zum 1. August

Seit Frau Sommaruga Bundesratspräsidentin ist, komme ich mir als Eidgenosse einsam und verlassen vor. Auch der restliche Bundesrat kann es mir gar nicht mehr recht machen. Schlimmer noch, fast das ganze Volk scheint die Meinung der massgebenden Politiker und Politikerinnen hingebungsvoll zu teilen. Zum Glück hat mich Urs Paul Engeler mit seinem hervorragenden Artikel aus meiner isolationistischen Trübsal erlöst. Hurra, ich bin nicht allein! Also muss ich nicht partout solidarisch mit all jenen sein, die ihr Unglück selbst verschuldet haben. *Franz-Xaver Spörri, Zell*

Noch vor einem Jahr konnte jedermann relativ unbehelligt zu jedem Thema seine Meinung kundtun. Freie Meinungsäusserung hat auch Quatsch produziert, aber immerhin wurde nahezu alles ertragen. Das ist Ausdruck eines stabilen Gemeinwesens: Man kann jeden reden lassen und sich eine eigene Meinung bilden. Die Corona-Zeit nun ist geprägt durch enormen Druck und durch die Angst, das gewünschte Narrativ könnte wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen. Die Ursachen dieser Angst gilt es näher zu untersuchen. *Markus Muff, Rom (I)*

## Anderweitig ausgelastet

Nr. 30/31 – «Pro Patria schafft sich ab»  
Beni Frenkel über die Stiftung

Verantwortlich für die «Politik der gepflegten Langweile» ist nicht Pro Patria, sondern, wenn schon, die Schweizerische Post. Sie allein bestimmt das Sujet und die Gestaltung der Brief-

marken. Der zweite Vertriebskanal, das sogenannte Freiwilligennetz, hat sich über die Jahre aufgelöst. Die Lehrerschaft und die Schüler sind anderweitig ausgelastet; heute verkaufen Schulkinder in ihrer Freizeit keine Abzeichen mehr. Und eine Richtigstellung zum Lohn der Angestellten: Wie Sie auf einen «gemittelten Lohn von über 170 000 Franken (auf Basis von 100 Prozent)» kommen, bleibt Ihr Geheimnis. Zurzeit beträgt der Höchstlohn in der Geschäftsstelle, hochgerechnet auf 100 Prozent, 130 000 Franken brutto.

*Johann Mürner, Präsident der Stiftung Pro Patria*

## Nicht machbar

Nr. 30/31 – «Imperium Europaeum»  
Essay von Carl Baudenbacher

Diese Europäische Union, sprich «Bundesrepublik Europa», ist heute ein gescheitertes zentralistisches Staatenbündnis, das immer noch nicht begriffen hat, dass eine gemeinsame Währungspolitik und offene Grenzen für einen ganzen Kontinent einfach nicht machbar sind. Die Geschichte zeigt, dass eine konservative, auf Nationalstaaten begründete Ordnung mit viel grösserer Wahrscheinlichkeit zu Stabilität führt.

*Peter Meier, Volketswil*

## Trittbrettfahrer

Nr. 30/31 – «Besuch der jungen Dame»  
Alex Baur über Laura Zimmermann

Die Operation Libero, deren Sprachrohr Laura Zimmermann heute ist, will keine Partei sein, sich demzufolge nicht der Mühsal und Knochenarbeit politischer Basisarbeit wie dem Lancieren von Referenden und Initiati-

ven verpflichten, das sollen die biederen Partei-soldaten tun. Sie und Operation Libero verstehen sich aber als Schiedsrichter und geben lauthals bekannt, was politisch opportun ist und was nicht. Alternative Ansichten und Argumente zählen nicht. Bei Abstimmungssiegen der Linken und sogenannter Liberaler sehen sie sich gemäss ihren Aussagen aber dann als Sieger, dabei sind sie nur Trittbrettfahrer. Einzige Konstante bei Zimmermann und ihren Gesinnungsgenossen ist der «Albtraum SVP».

*Ulrich Schär, Zumikon*

## Gleichberechtigung

Nr. 30/31 – «Ich könnte General werden»  
Roman Zeller über Germaine Seewer

Es ist bekannt, dass Divisionär Germaine Seewer der Meinung ist, dass es mehr Frauen in der Armee brauche und dass Frauen in der Armee die Akzeptanz des Militärs in der Gesellschaft steigern würden. Dieser Ansicht ist beizupflichten. Es erstaunt nur, dass unser Parlament, in dem ja immer mehr Frauen sitzen, das Problem der ungenügenden Förderung unseres Milizsystems nicht angeht. Im Sinne der überall gefeierten Gleichberechtigung wäre endlich auch, wie in Norwegen, die Militärdienstpflicht der Frauen einzufordern.

*Jürg Dangel, Küsnacht*

**Leserbriefe:** Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Über nicht publizierte Leserbriefe kann keine Korrespondenz geführt werden.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





Werner Düggelin (1929–2020)  
Ludmila Vachtova (1933–2020)



*Begnadeter Zuhörer:* Regisseur Düggelin.

**D**er Dügg: alle nannten ihn so, nicht nur die Leute am Theater, und viele hielten sich mit ihm für befreundet, verführt von seinem überwältigenden Charme. Ein Verführer war dieser einzigartige Regisseur tatsächlich in vielfacher Hinsicht. Dabei war ihm in seiner Kunst jede Anbiederung ein Gräuel, jede vorilige Einfühlung des Publikums. Er war eine Art Paradox: ein panerotischer Asket, dessen Inszenierungen mit zunehmendem Alter mit immer strengeren Strichen den Kern der Stücke freilegte. Der Text war ihm nie Vorwand für theatralisches Feuerwerk. Oft schien es, als würde er Einfälle bewusst verhindern, bei sich und bei seinen Schauspielern. Die waren seine Partner, seine geliebte «Bande». Komplizen, mit denen er sich auf die Suche nach dem Geheimnis eines Texts machte. Er beargwöhnte vorgefasste Konzepte, apriorische Interpretationen, die ein Stück aufbrechen sollten wie ein Büchsenöffner. Über seinen glücklichsten Arbeiten lag immer ein Zauber der Abstraktion. Einer Abstraktion freilich, die im Gegenzug durch die leibhaftigen Schauspieler in herzwarmer Bühnengegenwart verwandelt wurde.

Das hatte mit Düggs jugendfrüher Prägung durch die französische Theateravantgarde der fünfziger Jahre zu tun. Nachdem er sich mit noch keinen zwanzig Jahren als Beleuchter am Schauspielhaus Zürich mit der Leidenschaft fürs Theater infiziert hatte, zog er nach Paris, gründete eine eigene Truppe und assistierte 1953 bei

Roger Blin bei der Urauführung von Samuel Becketts «Warten auf Godot». Dann erlebte er in Darmstadt an Gustav Rudolf Sellners und Claus Bremers Bühne, wo die eben noch verfemte französischen Avantgarde für das deutsche Theater entdeckt wurde, seinen Durchbruch, war danach schnell an allen ersten Bühnen gefragt. 1968 übernahm er die Direktion der Basler Theater, sicherte sich die Mitarbeit Dürrenmatts und stand auch nach dessen baldigem Abschied für die aufregendste Aera des vor ihm etwas provinziellen Dreipartnenbetriebs: ein exzellentes Ensemble, viel neues junges Publikum, neu entdeckte Autoren, grosse internationale Resonanz.

Sein Generalmusikdirektor war Armin Jordan. Der, bekannt für seine scharfe Zunge, schockiert seinen Freund einmal, wie der am Tisch der Kunsthalle über seine schweren Augenprobleme klagte, mit dem saloppen Spruch: «Dügg, wir brauchen auch gute Hörspielregisseure». Er wusste nicht, wie recht er hatte. Tatsächlich war Dügg, wiewohl auch ein Meister im Umgang mit dem Licht, wie kein Regisseur ein begnadeter Zuhörer. Ein «Sohn der Hebamme», hörte er bei seinen Schauspielern Töne, die denen gar nicht bewusst waren. Und ja, seine letzte Arbeit am Schauspielhaus Zürich, eine Arbeit über Büchners «Lenz», war fast ein Hörspiel. Eine Art szenische Lesung. *Theater reduced tot he max*. Und damit eine Art Vermächtnis, gegen den Zeitgeist des postdramatischen Regietheaters gesetzt. *Peter Rüedi*

**A**ls ich in meiner damaligen Funktion als Ressortleiter einen Kunstkritiker oder eine -kritikerin ohne nimbusüberwölkende Schwurbeleien suchte, war sie natürlich schon auf ihrem Gebiet eine Autorität, die der konservativ geprägten Kunstrezeption ein kleines Feuerchen unters Rektum gelegt hatte. Erst als ich sie dann persönlich kennenlernte, wusste ich, diese Frau passt zu uns, zu den Kolleginnen und Kollegen, und es wurde regelmässig ein Freudenfest, wenn sie uns mit einem spöttischen Grinsen in ihrem unnachahmlichen Akzent begrüßte und dann entspannt zu ihren Themen wechselte.

In der Tschechoslowakei geboren, dort studiert und doktriert, kam Ludmila Vachtova erst 1972 (aufgrund eines Schreibverbots) in die Schweiz und lernte nicht nur wie der Blitz die deutsche Sprache, sondern diese auch messerscharf und glasklar zu gebrauchen und das jeweilige Objekt ihrer Betrachtung ohne den geringsten elitären Unterzug einzuordnen und zu werten. Das politische System der Tschechoslowakei prägte ihren gnadenlosen Unabhängigkeitswillen, ihre Haltung, sich niemals vereinnahmen zu lassen, und ihren Gerechtigkeitsinn. Und wenn es um die Technik ging, war sie von unbeugsamer Selbstironie und weigerte sich, ihre immer blendenden Texte in den Computer zu tippen («grässlich»). Sass man mit ihr in der Quartierbeiz, was nicht selten der Fall war, konnte sie mit schwejscher Piranha-Bissigkeit über den Zürcher Kulturbetrieb lästern; immer mit Leichtigkeit, nie boshaft. Ludmila Vachtova, blendende Schreiberin, Buchautorin und Kuratorin, war ein Solitär. *Wolfram Knorr*



*Leichtigkeit:* Autorin Vachtova.

# Wann kommt die Inflation?

Der Goldpreis zeigt, dass die Leute dem staatlichen Geld immer weniger trauen.



Der Goldpreis ist auf ein Rekordniveau geklettert – ist dies das Signal dafür, dass bald die Inflation kommt? Nach der Corona-Krise haben viele Regierungen riesige Hilfsprogramme für die Wirtschaft beschlossen, grösstenteils finanziert durch Staatsschulden und Geld aus der Notenpresse. Geldschwemme und Verschuldungsexzesse – irgendwann muss das doch zu Vertrauensverlust und Geldentwertung führen. Zunehmend wird jetzt das Buch «Monetary Regimes and Inflation» (2016) des Geldexperten Peter Bernholz (Universität Basel) zitiert, der Inflationsverläufe zahlreicher Länder historisch untersucht und den Wertzerfall von Währungen nachgezeichnet hat. Die erste Stufe des Zerfalls, das Misstrauen der Bürger gegenüber Geld als Wertaufbewahrungsmittel, ist nach der Einschätzung von Thomas Mayer, tätig bei Flossbach von Storch und früher Chefökonom der Deutschen Bank, heute erreicht: Geld fliesst exzessiv in Immobilien, Aktien und eben auch Gold, andere Edelmetalle sowie allerhand Luxusgüter und heizt da die Kurse an. Die Vermögenden können diese Preishöhenflüge nutzen zum Investieren und Steigern ihres Vermögens; wer die Mittel nicht hat, bleibt sozusagen eingeschlossen im Geld.

Und die zweite Stufe der Geldentwertung? Das wäre, so Mayer, das Misstrauen gegenüber Geld als Tauschmittel, das heisst, wenn alle Leute es lieber heute als morgen für den Konsum ausgeben wollen und so die Güterpreise hochtreiben. Diese klassische Art der Inflation ist noch nicht sichtbar, und es wagt kaum jemand eine Prognose, wann es so weit sein könnte, auch wenn die Europäische Zentralbank die Inflation

um jeden Preis von fast null auf 2 Prozent hochschrauben will, und die US-Notenbank jetzt mehr Nachsicht gegenüber Preissteigerungen andeutet. Aber wer weiss, plötzlich können auf diese Weise Kettenreaktionen entstehen, die dann nicht mehr kontrollierbar sind.

## Verunsicherte Swiss Re

Die weltweit vorherrschende Politik der Nullzinsen und Geldschwemme frisst sich auch in Geschäftsmodelle hinein, an die man nicht unmittelbar denkt, etwa in der Versicherungsbranche. Der Rückversicherungskonzern Swiss Re zählt zu den Weltmarktführern und gilt als Fels in der Brandung, an dem die anderen andocken können, wenn es stürmt. In der Corona-Krise hat er Schäden im Umfang von 2,5 Milliarden Dollar absorbiert und damit einen Semesterverlust von gut 1 Milliarde geschrieben.

Der Kernauftrag einer Rückversicherung besteht darin, andere Versicherer beim Umgang mit grossen Risiken mit Kapital zu unterstützen, ihnen den Rücken zu stärken, aber nicht direkte Geschäfte mit den Endkunden zu machen, denn das können Spezialisten wie eine Zürich, Helvetia oder Mobiliar besser. Seit einiger Zeit jedoch versucht die Swiss-Re-Führung um Verwaltungsratspräsident Walter Kielholz und CEO Christian Mumenthaler sich in Geschäften mit der Direktversicherung etwa von Grossunternehmen, die aber schlecht laufen und an der Substanz zehren.

Warum halten sie sich nicht an den Grundsatz «Schuster, bleib bei deinem Leisten»? Es ist eben so, dass die lockere Geldpolitik den Fels in der Brandung untergräbt. Das Bereitstellen von

Kapital zum Auffangen schlimmerer Schäden wird zunehmend konkurrenziert durch Absicherungsmöglichkeiten auf dem Nullzinsinfizierten Kapitalmarkt, wo Geld praktisch nichts kostet. Wenn UBS-Konzernchef Sergio Ermotti nächstens Kielholz als Präsident ablöst, wird er entscheiden müssen, auf welchem Weg die Swiss Re in die Zukunft gehen soll.

## Roger Federers Ferien

Im Profi-Tennis wird nach einer fünfmonatigen Corona-Spielpause der Betrieb wieder aufgenommen. Auf den ersten Blick scheint es, als sei die ganze Szene einfach eingefroren gewesen und der Film laufe nun für alle da weiter, wo er gestoppt wurde. Aber es war nicht für alle gleich. Die etablierte Spitze hatte eine bessere Zeit als das Verfolgerlager, das daran ist, sich nach vorne zu kämpfen. Roger Federer sagte in einem Interview in der Corona-Zeit, er vermisse das Tennis nicht, er trainiere derzeit nicht, weil er keinen Grund und kein Ziel sehe. Diese ruhige Zeit in der Familie sei grossartig.

Aus ökonomischer Sicht kann man es auch so sagen: Die Spitzenleute hatten eine Schutzzeit, in der sie nicht angegriffen wurden. Das ist wie eine Verlängerung der Karriere, die sie durch die Krise fast gratis, ohne viel Trainings- und Spielaufwand, gewonnen haben und in der Einnahmen aus Werbung und Ähnlichem weiterliefen. Ganz anders die hungrigen Verfolger, die beim Angreifen und Aufsteigen gestoppt wurden – sie haben ein halbes Jahr ihrer Karriere verloren. Das ist ein altes Muster: Die Politik läuft eher im Interesse der Etablierten und Stars als zugunsten von Aufsteigern.

---

# LEADER

## Peter Thiel

---

**P**eter Thiel, 53-jährig, ist einer der interessantesten amerikanischen Unternehmer. Er ist hochintelligent, umfassend gebildet, Multimilliardär. Er studierte Philosophie in Stanford, machte einen Abschluss in Jura und arbeitete kurz für die Credit-Suisse New York («Wir waren die kulturelle Antithese zu den supervorsichtigen Schweizern»). Noch unter dreissig startete er seine erste Investmentfirma. Politisch aufhorchen liess er als eloquenter Verfechter libertärer Ideen («Die grosse Aufgabe ist es heute, der Politik zu entfliehen») und – quelle horreur – als Unterstützer des amerikanischen Präsidenten Donald Trump.

Geboren wurde Peter Andreas Thiel als Sohn deutscher Eltern am 11. Oktober 1967 in Frankfurt am Main. Sein Vater arbeitete als Chemieingenieur. Als der Sohn einjährig war, wanderte die Familie in die USA aus. Es gab Abstecher nach Südafrika und Namibia. Thiels Abneigung gegen Autorität und Konformismus soll durch die dortigen Schulerfahrungen mit Uniformen und Körperstrafen aktiviert worden sein.

Akademisch war Thiel so etwas wie ein Wunderkind. Seine Leidenschaft galt der Mathematik. Und Science-Fiction-Romanen. Seine Highschool schloss er als Jahrgangsbester ab. Mit sechs begann er Schach zu spielen und brachte es zu einem der erfolgreichsten amerikanischen Junioren. An der Elite-Uni Stanford belegte er zunächst das Fach Philosophie. Einflussreichster Lehrer war der Franzose René Girard (1923–2015). Durch Girards «mimetische» Theorie der Imitation sah sich Thiel darin bestätigt, dass es besser ist, den eigenen Weg zu gehen, anstatt die Erfolgsrezepte anderer nachzuahmen.

Mit 29 Jahren gründete Thiel mit geborgtem Geld seinen ersten Anlagefonds. Sein Durchbruch war um die Jahrtausendwende der Online-Bezahldienst Paypal, den er mit Freunden und dem späteren Überflieger-Visionär Elon Musk trotz Rückschlägen zu einem Milliarden-erfolg machte: «Wir wollten eine Weltwährung jenseits der staatlichen Kontrolle schaffen», erinnert er sich heute.

Andere verglühten in den Fieberkurven des Internets. Thiel hebelte sich geschickt nach



*Schach, Philosophie und Internet:* Unternehmer Thiel in seinem New Yorker Büro.

oben. Sein Geniestreich war der Einstieg als erster Grossinvestor bei Facebook. Aus 500 000 Dollar Einsatz resultierte rund eine Milliarde Gewinn. Er investierte früh in Elon Musks Tesla und in dessen Raumfahrtunternehmen SpaceX. Gleichzeitig baute er den Datenanalysekonzern Palantir zu einem Marktwert von 20 Milliarden Dollar auf. Der Name «Palantir» bezieht sich auf die sehenden Steine in J.R.R. Tolkiens «Der Herr der Ringe», einem von Thiels Lieblingsbüchern.

Seine unternehmerische Führungslehre präsentierte er im Bestseller «Zero to One» (2014). Wichtigste Botschaft: Erfolgreiche Unternehmer müssen Einzigartiges schaffen und mindestens zehnmals besser sein als alle Konkurrenten. Es bringt nichts, sein zu wollen wie Mark Zuckerberg oder Bill Gates. Zur Absicherung des Erfolgs sind Monopole anzustreben. Thiel verblüffte durch Kritik am Wettbewerbsprinzip. Wettbewerb kitzle zwar Leistungen hervor, führe aber dazu – Girards Nachahmungstheorie –, dass man sich zu sehr mit der Konkurrenz beschäftigt als mit eigenen neuen Erfindungen.

Wie stellt man sicher, dass man innovatives Personal bekommt? Thiel stellt jedem Bewerber die Frage: «Welche Ihrer wahrhaftigsten Über-

zeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?» Erfolgreiche Unternehmer entdecken Geheimnisse, die andere nicht sehen. Und Innovationskraft ist die entscheidende Qualität erfolgreicher Gesellschaften. Der Westen, bedauert Thiel, habe diese Kraft weitgehend verloren.

Thiel betreibt eine Vielzahl wirtschaftlicher und philanthropischer Unternehmungen. Er lässt an lebensverlängernden Methoden forschen, investiert in Firmen, die künstliche Inseln als freie Republiken bauen, und unterstützt Studenten, die für eine unternehmerische Idee ihr Studium sausen lassen. Politisch avancierte Thiel zur Reizfigur, als er sich bei den letzten Wahlen als Unterstützer Donald Trumps outete. Seither umrauen die Medien den «Star Wars»-Fan als eine Art Darth Vader des Digitalen.

Die *Weltwoche* führte mit Thiel drei Gespräche, eines bei ihm zu Hause in Los Angeles, zwei weitere elektronisch. Es ergab sich eine breite Standortbestimmung zur geistigen Lage der Zeit, zur Politik, zu Trump, zur Hysterie an den amerikanischen Universitäten, zum Silicon Valley und zum Problem der Unsterblichkeit. Wir drucken das Interview in zwei Teilen. *Roger Köppel*

# «Ich unterstütze Trump noch immer»

Internet-Unternehmer Peter Thiel sieht ein «Zombie-Jahrzehnt» zu Ende gehen. In den USA grassiere Wahnsinn, und der Tod Gottes sei ein Wettbewerbsnachteil für den Westen.

Roger Köppel

**Weltwoche:** Herr Thiel, die USA sind in Aufruhr. Auf den Strassen brodeln es. Gegen die amerikanische Geschichte ist eine Art Kreuzzug im Gang. Journalisten und Professoren verlieren ihre Jobs, sobald sie etwas Falsches sagen. Hat diese Hysterie etwas mit der Pandemie zu tun? Was geht hier vor sich?

**Peter Thiel:** Lassen Sie mich zuerst etwas darüber sagen, was das Covid-Phänomen bedeutet. Dann können wir über den verrückten sozialen Tumult sprechen. Viele Leute denken heute: «Wann kehren wir zur Normalität zurück? Was ist der Weg zurück zur Normalität?» Ich sehe das als psychologischen Indikator dafür, dass die Leute tief drin wissen: Es gibt keinen Weg zurück zur alten Normalität, weil die Normalität, die wir hatten, in vielerlei Hinsicht gar nicht zukunftsfähig war.

**Weltwoche:** Das Virus bringt eine Zäsur?

**Thiel:** Davon bin ich überzeugt. Man kann das Jahr 2020 als das erste Jahr des 21. Jahrhunderts deuten. An seinem Ende hatte das 20. Jahrhundert zusehends zombiartige Züge. Ende 2019 dachte ich: «Was geht hier eigentlich ab? Was können wir über dieses abgelaufene Jahrzehnt überhaupt sagen?» Gut, es war das Jahrzehnt der iPhones. Wir hatten «Game of Thrones», die Legalisierung von Marihuana. Aber es gab kein definierendes Ereignis, nichts Ikonisches. Selbst die Autos sahen 2019 ziemlich genau so aus wie 1999. Das letzte Jahrzehnt war das Jahrzehnt, in dem nichts passierte. Dieser Zombie-Zustand konnte nicht andauern. Ich sehe Covid-19 als Waldbrand, aber es ist ein Waldbrand in einem Wald, der bereits sehr krank war.

**Weltwoche:** Waren die USA so krank? Vor Corona brummte die Wirtschaft wie nie.

**Thiel:** Das Jahr 2020 brachte einen Quantensprung der Lächerlichkeit in vielen Bereichen. An den Universitäten zahlt man mittlerweile 50 000 Dollar Semestergebühr für Zoom-Meetings mit den Professoren. Eine der grössten Lügen war, dass man den Jungen erzählte, die grossen Städte seien die Zukunft. Dabei funktionieren die Grossstädte am schlechtesten. Die Immobilien sind überbeuert, der Wett-

bewerb ist so extrem, dass er kontraproduktiv ist. Die essenzielle Hässlichkeit der Megacities kommt in der Krise ans Licht. Vorher war alles durch einen sterilen Aktivismus verdeckt. Man spürt jetzt die Überhitzung. Covid-19 bringt eine Verschiebung. Zuvor gab es das Gefühl, die Zukunft werde irgendwie zurückgehalten. Veränderungen, die längst hätten stattfinden



**Weltwährung:** Peter Thiel und Elon Musk mitten im Dotcom-Fieber 2000.

müssen, kamen nicht, weil man sich dagegen sträubte. Jetzt wird die Zukunft freigesetzt. Es gibt zwar die Befürchtung, die Veränderung sei bedrohlich und zerstörerisch, aber sie ist meines Erachtens immer noch gesünder als die Fortsetzung dieses Zombie-Zustands, dieses institutionellen Komats.

**Weltwoche:** Wie deuten Sie die fiebrigen Proteste in den Städten?

**Thiel:** Es ist immer schwer, etwas zu analysieren, wenn man mittendrin steckt. Ist es ein verrücktes Rückzugsgefecht der extremen Linken? Oder ist es ein Katalysator für noch mehr Wahnsinn? Ich empfinde diese Vorgänge als sehr seltsam. Den ethnischen Minderheiten bringen diese Proteste gar nichts. Man kann argumentieren, es sei superverrückt, Statuen abzureissen, weil man damit die eigene Geschichte abreisst. Andererseits ist es supertrivial. Der Sturz eines Denkmals ist billig und rein symbolisch. Er ändert nichts an den ökonomischen Strukturen.

**Weltwoche:** In der Vergangenheit standen gestürzte Denkmäler für einen politischen

Regimewechsel, für den Zusammenbruch der alten Ordnung. Und heute?

**Thiel:** In diesen verrückten, nihilistischen Zerstörungen spiegelt sich auch eine Gesellschaft, die nach totaler, geradezu kommunistischer Gleichheit strebt. Man denkt sich: «Warum wird George Washington auf ein Podest gestellt und unsterblich gemacht, während ein durchschnittlicher Amerikaner kein Denkmal bekommt?»

**Weltwoche:** Wie gefährlich ist das Ganze?

**Thiel:** Vielleicht wird alles nach den Wahlen verschwinden, weil die Aufstände vor allem auch gegen den Präsidenten gerichtet sind. Es ist ein Aberwitz: Man behauptet, es gehe um ethnische Minderheiten, aber eigentlich geht es darum, Trump durch einen noch älteren, noch weiseren Mann zu ersetzen.

**Weltwoche:** Mittlerweile gerät die amerikanische Unabhängigkeitserklärung unter Beschuss. Ist nicht doch ein Kampf um die amerikanische Seele im Gang?

**Thiel:** Ich glaube nicht, dass es in dieser Debatte um George Washington oder um die Unabhängigkeitserklärung geht. Beunruhigender finde ich, dass man den Leuten ein einziges Thema regelrecht aufzwingt. Man darf über gar nichts anderes mehr reden. Alle sollen gefälligst mitprotestieren, und wer nicht mitmacht, macht sich verdächtig. Es ist weniger ein Angriff auf die Unabhängigkeitserklärung als ein Angriff auf den durchschnittlichen Mittelstandsamerikaner, dem man verbieten will, seinen gesunden Menschenverstand zu benutzen und sich seine eigene Meinung zu bilden. Das ist der Kern des Wahnsinns, den wir heute beobachten. Man muss immer vorsichtig mit diesen Terminologien sein, aber das entsprechende Wort in Nazideutschland lautete «Gleichschaltung». Man versucht, das Denken einer ganzen Gesellschaft zu homogenisieren.

**Weltwoche:** Der französische Philosoph Alain Finkielkraut sagt: «Antirassismus ist der Kommunismus des 21. Jahrhunderts.»

**Thiel:** Damit bestätigt er meine Befürchtung. Die Geschichtsdebatte macht mir keine Sorgen. Vielleicht es ist ja gut, dass wir unseren Blick



«Man versucht, das Denken einer ganzen Gesellschaft zu homogenisieren»: Selfmade-Milliardär, Schachgenie Thiel.

hier etwas korrigieren. Beunruhigender ist die Homogenisierung des Denkens und Sprechens. Die aktuellen Vorgänge scheinen mir eher religiöser und weniger politischer Natur zu sein. Antirassismus und Kommunismus sind spezifische Deformationen des Christentums.

**Weltwoche:** Säkulare Religionen?

**Thiel:** Ich würde es Ultrachristentum oder Hyperchristentum nennen. Man will christlicher sein als die Christen. Diese Versuchung besteht seit 2000 Jahren. Judaismus und Christentum haben sich immer auf die Seite der Opfer geschlagen. Der Judaismus beginnt mit Moses, der sein Volk aus der Sklaverei befreit, erzählt aus der Perspektive der Opfer. Der christliche Jesus wurde vom Mob ans Kreuz genagelt. Die Idee, dem Opfer beizustehen, ist wesentlich für unsere jüdisch-christliche Tradition, und die Versuchung besteht immer darin, diese Idee zu übertreiben. Die Christen haben gesagt: «Gesegnet seien die Armen, ihnen gehöre das Himmelreich.» Die Kommunisten haben gesagt: «Nein, die Christen machen viel zu wenig für die Armen. Wir machen mehr und veranstalten eine gewalttätige Revolution. Wir bringen den Himmel auf die Erde, und zwar jetzt.» Je intensiver man sich aber um die Opfer kümmert, desto mehr Opfer produziert man und damit auch Täter, die dann wiederum bekämpft werden müssen. Der «hyperchristliche» Kommunismus brachte im Namen angeblicher Opfer Dutzende Millionen von Menschen um.

**Weltwoche:** Sind Sie auch schon im Visier?

**Thiel:** Totale Aussenseiter wie ich haben es besser als marginale Aussenseiter, die an linksliberalen Universitäten oder in Medienbetrieben arbeiten. Die Kreuzzügler haben eine

*«Die Kreuzzügler haben eine lange Liste von Leuten, die sie erschossen wollen. Ich komme weit hinten.»*

lange Liste von Leuten, die sie erschossen wollen. Ich bin da ziemlich weit unten. Die Stalinisten gingen zuerst ja auch auf die Trotzlisten los.

**Weltwoche:** Glauben die Amerikaner noch an den amerikanischen Traum?

**Thiel:** Wenn Sie den amerikanischen Traum als Glaube an den immerwährenden Fortschritt definieren, hat der Glaube nachgelassen. Die Jungen haben geringere Zukunftserwartungen als die Eltern. Die meisten sind zufrieden, wenn sie den Standard halten können.

**Weltwoche:** Sie sind die Verkörperung des amerikanischen Traums, vom Philosophiestudenten zum Multimilliardär.

**Thiel:** Das amerikanische Versprechen, dass man es vom Schuhputzer bis zum Multimillionär bringen könne, war prägend bis in die achtziger Jahre. Etwas davon hat sich im Si-



*Deformationen des Christentums: Proteste in den USA.*

licon Valley erhalten, aber der allgemeine Fortschrittsglaube ist weg.

**Weltwoche:** Sie nennen das Silicon Valley, wo Sie selber grossen Erfolg haben, einen ungesunden Ort. Warum?

**Thiel:** In der Welt des Internets und der Computer gab es gewisse Fortschritte während der letzten 25 Jahre. Das stimmt. Gesünder aber wäre es gewesen, wir hätten auch in der Medizin oder in der Weltraumforschung Fortschritte erzielt. Das Silicon Valley war ein Ort der Freiheit, heute aber ist es kompliziert geworden, eine Firma zu gründen. Die Grossen dominieren. Vor zehn Jahren hätte ich gesagt, das Silicon Valley sei die neue «Frontier». Heute sehe ich es als die Hauptstadt eines Imperiums. Ich erachte dies als Niedergang.

**Weltwoche:** Hat das Internet die Menschen freier oder unfreier gemacht?

**Thiel:** Vor zwanzig Jahren dachte man, das Internet sei eine gewaltige Kraft der Freiheit und der Dezentralisierung. Neue Stimmen konnten sich bemerkbar machen. Inzwischen nimmt die Zentralisierung zu. Ein paar Konzerne kontrollieren die grossen Datenserver.

**Weltwoche:** Muss man davor Angst haben?

**Thiel:** Es ist immer noch besser als die Alternative, und die Alternative sind die alten Medien. Ihr Meinungsspektrum ist viel enger. Das Silicon Valley ist vielfältiger. Die grosse Frage ist, ob es so bleibt.

**Weltwoche:** Die Social-Media-Giganten zensurieren im grossen Stil. Wer etwas Falsches sagt, muss damit rechnen, auf Twitter oder Facebook gesperrt zu werden. Verraten die Tech-Konzerne gerade ihr eigenes Versprechen?

**Thiel:** Im Silicon Valley gab es von Anfang an diese linksliberale Illusion, das Internet werde vor allem linksliberale Ideen verbreiten. Das existenzielle Problem des durchschnittlichen Twitter-Mitarbeiters besteht doch darin, dass er

vor vier Jahren Bernie Sanders im Weissen Haus sehen wollte, dann aber merkte, dass Trump die Nummer 1 auf Twitter ist. Die Twitter-Leute wollten Bernie, aber eigentlich arbeiteten sie für Trump. Das Silicon Valley wurde von Linksliberalen im Namen der Freiheit gegründet mit der Absicht, das Meinungsspektrum nach links zu verbreitern. Sie verbreiterten es aber unabsichtlich nach rechts. Hegel hätte dies den Trick, die List der Geschichte genannt.

**Weltwoche:** Reden wir über die Präsidentschaft Donald Trumps. Warum wurde dieser ungewöhnliche Nichtpolitiker, diese «wandelnde Handgranate», wie der Filmemacher Michael Moore formulierte, überhaupt gewählt?

**Thiel:** Es gibt eine Prozess- und eine Substanzantwort, und beide sind miteinander verbunden. Zum Prozess: Gemäss Umfragen gingen alle davon aus, Hillary Clinton würde gewinnen, vielleicht knapp, aber man war von einem sicheren Sieg überzeugt. Die Leute unterschätzten massiv die Macht der politischen Korrektheit und die Angst der Leute, den Umfrageinstituten die Wahrheit zu sagen. Es wurde systematisch und auf unterschiedliche Weise gelogen. 7 bis 8 Prozent der Befragten sagten, sie würden den libertären Kandidaten Gary Johnson wählen. Alle diese Stimmen gingen dann aber an Trump. Für mich war es überraschend, wie weit wir bereits in einer Gesellschaft leben, in der es sehr viele Leute für gefährlich halten, einem Umfrageinstitut ehrlich zu sagen, wen man zum amerikanischen Präsidenten wählt.

**Weltwoche:** Und die Substanzantwort?

**Thiel:** Sehr viele Amerikaner sind der Meinung, dass die Vereinigten Staaten nicht mehr richtig funktionieren, aber von den linksliberalen Eliten in Politik und Medien hören sie ständig, es funktioniere alles wunderbar.



*Der ehrlichste Mann in Washington? «Seine Covid-Antwort war pragmatisch.»*

Trump sprach das Übel offen an und pries sich als Korrektur dafür an. Sein Wahlspruch «Make America Great Again» war ambitioniert optimistisch, aber ich fand ihn eigentlich den negativsten, pessimistischsten Slogan eines amerikanischen Präsidentschaftskandidaten seit hundert Jahren. Offensichtlich sind die Vereinigten Staaten nicht mehr grossartig. Das ist eine für Amerikaner niederschmetternde Einsicht.

**Weltwoche:** Trump traf den Zentralnerv.

**Thiel:** Sein Slogan war der Wahrheit jedenfalls näher als das, was das selbstverliebte Mittel-links-Establishment sagte. Faktisch führen Experten der Harvard-Universität das Land seit Jahrzehnten. Sie haben den Leuten eingeredet, alles laufe bestens. Trump ist die wandelnde Antithese zu dieser Selbstgefälligkeit. Darum hassen sie ihn so. Trump verkörpert eine vernichtende Anklage gegen die linksliberale Elite, die objektiv nicht liefert, was sie versprochen hat. Trump trifft aber auch das selbstverliebte Silicon Valley ins Herz, denn auch dort glaubte man, während der letzten Jahre die USA doch so unglaublich grossartig gemacht zu haben. Im engeren Sinn ist das sicher auch richtig, aber eben nicht so universell, wie die Tech-Leute glauben möchten.

**Weltwoche:** Sie waren einer der prominentesten und seltenen Exponenten des Silicon Valley, die sich für Trump ausgesprochen haben. Wie viele enge Freunde haben Sie damals verloren?

**Thiel:** Ich unterstützte Trump, und ich unterstütze ihn noch immer, weil ich glaube, dass seine Verurteilung der Zustände wahrer ist als die politisch korrekte Lüge des Mittel-links-Establishments. In diesem Punkt ist das Trump-Phänomen authentischer.

**Weltwoche:** Wie beurteilen Sie Trumps Leistung als Präsident?

**Thiel:** Er ist der Kontrapunkt zu den Etablierten. Er ist die Alternative zu dem, was man vorher unhinterfragt für richtig gehalten hat. Diesen Kontrapunkt setzt er hervorragend. Seine Schwäche? Trump würde mir wohl zustimmen, dass er am Anfang zu viele Leute in die Regierung geholt hat, die zu sehr der alten Konsenssicht verhaftet waren. Für abschliessende Urteile ist es noch zu früh. Wird Trump die Haltung des Westens gegenüber China ändern? Oder

*«Trump hat den Vorteil, dass er kein Ideologe, sondern ein Pragmatiker ist.»*

bekommen wir bald Joe Biden, diesen Marschall Pétain der Demokraten, der die Unterwerfung des Westens unter China vollenden wird? Ich sehe Biden als eine leicht jüngere, senilere Variante von Pétain, aber auch Pétain hatte glücklicherweise nicht das letzte Wort in der Geschichte.

**Weltwoche:** Seine Kritiker behaupten, Trump sei charakterlich nicht geeignet als Präsident. Sie kennen ihn persönlich. Was ist Ihr Eindruck?

**Thiel:** In all unseren Interaktionen fand ich ihn unglaublich flüssig. Er hat ein scharfes Verständnis von Leuten, von der Dynamik. Die Art, wie er Dinge beschreibt, ist selbst dann, wenn er leicht danebenliegt, immer noch zutreffender als die politisch korrekte Konvention, die alle nachbeten. Bei einem Abendessen erzählte er mir von einem Treffen mit Präsident Xi, dem Generalsekretär der Kommunistischen Partei Chinas. Er, Trump, habe ihn im Gespräch als «König Chinas» bezeichnet. Das ist faktisch natürlich falsch, kommunistische Länder haben keinen König, aber es ist eine bessere Beschreibung von Xis Position als all die

Titel, die er sich selber gibt oder die ihm zugewiesen werden. Trump hat die phänomenale Fähigkeit, zum Kern der Dinge vorzustossen in einer Gesellschaft, der diese Fähigkeit abhandeln zu kommen scheint.

**Weltwoche:** Man wirft Trump vor, er spreche und verhalte sich nicht «präsidial».

**Thiel:** Vielleicht heisst sich präsidial zu verhalten, sich so zu verhalten, als ob alles bestens sei, als ob die Vereinigten Staaten noch immer grossartig seien. Möglicherweise hatten wir zu viel Schauspielerei in der Politik. Trump ist auch ein Schauspieler, aber bei ihm fühlt es sich echter an als bei vielen anderen, die vorher in seiner Rolle waren.

**Weltwoche:** Sollte man seine Mitarbeiter so behandeln, wie Trump dies tut? Wenn er einen feuert, wirft er ihm per Twitter meistens noch allerlei Unfreundlichkeiten hinterher.

**Thiel:** Vielleicht ist er auch hier einfach ehrlicher als andere. Er ist direkter, gemeiner. Mag sein. Aber er spielt kein Theater. Anstatt das übliche Gesäusel nach Entlassungen zu verbreiten, redet er Klartext. Damit ist immer auch das Eingeständnis verbunden, dass man selber einen Fehler gemacht hat, als man die gefeuerte Person anstellte.

**Weltwoche:** Trump, der ehrlichste Mann in der amerikanischen Classe politique?

**Thiel:** (*Lacht*) Das ist doch eigentlich das Schockierendste, was man über ihn sagen kann. Er ist sicher der Authentischste, aber im Vergleich mit den anderen wohl auch der Ehrlichste.

**Weltwoche:** Bei ihm hat man jedenfalls nicht das Gefühl, es gäbe zwischen dem öffentlichen und dem privaten Trump ein grosses Gefälle.

**Thiel:** Trump ist der erste Präsident des Internet-Zeitalters. Am Fernsehen kann man eine Person glattbügeln, ins beste Licht rücken. Im Internet ist das unmöglich. Dieses Medium ist viel anspruchsvoller, weil es viel transparenter ist. Trumps Vorteil ist, dass er sein Image gar nie kuratierte und frisierte, wie es im TV-Zeitalter noch möglich gewesen wäre.

**Weltwoche:** Wird Trump wiedergewählt?

**Thiel:** Wenn ich in Betracht ziehe, was alles passiert ist in diesem Jahr, sind die Wahlen noch eine Ewigkeit entfernt. Jedenfalls geht Trump als Underdog in diesen Wahlkampf, und das ist vermutlich auch die richtige Position für ihn.

**Weltwoche:** Zu Beginn des Jahres sah er wie der unangefochtene Sieger aus.

**Thiel:** Das dachten wohl auch seine Berater, aber Trump ist und bleibt der Anti-Establishment-Kandidat, selbst als Präsident der Vereinigten Staaten.

**Weltwoche:** Alle Umfragen zeigen ihn hinten.

**Thiel:** Es wird eine Bergaufschlacht für ihn.

**Weltwoche:** Sein Management der Covid-Krise gilt als sehr schlecht.

**Thiel:** Ist es das? Seine Covid-Antwort war pragmatisch. Er hielt es nicht mit den extre-

men Gesundheitsexperten, die den totalen Shutdown forderten. Er passte seine Strategie den Umständen an. Seine Gegner laufen eher Gefahr, in der radikal-ideologischen Ecke zu landen.

**Weltwoche:** Welches Thema wird den Wahlkampf entscheiden?

**Thiel:** Es gibt diese Konfliktlinie Establishment versus Anti-Establishment. Aber es gibt noch eine zweite Achse, die zwischen Ideologie und Pragmatismus. Und da hat Trump den Vorteil, dass er kein Ideologe, sondern ein Pragmatiker ist. Im Zweifel macht er das, was funktioniert. Auf der anderen Seite macht es auch Joe Biden richtig, indem er sich in seinem Keller versteckt.

**Weltwoche:** Man soll nicht auf ein totes Pferd einschlagen. Es bringt nichts.

**Thiel:** Ja, und das tote Pferd gibt keine Verrücktheiten von sich. Biden schien der schlechtestmögliche Gegenkandidat zu sein. Doch wenn das eigene Lager diese vollkommen verrückte linke Ideologie vertritt, und du hast einen Kandidaten, der kaum einen klaren Gedanken formulieren kann, dann kann sich genau dieser Kandidat plötzlich als sehr gefährlich herausstellen.

**Weltwoche:** Wie beurteilen Sie die Wirtschaftslage: der USA, weltweit?

**Thiel:** Es ist sehr seltsam. Wir stehen am gleichen Punkt wie 1999. Es ist die alte Wirtschaft gegen die neue Wirtschaft. Was die Leute am Höhepunkt der Dotcom-Blase dachten, war der Gipfel des Wahnsinns, aber auch der Gipfel der Klarheit.

**Weltwoche:** Wie meinen Sie das?

**Thiel:** Man glaubte, die neue Wirtschaft werde demnächst die alte ersetzen. Das hätte eigentlich passieren sollen, und es sollte immer noch stattfinden. Dieser Wechsel wird sich jetzt beschleunigen in der Krise. Falls wir es schaffen, auf die andere Seite zu kommen, werden wir eine bessere, eine produktivere Wirtschaft haben, aber es ist ein unglaubliches Erdbeben, weil so vieles von dem, was die Leute tun, mit der alten Wirtschaft verbunden ist. Gleichzeitig verstehe ich den Bruch zwischen Mikro- und Makroökonomie nicht mehr. Makroökonomisch machen wir gigantische Staatsdefizite, als ob es kein Morgen gäbe. Dadurch wird alles stabilisiert. Mikroökonomisch bezahlen wir die Leute dafür, dass sie zu Hause bleiben. Sie verdienen mehr, wenn sie nicht arbeiten, als wenn sie arbeiten. Ich war kürzlich in Hawaii, wo die Arbeitslosenrate bei 40 Prozent liegt, aber die Leute schienen mir sehr glücklich am Strand. Das fühlt sich superseltsam und ungesund an. Das kann nicht funktionieren, und noch immer ist nicht klar, ob wir den Übergang zur neuen Wirtschaft schaffen. Wir müssten es, aber wir wagen es immer noch nicht, weil es so hart ist.

**Weltwoche:** Wir drucken Geld wie wild. Die Zinsen sind bei null. Geld ist gratis, und

wenn Geld gratis ist, wird es in alle möglichen Dummheiten investiert. Was sagen Sie dazu?

**Thiel:** Ich teile Ihre Ansicht. Aber die Befürchtungen der fiskalisch Konservativen, zu denen ich mich zähle, dass die Politik des Gelddruckens eine gewaltige Inflation heraufbeschwören werde, haben sich bis jetzt nicht bestätigt. Alles geht zurück auf den Konflikt zwischen Bernanke und Trichet, den Chefs der amerikanischen beziehungsweise europäischen Notenbank, in der Finanzkrise 2008. Bernanke dachte, es sei wie in den 1930er Jahren. Man müsse die Zinsen senken und Geld drucken, um eine Deflation abzuwehren. Trichet sah dagegen die wachsende Geldmenge. Doch die Inflationsfalken lagen falsch. 2008 zeigte, dass man massiv Geld drucken konnte, ohne eine Inflation zu haben. Japan machte es auch so, ohne Inflation. Dann schwenkte Europa auf diese Politik ein, besonders aggressiv, bis heute ohne Inflation. Ich teile Ihre Intuition, dass dies

*«Die Zentralbanken werden auch Greta zermalmern. Vielleicht schon in diesem Jahr.»*

alles niemals aufgehen kann. Und mit der Eskalation von 2020 geht es definitiv zu weit.

**Weltwoche:** Warum haben wir trotz dieser enormen Geldflut keine Inflation?

**Thiel:** Das frage ich mich auch. Ein Aspekt ist vielleicht dieser grosse kulturelle Wandel der letzten zehn Jahre. Der Ökonom John Maynard Keynes sprach von den «animalischen Instinkten». Damit meinte er, dass Leute bestimmte Dinge einfach haben wollen. Das ist die Nachfrageseite der Wirtschaft. Diese Instinkte sind seit einiger Zeit erstaunlich schwach. Die junge Generation, die Millennials, Leute in den Zwanzigern und Dreissigern, scheinen nichts mehr haben zu wollen. Möglicherweise ist es politisch unkorrekt, etwas haben zu wollen. Als ich zur Schule ging, wollten alle mit sechzehn ein Auto, und das Auto war Ausdruck deiner amerikanischen Identität. Das ist schwächer geworden. Vielleicht will man ein iPhone, aber das ist ein dürftiger Autoersatz, volkswirtschaftlich gesprochen.

Vielleicht liegt hier dieses Mysterium, warum wir in den letzten zwölf Jahren kaum Inflation hatten. Die Nachfrage wurde abgewürgt. Es gibt diese Hipster-Ästhetik, nichts haben zu wollen. Irgendwann wird das verinnerlicht. Und dann hat man Greta Thunberg. Greta ist das lebende Gegenteil der animalischen Instinkte. Keynes wäre durch Greta zutiefst verstört gewesen. In einer Welt, in der Greta diese erstaunliche Zugkraft entwickelt, kommt man davon, auch wenn man mehr Geld druckt, als man sollte.

**Weltwoche:** Beten wir, also dass uns Greta noch lange erhalten bleibt.

**Thiel:** Die Greta-Ökonomie befiehlt uns: «Meide das Flugzeug, fahre nicht Auto, lebe in einer kleinen Wohnung mit wenig Energieverbrauch, benutze das Fahrrad.» In der Greta-Ökonomie kann man beliebig Geld drucken, ohne Inflation zu bekommen. (Lacht)

**Weltwoche:** Darüber sollten Sie einen Artikel schreiben.

**Thiel:** Ja, aber auch Gretas Macht hat ihre Grenzen, und vielleicht ist 2020 das Jahr, in dem sich die Greta-Ökonomie inflationär aufbläst. Die Zentralbanken werden auch Greta zermalmern. Vielleicht schon in diesem Jahr.

**Weltwoche:** Wie schnell werden wir uns von der Covid-Krise erholen?

**Thiel:** Angesichts der hohen Staatsdefizite werden wir eine sehr schnelle Erholung sehen, aber möglicherweise kommt gleich danach ein schlimmer Kater.

**Weltwoche:** Wird die Digitalisierung den Menschen auf dem Arbeitsmarkt überflüssig machen? Schiesst die Arbeitslosigkeit auf Dauer hoch?

**Thiel:** Ich will nicht zu selbstgefällig klingen, aber dieses Problem möchte ich haben. Ich mache mir eher Sorgen darüber, dass die Automatisierung langsamer passiert als behauptet und wir deshalb keine Produktivitätssteigerungen beobachten. Hätten wir diese rasante Automatisierung, würde die Produktivität jährlich um 4 bis 5 Prozent steigen. Tatsächlich aber sehen wir eine blutleere Produktivitätssteigerung in unserer Wirtschaft. Überflüssige Menschen? Tatsache ist, dass die Arbeitslosenzahlen in den USA seit zehn Jahren sinken, von 10 auf 3,5 Prozent vor Corona. Das Wachstum war mässig, weil es weniger Digitalisierung, weniger Automatisierung gab, als diese Kritiker predigen.

**Weltwoche:** Sie haben doch gesagt, dass der Wandel der Wirtschaft sehr disruptiv, gar zerstörerisch sein werde.

**Thiel:** Die Geschichte der Automatisierung begann vor 250 Jahren mit der industriellen Revolution. Es gibt immer noch Sektoren, die mehr automatisieren, zum Beispiel Fabriken, die aber schon ziemlich stark automatisiert sind. Dann gibt es viele andere Sektoren, in denen kaum oder gar nicht automatisiert wird: Yogalehrer, Kindergärtnerinnen, Servicepersonal in den Restaurants, Krankenschwestern. Bei diesen Jobs hat sich in den letzten hundert Jahren sehr wenig geändert. Würde man hier automatisieren, stiege die Produktivität dramatisch, aber ich glaube nicht, dass wir das tun werden. Noch vor kurzem redeten alle über selbstfahrende Autos. Das scheint mittlerweile weit entfernt. Man glaubt nicht mehr so richtig daran. Meine Sorge ist, dass wir wenig Wachstum, keine Produktivitätsverbesserungen und Stillstand haben. Vor einer angeblich verrückten technologischen Beschleunigung mit all diesen Arbeitslosen, für





Greta Thunberg in Washington: «Nuklearenergie ist die saubere Energie der Zukunft.»

die wir dann etwas finden müssen, fürchte ich mich weniger.

**Weltwoche:** Werden Roboter irgendwann den Menschen ersetzen?

**Thiel:** In der Science-Fiction-Variante wird es diesen Roboter geben, der so aussieht wie ein Mensch und alles kann, was ein Mensch kann. An diesem Punkt würde sogar ich nervös werden. Vielleicht kommt so etwas in hundert Jahren, vielleicht auch nie. Allerdings, es gibt eine heutige Variante dieser Zukunft, in der Roboter nicht Maschinen sind, sondern Menschen, die wie Maschinen behandelt werden, in Indien und China. Arbeitsplätze in den USA und stärker noch in Europa sind nicht wegen Roboter unter Druck, sondern wegen China und Indien. Deshalb sollten wir nicht gegen Technologie oder Automatisierung Stellung beziehen, sondern uns eher die Frage stellen, ob die Globalisierung funktioniert. Möglicherweise sind Begriffe wie Digitalisierung oder Automatisierung einfach nur politische korrekte Ausdrücke für Globalisierung. Es gibt Probleme der Globalisierung, aber mein Eindruck ist, dass die Technologie als Sündenbock herhalten muss.

**Weltwoche:** Ist der Klimawandel eines der grossen Menschheitsprobleme?

**Thiel:** Ich nehme den Klimawandel als politisches und kulturelles Phänomen sehr ernst. Nehmen wir zuerst Europa. Da haben wir die Frage, wie die Zukunft aussehen soll. Und die Zukunft definiere ich als eine Zeit, die anders aussieht als die Gegenwart. Die Zukunft kann nicht diese niemals enden wollende Gegenwart sein, dieser ewige «Und täglich grüsst das Murmeltier»-Zustand. Nun haben die führenden europäischen Parteien keinerlei Vision für eine Zukunft, die sich von der Gegenwart unterscheiden würde. Es geistern trotzdem Zukunftsvisionen herum. Ich sehe drei. Die erste

Vision ist das Scharia-Gesetz, nach dem Frauen eine Burka tragen sollen. Man kann sich streiten, ob das erstrebenswert ist, aber es ist eine Zukunft, die sich von der Gegenwart unterscheidet. Die zweite Vision ist, dass die künstliche Intelligenz des kommunistischen China alle durchleuchtet wird. Ich nenne es das Auge Saurons in der Begrifflichkeit von «Der Herr der Ringe». Es ist ein totalitärer Staat, der totalitärer ist als alles, was wir im 20. Jahrhundert gesehen haben. Hinter der dritten Tür stehen Greta und die Grüne Revolution. In dieser Zukunft werden alle ihren Abfall wiederaufbereiten und mit elektrischen Autos herumfahren. Die grüne Utopie ist – innerhalb des Visionsvakuums der europäischen Politik – relativ gesehen die am wenigsten schlechte

*«Die Wissenschaft hinter dem Klimawandel muss heute zwangsläufig falsch sein.»*

aller derzeit kursierenden Zukünfte. Darum hat diese Vision ein solches Charisma entfalten können. Aus Mangel an besseren Alternativen.

**Weltwoche:** Europa zwischen China, Scharia und Greta: welch trostloser Ausblick. Wie gefährlich ist der Klimawandel an sich?

**Thiel:** Ich würde mehr an den Klimawandel und an die heutige Klimapolitik glauben, wenn ich das Gefühl hätte, es gäbe die Möglichkeit einer offenen Debatte und einen grösseren Spielraum für Diskussionen. Die Art, wie heute Wissenschaft finanziert wird durch diese selbstbezüglichen Komitees von Gleichgläubigen, die anderen Gleichgläubigen Geld geben, hat mich zur Überzeugung kommen lassen, dass selbst dann, wenn wir ein menschengemachtes Klimawandelproblem haben, die Wissenschaft dahinter zwangsläufig falsch sein muss.

**Weltwoche:** Der Wissenschaft ist nicht mehr zu trauen? Das wäre fürchterlich.

**Thiel:** Es ist so unglaublich und so korrupt. Vielleicht ist Methan das ernsthaftere Treibhausgas als CO<sub>2</sub>. Vielleicht ist das Problem, dass wir Steaks essen, und nicht, dass wir Autos benutzen. Was mich am meisten frap-piert: Wenn wir die Klimakatastrophe wirklich ernst nehmen wollen, dann müssen wir eine ganz andere Politik fordern. Ich würde zwei grosse politische Massnahmen vorschlagen, aber keine davon ist heute auf der Agenda. Das ist der Grund, warum ich glaube, dass diese Klimaleute kein vollständig gutes Motiv haben.

**Weltwoche:** An welche Massnahmen denken Sie?

**Thiel:** Nuklearenergie ist das Wichtigste. Sie ist die saubere Energie der Zukunft. Die Klimalobby müsste ihr weltweit zum ganz grossen Durchbruch verhelfen. Der zweite Aspekt ist, dass wir – wenn schon – den Klimawandel als globales Problem ernst nehmen sollten. Aber es grenzt an magisches Denken, wenn jeder in Deutschland oder Kalifornien ein Elektroauto fährt und annimmt, er sei ein weltweites Vorbild und alle würde es ihm nachmachen. Das ist Unsinn. Wenn man weniger Verschmutzung produziert in Deutschland, wird heute die Verschmutzung einfach um den Erdball exportiert nach China, wo die Verschmutzung nach oben geht, weil sie in China Kohle benutzen, was einen grösseren Treibhauseffekt erzeugt. Es sollte massive, einschneidende Zölle und Handelsbeschränkungen gegen China oder Indien und andere Staaten geben. Wir sollten nichts von ihnen importieren. Wir sollten sie wirtschaftlich bestrafen, weil sie den Planeten verschmutzen, denn die Hälfte aller Treibhausgase kommt aus Indien und China, und das weltweite Wachstum ist dort am stärksten. Die Debatte läuft aber nicht in diese Richtung.

Sie dreht sich um Menschen in Schweden, die in Zügen herumrollen. Würden wir also die Klimafrage wirklich ernst nehmen, würden wir eine ganz andere Diskussion führen. Deshalb misstraue ich der Klimadebatte zutiefst.

**Weltwoche:** Ist der Westen im Niedergang?

**Thiel:** Eindeutig ja. Oswald Spengler [Autor des Bestsellers «Der Untergang des Abendlandes», Red.] fühlt sich auch nach hundert Jahren trotz allen Fehlern und Irrtümern seltsam prophetisch an. Man muss den Niedergang des Westens, wenn man die Frage so direkt stellt, aus meiner Sicht sehr ernst nehmen.

**Weltwoche:** Ist die Geschichte des Westens nicht deshalb erstaunlich, weil der Untergang des Abendlandes zwar oft vorausgesagt wurde, aber doch nie stattfand?

**Thiel:** Ich glaube nicht, dass Geschichte vorherbestimmt ist. Es gibt immer Spielraum für Entscheidungen, Handlungen des Menschen. Wenn man sagt, etwas sei endgültig im Niedergang, wird die menschliche Verantwortung ausgeblendet, so als ob man in diesem Zug sitzt, der den Berg runterrast, ohne dass wir aussteigen oder umkehren können. Ich glaube, es gibt immer Spielraum für politisches Handeln, für kulturelle Veränderungen; aber ja, der Westen ist in ernsthaften Schwierigkeiten.

**Weltwoche:** Woran machen Sie das fest?

**Thiel:** Wir stagnieren, sogar in Wissenschaft und Technologie – mit der Ausnahme eines geringfügigen Fortschritts bei den Computern. Alles andere läuft langsam. Und Wissenschaft und Technologie waren stets die ikonischen, kulthafte Modelle des Fortschritts. Solange es in diesen beiden Bereichen keine exponentielle Beschleunigung mehr gibt wie früher, sind wir in ernststen Schwierigkeiten.

**Weltwoche:** Warum dieser Stillstand?

**Thiel:** Warum-Fragen erzeugen oft über-eindeutige Antworten. Meine vorsichtige Erklärung lautet: Wir haben den Glauben an eine andere Zukunft als besseren Ort verloren. Theologisch gesprochen: Wir glauben nicht mehr an ein Leben nach dem Tod. Wir glauben nicht mehr an einen Himmel, wo es die Menschen besser haben als auf der Erde. Diesen Jenseits- und Zukunftsglauben haben wir ersetzt durch einen kranken Glauben an die politische Korrektheit, der zum Glück allerdings politisch viel schwächer ist als der Glaube an den Kommunismus oder Marxismus. Wenn aber die Zukunft nicht mehr verheissend ist, dann lassen die Kräfte nach, eine gute Zukunft zu bauen. Hier sehe ich eine mögliche zentrale Ursache des Niedergangs.

**Weltwoche:** Weshalb sollen wir den Glauben an die Zukunft verloren haben?

**Thiel:** Es gibt sicher viele Gründe. In Europa heisst es, die beiden schrecklichen Weltkriege hätten den Zukunftsoptimismus zerstört. Vielleicht war es aber eher die Nachkriegszeit, die Dekolonisierung. Zukunftsglaube heisst Glau-

be an Wachstum. Wächst meine Firma? Wächst meine Gesellschaft? Wächst mein Land? Die geografische Expansion Europas dauerte bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Nach dem Krieg ging es steil bergab. Ein schrumpfender Horizont verändert alles. Einst waren die europäischen Städte Zentren der Weltherrschaft. Heute sind es Museen einer glorreichen Vergangenheit. Dies produziert seltsame Gefühlszustände.

**Weltwoche:** Ist die Absenz Gottes ein Wettbewerbsnachteil für den Westen?

**Thiel:** Ich hatte nie viel übrig für die darwinistischen Rechtfertigungen der Religion. Aber der Zusammenbruch der Transzendenz, dass wir keinen religiösen Bezugsrahmen mehr haben, ist sehr schädlich. Ich möchte gleich den Kern anschneiden und meine These anhand der Zehn Gebote der Bibel verdeutlichen. Das erste Gebot lautet, man solle nur zu Gott aufschauen und daneben keinen anderen Göttern huldigen. Das zehnte Gebot, das letzte auf der Liste, geht so: Du sollst nicht seitlich zu deinem Nachbarn rüberschauen und begehren, was er hat, seine Frau und seine Besitztümer. Zusammengefasst: Schau nach oben, schau nicht zur Seite. Ich frage mich, ob die Menschen, wenn sie aufhören, nach oben zu

*«Wenn Davos die Zukunft sein soll, dann ist es eine Zukunft, in der es keine Individuen mehr gibt.»*

schauen, anfangen, häufiger rüberzuschauen, sich umzusehen. Wir leben in einer hypermimetischen Gesellschaft. Alle machen allen anderen alles nach. Deshalb leben wir auch in einer extrem missgünstigen, neidischen Gesellschaft. Ihr Treiber sind schlechte, vergiftete Beziehungen. Wenn man anfängt sich umzusehen, fängt man an, die Ideen anderer Leute zu kopieren. Die Verabschiedung der Zehn Gebote, die Verabschiedung Gottes führen zum Herdenverhalten, zu einem falschen, aufgezwungenen Konsens. Es fällt dann sehr schwer, diesen Konsens zu brechen, denn es gibt nichts Transzendentes mehr, das einem Halt gibt. Man kann darüber streiten, ob Religion in der Vergangenheit so wirkte, aber in der Welt von 2020 sind die religiösen Leute die Abweichler. Sie haben die Fähigkeit behalten, für sich selber zu denken. Sie lassen sich weniger unter Gruppendruck setzen. Heute verschärft sich ein fast totalitärer Herdendruck, mit der Folge, dass Erfindungsgeist, anderes Denken und Kreativität gewaltig nachlassen.

**Weltwoche:** Die Entdeckung und Befreiung des Individuums ist vielleicht die zentrale Leistung der westlichen Zivilisation. Wird diese Befreiung heute rückgängig gemacht?

**Thiel:** Die Geschichte dieses Vorgangs ist superkompliziert. Wenn wir dieses Gespräch

1785 gehabt hätten, hätten wir die freiheitsfeindlichen religiösen Strukturen der damaligen Zeit kritisiert, Strukturen, die den Menschen fesselten und behinderten. Damals führte ein antireligiöser Impuls zu mehr Freiheit. Heute führt der antireligiöse Impuls zu mehr Konformismus.

**Weltwoche:** Institutioneller Ausdruck Ihrer These ist doch die unaufhaltsame Ausbreitung des Staates. Das Kollektiv erdrückt das Individuum durch Abgaben, Steuern, Vorschriften und immer mehr Gesetze.

**Thiel:** So ähnlich. Eine Version davon erschütterte mich, als ich 2013 zum letzten Mal am World Economic Forum in Davos teilnahm. Da waren alle diese Leute, diese Repräsentanten, Unternehmen, Regierungen, NGOs. Überhaupt nicht repräsentiert aber waren die Individuen. Wenn Davos die Zukunft sein soll, dann ist es eine Zukunft, in der es keine Individuen mehr gibt. Man ist nur dort, wenn man irgendetwas Grosses vertritt. In eigener Verantwortung war niemand unterwegs. Davos ist symptomatisch für das, was im Westen zerbrochen scheint.

**Weltwoche:** Wird US-Präsident Donald Trump auch deshalb so heftig angefeindet, weil er gewissermassen ein totaler Individualist ist, manchmal sogar die karikaturistische Übersteigerung eines Individualisten, ein Narzisst? Nichts ist dem Kollektiv suspekter als jemand, der aufs Kollektiv pfeift.

**Thiel:** Genau, und auch in dieser Hinsicht ist Joe Biden der Anti-Trump. Er wirkt wie ein Konstrukt, wie der Verwaltungsratspräsident eines japanischen Konzerns, in dem der Einzelne nichts zu sagen hat.

**Weltwoche:** Ist Trump fähig, den Leviathan Staat, den Kollektivismus zurückzudrängen? Margareth Thatcher und Ronald Reagan schienen dazu in der Lage.

**Thiel:** Der Leviathan, so mächtig er scheint, funktioniert nicht besonders gut. Es gibt diesen grossen Schub in Richtung einer sozialistischen Gesellschaft, aber wir wissen auch, dass der Sozialismus überall scheiterte. Wir haben diese radikalen egalitären Impulse, gegen die man schwer argumentieren kann, aber auf einer bestimmten Stufe erkennen wir, dass der totale Egalitarismus zur Katastrophe führt. So stecken wir irgendwo in der Mitte fest.

Lesen Sie in der nächsten Ausgabe: Warum China so gefährlich ist, was an den Universitäten falsch läuft, und weshalb am Menschen etwas faul ist, wenn er nicht mehr nach Unsterblichkeit strebt.

# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Ob Jodel, Jazz oder  
Oper – Erika Stucky  
kann einfach alles.  
*Anton Beck, Seite 66*



*Die Liebe ging baden.*

David Hockney, *Portrait of an Artist*, 1972 – Es gibt Weniges im Alltag und unter der Sonne, das die eigenen Schatten so zu ertränken mag wie ein Pool. Als ob beim Eintauchen in sein Wasser all der Schweiß des Lebens, die Hitze des Daseins, das Blei der Gedanken und der Schmutz der Welt nicht nur weggespült, sondern wie ausgewungen werden. Als ob man für einen Moment zurückkehrt, von wo man gekommen ist; in diese Wasserblase, in der wir uns formten, bevor wir geboren wurden.

Man mag Pools für ein Symbol eines zwar angenehmen, aber doch sinnentleerten Lebens unter der Sonne halten, aber philosophisch be-

trachtet, spricht nichts gegen eine Existenz, die unter der Sonne und im und am Pool langsam ihrer endgültigen Verwässerung entgegenreißt.

Die Gewässer des Lebens des britischen Malers David Hockney (1937) sind tiefer als ein Pool, und auch wenn das Wasser darin farblos scheint oder blau oder türkisfarben, so ist es im Grunde stets purpurn. In seinen Pools wurde er zum grossen Schwimmer der Malerei, in seinen Pools ertrank er immer wieder einmal, in seinen Pools ging die Liebe baden. Das war, als er von London nach Kalifornien übersiedelte, seiner homoerotischen Skizzenbilder überdrüssig, die Schnauze voll, weil er mit seinem Lover ein verbotenes Leben

führen musste. Vier Jahre lang sass er für die Dauer von Ewigkeiten am Pool, beobachtete das Lichtspiel auf dem Wasser, rauchte Kette, hatte zuerst noch Sex im Pool, dann nur noch Streit.

Die Liebe ging baden, Hockneys Seele ertrank. Er malte wie ein Getriebener ein monumentales Werk, «Portrait of an Artist». Der Mann im Anzug, bereit, den gemeinsamen Pool in der Paradieslandschaft zu verlassen und allein in die Welt zu schreiten, ist seine Liebe, die ihn nicht mehr wollte, Peter Schlesinger, der Schwimmer unter Wasser ist die verlorene Liebe. Und Hockney ist das Wasser selbst, das über dem Grund wie zersplittert stillsteht. *Michael Bahnerth*

# Der grandiose Nörgler

Eine monumentale Biografie zeigt den legendären Polemiker Karl Kraus in seiner Zeit – und in seiner Gegenwartigkeit.

Daniel Weber

Jens Malte Fischer:

Karl Kraus – Der Widersprecher.  
Paul Zsolnay. 1102 S., Fr. 65.90

**K**arl Kraus war eine Jahrhundertgestalt, sein Mass war die Masslosigkeit: Er gab von 1899 bis zu seinem Tod 1936 *Die Fackel* heraus, eine satirisch-polemische Zeitschrift, deren Beiträge er fast alle selber verfasste – Zehntausende Seiten Kultur- und Gesellschaftskritik. Er schrieb das gewaltige Drama «Die letzten Tage der Menschheit», ein in seiner Radikalität unübertreffliches Stück über den Ersten Weltkrieg, das kaum auf die Bühne zu bringen ist. «Die Aufführung des Dramas, dessen Umfang nach irdischem Zeitmass etwa zehn Abende umfassen würde, ist einem Marstheater zugeordnet», hielt Kraus fest, «Theatergänger dieser Welt vermöchten ihm nicht standzuhalten.» Schon die auf acht Stunden gekürzte Fassung, die Hans Hollmann 1974 an zwei Abenden im Foyer des neuen Basler Theaters inszenierte, war (wohl nicht nur für den Jugendlichen, der ich damals war) ein überwältigendes Erlebnis.

Er hat als früherer Slampoet in 700 Vorträgen, vor allem aus eigenen Werken, aber auch aus Stücken von Shakespeare und Nestor Säle mit Hunderten Zuhörern in seinen Bann geschlagen. «Fassungslos war ich über die Steigerungen, deren diese Stimme fähig war», schrieb der Schriftsteller Elias Canetti über seine erste Kraus-Vorlesung, «der Saal war sehr gross, aber es war dann ein Beben in ihr, das sich dem ganzen Saale mitteilte. Stühle wie Menschen schienen unter diesem Beben nachzugeben.» Und er war ein virtuoser Aphoristiker, scharfzüngig und aggressiv: «Psychoanalyse ist jene Geisteskrankheit, für deren Therapie sie sich hält.» Kein Wunder, endete das anfängliche Interesse, das Kraus und der ebenfalls in Wien wirkende Sigmund Freud füreinander hatten, in gegenseitiger Abneigung.

Karl Kraus wurde 1874 in Ostböhmen geboren, als er drei war, siedelte seine Familie nach Wien um. Dem Vater gehörte eine erfolg-

reiche Papier- und Farbenfabrik, die Karls Brüder übernahmen; er selbst erhielt aus seinem Erbteil eine Rente, die ihm ein hinreichendes Auskommen sicherte. Seit er achtzehn Jahre alt war, versuchte Kraus, sich als Kulturjournalist einen Namen zu machen; er hoffte auf eine Anstellung im Feuilleton des liberalen Flaggsschiffs *Neue Freie Presse*. Aber als er mit 25 das Angebot bekam, schlug er es aus und gründete stattdessen seine eigene Zeitschrift, *Die Fackel*. In der ersten Nummer formulierte er sein radikales Programm: «Was hier geplant wird, ist nichts als eine Trockenlegung des weiten Phrasensumpfes.»

## Von der Phrase zur Tat

Der Journalist Karl Kraus wurde zum grössten Anti-journalisten. Unerbittlich geisselte er die Korruptheit der Presse, die ihre Unabhängigkeit dem Anzeigengeschäft opferte und die wichtigste Verbreiterin dessen war, was Kraus zutiefst verabscheute: der Phrase. Auch die *Neue Freie Presse* schwenkte vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs auf einen propagandistisch aufgeladenen, kriegsbegeisterten Kurs ein; der «Aufbruch der Phrase zur Tat» führte in die Katastrophe. Der Apokalyptiker Kraus sah seine



Die grosse Liebe des Schriftstellers:

Endzeitvorstellungen im Ersten Weltkrieg Wirklichkeit werden, und er reagierte darauf mit ätzender Sprachkritik. Sie kulminierte in dem grossen Drama, an dem er von 1915 bis 1922 arbeitete, «Die letzten Tage der Menschheit».

Eigentlich ist das Stück ein Dokumentardrama – «die grellsten Erfindungen sind Zitate», heisst es in der Vorrede. Das Material, das Kraus zu grotesken und grässlichen, zu komischen und schauerlichen Szenen montiert, stammt aus Zeitungsartikeln, Regierungsverlautbarungen, Reklameanzeigen. Die Figur des Nörglers, der in seinen Auftritten mit dem Optimisten das Geschehen schneidend kommentiert, ist das unverkennbare Ebenbild ihres Schöpfers: «Die kleinen Diebe, die noch nicht gehängt wurden, werden grosse werden, und man wird sie laufen lassen.» Oder: «Die deutsche Bildung ist kein Inhalt, sondern ein Schmückedeinheim, mit dem sich das Volk der Richter und Henker seine Leere ornamentiert.» Des Nörglers pessimistische Weltsicht ist jene von Kraus selbst.

Dass die Biografie von Jens Malte Fischer über 1000 Seiten umfasst, sollte niemanden abschrecken. Weit mehr als die Nacherzählung eines Lebens, ist sie auch die umfassende Würdigung eines kolossalen Werks. Fischer um-



Karl Kraus im Park von Schlossherrin Sidonie Nádherny von Borutin, 1933.

kreist es mit unerschöpflicher Geduld und grenzenloser Sachkenntnis – als Literaturwissenschaftler hat er sich jahrzehntelang mit seinem Gegenstand beschäftigt. Es ist ein Gewinn, dass Kraus im Buch in vielen, oft ausführlichen Zitaten selber zu Wort kommt. Auch wer mit seinen Texten nicht vertraut ist, erhält so einen Eindruck vom furiosen Temperament eines der grössten Stilisten deutscher Sprache.

### Dunkle Seiten der Biografie

Darüber hinaus spannt Fischer ein Panorama des Wiens der Jahrhundertwende auf. Er zeichnet detailreich den kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Hintergrund, vor dem Kraus agierte, schreibt anschaulich über den Starkult um die Burgtheater-Schauspieler, das Kaffeehaus als Lebensform, die lokale Zeitungsgeschichte oder den Niedergang des Liberalismus und die Radikalisierung von links und rechts in den 1920er und 30er Jahren.

Neben solchen Exkursen stehen prägnante Kurzporträts von Zeitgenossen, Bewunderern und Gegnern. Der rechthaberische Kraus liess keine Gelegenheit aus, sich Feinde zu machen. Mit Hugo von Hofmannsthal und Arthur Schnitzler überwarf er sich nachhaltig,

sein verbissener Streit mit dem Berliner Kritiker Alfred Kerr endete vor Gericht (und mit einem Vergleich, den er zähneknirschend akzeptierte). Aber der «einsame Kämpfer am nächtlichen Schreibtisch», der von Mitternacht bis zum Morgengrauen schrieb und dann vier Stunden schlief, hatte auch eine Begabung zur

*Vor allem ein Satz ist Kraus immer wieder vorgehalten worden: «Mir fällt zu Hitler nichts ein.»*

Freundschaft; und im Glück und Unglück seiner Beziehung zu einer böhmischen Adligen war er ein glühend Liebender.

Zu den Verdiensten dieser Biografie gehört, dass sie auch heikle Punkte offen anspricht: den jüdischen Selbsthass etwa, den man Kraus oft vorgeworfen hat. (Er konvertierte 1911 zum Katholizismus, trat aber 1923 wieder aus der Kirche aus.) Dem Zionismus konnte er nichts abgewinnen, Theodor Herzls Vision eines Judenstaats lehnte er ab; er plädierte im Gegenteil für eine totale Assimilation der Juden als einziges Heilmittel gegen den Antisemitismus – eine fatale Fehleinschätzung, deren Tragweite er in seinen letzten Jahren noch erlebte.

Fischer beschönigt nichts, gibt den Einwänden gegen Kraus angemessenen Raum, wägt unterschiedliche Positionen sorgfältig ab. Wenn er seine eigenen kritischen Vorbehalte äussert, tut er es vornehm: «Hier bleibt eine Blindheit zu diagnostizieren» oder «Eine leicht irritierende Befremdung bleibt zurück».

Nach dem Krieg machte sich Kraus keine Illusionen über einen Neuanfang. Bezeichnend schien ihm ein Inserat, das 1921 in den angesehenen *Basler Nachrichten* erschien. Darin bewarb das Blatt unter dem Titel «Schlachtfeld-Rundfahrten im Auto!» eine Leserreise nach Verdun, Erstklasshotel und Essen inklusive, für 117 Franken. «Ist hier die Mission der Presse, zuerst die Menschheit und nachher die Überlebenden auf die Schlachtfelder zu führen, nicht in einer vorbildlichen Art vollendet?» höhnte Kraus in der *Fackel*.

### Wider die sinnlose Destruktivität

In den 1930er Jahren verdüstert sich mit dem Erstarken der faschistischen Bewegungen der Horizont Europas. Viele von seinen letzten Freunden wandten sich von Kraus ab, als er für den österreichischen Bundeskanzler Dollfuß eintrat, der ein autoritäres Regime anstrebte und die Nähe zu Mussolini suchte. Kraus verfiel in Verbitterung und Verzweiflung. Vor allem ein Satz ist ihm immer wieder vorgehalten worden: «Mir fällt zu Hitler nichts ein.» Mit einer präzisen Analyse des wenig bekannten Stücks «Dritte Walpurgisnacht», geschrieben 1933, veröffentlicht erst postum 1952, weist Fischer nach, dass Kraus zu Hitler im Gegenteil sehr viel eingefallen ist. Hellsichtiger als die meisten hat er die aufziehende nationalsozialistische Schreckensherrschaft erkannt, die monströse «Aufrichtung einer Diktatur, die heute alles beherrscht ausser der Sprache».

Wie wichtig es wäre, gerade heute Kraus zu lesen, braucht Fischer nicht zu betonen. In Zeiten von dreisten Fake News und hyperventilierenden sozialen Medien, von Tugendterroristen und Sprachpolizisten, ist Kraus' Fundamentalkritik offensichtlich aktuell. Und wenn er die sinnlose zivilisatorische Destruktivität anprangert, findet er auch unauslöschliche Bilder für die geschundene Natur, vor allem die misshandelten Tiere. Sätze wie «Das grösste aller Themen: der Naturverrat dieser entleerten Zeit», rücken den Fortschrittsverächter durchaus in die Nähe der heutigen Umweltbewegung.

Gerade weil Jens Malte Fischer sein Buch «nicht auf den Knien der Anbetung geschrieben hat», wie er sagt, ist der «Der Widersprecher» geeignet als Einstieg in ein gewaltiges Werk. Dass Fischer wahrscheinlich die definitive Karl-Kraus-Biografie geschrieben hat, ist eine Phrase, die vor Kraus keine Gnade gefunden hätte. Aber in diesem Fall möchte man sie sich gestatten.

# Flucht vor der Zeit

*Oliver vom Hove*

Albert Cohen: Die Schöne des Herrn. Aus dem Französischen von Helmut Kossodo und Michael Killisch-Horn, Klett-Cotta 2017 (Taschenbuch), 890 S., Fr. 32.90

Ist es eine hochfliegende Liebesgeschichte? Oder eher eine bittere Zeitanalyse, ein langsam sich dem Schrecken öffnendes Zeitbild aus den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts? Dem Leser von «Die Schöne des Herrn», diesem Meisterwerk des jüdisch-schweizerischen Erzählers Albert Cohen aus dem Jahr 1968, wird nach und nach klar: Der Roman ist beides und noch viel mehr. Er ist ein Vexierbild der Liebe in Zeiten dräuender Pogrome.

Im Roman wird das geschildert, was man landläufig eine Obsession nennt. Eine Leidenschaft, die ihresgleichen sucht, die verzaubert, beglückt, verzehrt, letztlich zerstört.

Der Autor geht seine Romanexposition bedächtig an. Auf über hundert Seiten lässt er eingangs den vor Selbstbewusstsein strotzenden Adrien Deume, einen subalternen Beamten der Völkerbund-Diplomatie in Genf, sich auf eine Unterredung mit seinem Vorgesetzten Solal vorbereiten. Wird es eine Beförderung werden oder eine Degradierung? Als Adrien sich wider Erwarten in die Oberklasse aufgenommen sieht, wirft er sich in die Brust und «schwelgt in der Wollust, ein bedeutender Mann zu sein».

Aber er ist nur der künftige Hahnrei. Denn sein Chef Solal hat sich auf einem Ball in die berückend schöne Frau des Untergebenen verliebt: in die ebenso hochmögende wie erotisch vernachlässigte Genfer Adlige Ariane Deume-d'Auble.

Zur alten Schule der Diplomatie gehört Zurücknahme der Person und Zurückhaltung im Ton. Albert Cohen, vor 125 Jahren – am 16. August 1895 – als Sohn jüdischer Eltern auf Korfu geboren, gehörte nach seiner Einbürgerung in die Schweiz 1919 selbst lange Zeit zum diplomatischen Korps im Genfer Völkerbundpalast.

Als Autor indes schickt er einen Gesandten der Verführung ins erotische Rennen, der es gewohnt ist, rücksichtslos aufs Ganze zu gehen. Sein Don Juan erweist sich zunächst als ein Materialist ohne Skrupel und Glauben. Doch nach mehr als einem Drittel des Romans zeigt Solal schlagartig Verantwortungsgefühl. Nun will er die geliebte Frau auf keinen Fall mehr verlieren, sorgt sich um sie, wenn er fern ist. Ein Liebender, der ob seiner jüdischen Herkunft Todesangst spürt.

Die Mittelpartie des Romans setzt denn auch als das Hohe Lied der Liebe ein, als in den höchsten Sprachüberschwang gleitender Minnesang. Wer liebt, kennt keine Grenzen.



*Berückend schön:* Das «Portrait de Madame M.» (1932) von Tamara de Lempicka zierte das Cover der ersten deutschen Übersetzung.

Also erzählt Cohen in grenzenlosen Formen. Fortwährend werden Zeit- und Handlungsebenen gewechselt, wird Geschichtenstoff hin und her gewendet – manches ist erzähllogisch nicht immer leicht nachvollziehbar. Lange innere Monologe machen hochfliegenden Traumpassagen Platz, aufwendige Liebesepisteln gehen in Märchensequenzen über, kühne Assoziationen werden freigesetzt und erfahrene Exkurse, vor allem zur jüdischen Geschichte, eingewoben.

Wortgewaltig entwickelt der an Proust und Joyce geschulte Autor ein Liebesepos und stimmt gleichzeitig dessen Travestie ins Triviale an, verhöhnt das Abgleiten in männlichen Machtrausch und weibliche Modeorgie. Mit grossem Behagen wird die priapische Renommiersucht der Männer, ihr unablässiges Balzverhalten aufs Korn genommen und zugleich die bourgeoise Ergebnisheit einer Genfer Patrizierin ironisiert, mit der man auch in horizontaler Lage per Sie verkehrt: Erst bleibt Ariane in ihren erotischen Wünschen eher zurückhaltend, blüht indes auf der gemeinsamen

Flucht immer mehr auf und überfordert den mürbe werdenden Liebhaber schliesslich in der isolierten Zweisamkeit an der Côte d'Azur nachhaltig.

Der Leser sieht sich eingesponnen in eine Überfülle des Erzählstoffs, der wie aus einer orientalischen Märchen-Zauberkiste hervorquillt. Albert Cohens schelmische Übertreibungskunst hat unverkennbar etwas Don-Quichottisches.

Aber die Unverletzlichkeit der Liebe hält nicht an. Das Liebespaar flieht und lebt fortan in einer ungewissen Welt, die immer bedrohlicher wird. Die Exaltiertheit ihrer Gefühle resultiert aus der Gefährdung der beiden durch die rassistisch aufgeheizten Zeitläufte. Hier erweist sich der Erzähler als wahrer Gefühlssezierer. Unerbittlich lässt er Solal und Ariane in das Verhängnis einer weltvergessenen Liebesblindheit taumeln. So dreht es sich im finalen dritten Teil des Romans längst nicht mehr um das Wohlleben der beiden, sondern ums Überleben oder Sterben. Ihr Ende hängt am Faden der Geschichte, der sie nicht entfliehen können.

## Aus der Dunkelkammer

Niko Stoifberg

Lina Fritschi: Ein anderer Traum/Un altro sogno. Italienisch und Deutsch. Übersetzt von Christoph Ferber. Limmat. 152 S., Fr. 39.90

Eigentlich müssten wir alle Gedichte lesen: Im Tram, beim Coiffeur, auf dem WC. Gedichte, sollte man denken, sind perfekt zugeschnitten auf Menschen wie uns, die von einer Sitzung zur nächsten hetzen, von einem Date zum anderen, die swipen, skippen und scrollen. Das durchschnittliche Gedicht, zeigt eine Analyse des Chicagoer *Poetry*-Magazins, hat gerade mal 106 Wörter – das ist eine Minute Lesezeit.

Warum liest trotzdem kaum jemand Lyrik? Vielleicht, weil sie uns so viel abverlangt. Wie viel, wurde mir bewusst, als ich den Band mit Lina Fritschis späten Gedichten in die Hand bekam. Er versammelt Texte, die sie grösstenteils nach ihrer Erblindung 1994 geschrieben hat. Der Verlust der Sehkraft ist eines der Traumata, die ihre Verse prägen. Die anderen sind der frühe Verlust ihres Mannes, eines italienischen Kampfpiloten, und der doppelte Verlust ihrer Heimat – erst der schweizerischen, durch ihre Heirat, dann auch der piemontesischen, als sie wegen ihrer Blindheit gezwungen ist, in die Toskana zu ziehen, wo sie von ihrer Tochter bis zum Tod 2016 umsorgt wird.

Fritschi leidet lange und still an diesen Ereignissen, bis sie sie endlich zu Papier bringt, «mit unempfindlicher Hand und gleichgültiger Feder». Über Jahrzehnte hinweg entwickelt sie in der Dunkelkammer ihres Herzens Bilder, die man, einmal gesehen, nicht mehr vergisst:

«Ich werde das Schicksal betrügen,  
das mir die Augen trübt,  
wenn ich im Luftstrom der Brandung  
aufs Meer treffe, wenn ich die Katze  
am unteren Ende  
des Schnurfadens weiss.»

Es ist die ruhige Tapferkeit, mit der sich Lina Fritschi ihrem Los stellt, die ihre Gedichte so rührend macht. Bitterkeit kommt nie auf, Verzweiflung oder Verteufelung schon gar nicht. Geführt von ihrer Fackel – «wie Flammen flackern die Worte um mich» –, folgt man ihrem Weg in die Dunkelheit und nimmt um so stärker Anteil daran, je weniger Mitleid sie heischt.

Ein Spaziergang ist das nicht, trotz Fritschis schmuck- und zeitloser Sprache – eher eine Gratwanderung zwischen tiefer Vergangenheit und schwindender Zukunft, auf der man sich vorsichtig vorwärtstastet. Wenn ich Lina Fritschis Gedichte also wärmstens empfehle, dann mit einer Warnung: Hat man sich auf sie eingelassen, gibt es kein Zurück mehr. Hell wird es erst wieder am Ende der Nacht.

## Rechtsfreie Zone

Pia Reinacher

Bernhard Schlink: Abschiedsfarben. Diogenes. 240 S., Fr. 27.-

Als Alterswerk will der 76-jährige deutsche Erfolgsautor und emeritierte Juraprofessor Bernhard Schlink seinen neusten Erzählband nicht sehen. Und doch liegt über «Abschiedsfarben» ein melancholischer Glanz. Jede der Geschichten greift ein Thema um Schuld und Versagen, richtiges und falsches Leben, Hoffnungen und Enttäuschungen auf. Schlink hat ein Gespür für Themen, die jeden umtreiben, über die aber keiner redet. Seine Akteure wur-

den aus der Bahn und in eine Grenzsituation geschleudert. Das zwingt sie, sich Fragen zum eigenen Leben zu stellen, die sie bisher verdrängten und auf die es keine eindeutigen Antworten gibt – schon gar keine klaren Urteile. Schlink schreibt süffig, mit einem untrüglichen Sinn für starke emotionale Effekte.

Die Kritik warf ihm ab und zu etwas wenig Tiefenschärfe der Figuren vor, auch eine Holzschnittartigkeit des Plots. Der Schriftsteller, der seit Jahren zwischen New York und Berlin pendelt, begriff allerdings früh, was inzwischen auch in der deutschsprachigen Literatur obsolet geworden ist und für die angelsächsische schon immer eine nachrangige Bedeutung hatte: die Klassifizierung in E- und U-Romane. Seine Lust am rasanten Fabulieren über-



Vontobel

# Die Welt steht Kopf – und Ihre Anlagen?

Wer seinem Portfolio Gutes tun will, kann dabei auch Gutes tun für die Welt. Lernen Sie sechs Herausforderungen kennen, vor denen Anlegerinnen und Anleger die Augen nicht verschliessen sollten.

Mehr unter [vontobel.com/corona-paper](https://vontobel.com/corona-paper)



trägt sich auf den Leser. Zum auflagemässig erfolgreichsten deutschsprachigen Schriftsteller wurde er bereits mit dem Weltbestseller «Der Vorleser» (1995) über die Schuld und Verstrickung der Vätergeneration im Holocaust.

Um Tabus geht es ihm bis heute. «Daniel, my Brother», eine der herausragendsten Erzählungen des neuen Bandes, ist autobiografisch: Sie beleuchtet die verdrängte Rivalität zwischen zwei Brüdern, die sich im Laufe des Lebens auf groteske Weise verstärkt, bis es zum inneren Schnitt kommt. Selbst nach dem Doppelsuizid des Bruders mit seiner kranken Frau gelingt es dem Jüngeren nicht, sich von Gefühlen der Zurückweisung und Enttäuschung, die ihre Beziehung dominierte, zu trennen.

In immer enger um das ambivalente Verhältnis kreisenden Bewegungen holt der Erzähler die unangenehme Wahrheit ans Licht. Brüche definierten das Leben des älteren Bruders, seit er als Kind wegen Asthmas drei Jahre weg von der Familie in Davos leben musste. Obwohl er selber erfolgreich ist, entwertet er den jüngeren Bruder mit feinen Hieben – bis zur Destruktion der emotionalen Beziehung. Bernhard Schlink, dem Rechtsgelehrten, gelingt es ein weiteres Mal, erzählend die Untiefen von zwischenmenschlichem Recht und Unrecht zu beleuchten, für die es keinen Richter gibt.



Ein Buch gegen die Sklaverei wird zu weissem Rassismus: «Onkel Toms Hütte».

## In Geschichten verstrickt

Rainer Hank

**Robert J. Shiller:** Narrative Wirtschaft. Wie Geschichten die Wirtschaft beeinflussen – ein revolutionärer Erklärungsansatz. Übersetzt von Philipp Seedorf. Plassen. 480 S., Fr. 45.90

Harriet Beecher Stowes Roman «Onkel Toms Hütte» erzählt die Geschichte eines Sklaven im amerikanischen Süden. Dieser Onkel Tom ist ein sanftmütiger Mann, der von Frau und Kindern getrennt und an einen brutalen Sklavenhalter verkauft wird, der ihn gnadenlos verprügelt, weil er den Befehl verweigert, einen anderen Sklaven zu schlagen. Das Buch war der erfolgreichste Roman des 19. Jahrhunderts in den USA. Es wurde über eine Million Mal verkauft und spielte eine wichtige Rolle bei der Entscheidung des Nordens, den Süden anzugreifen. Damals schien es ganz so, als könnte man den Roman gar nicht anders denn als aufrüttelnde Geschichte gegen die Sklaverei lesen.

Inzwischen hat sich die Welt gedreht. «Onkel Toms Hütte» gilt heute nicht nur unter Schwarzen als abschreckendes Beispiel eines weissen Rassismus, als ausgemacht christlicher Kitsch, der den Schwarzen die Rolle zuweist, ihren

Unterdrückern zu verzeihen. Anstatt auf Befreiung zielt seine Story auf Zementierung der ungerechten rassistischen Verhältnisse.

Geschichten (Romane) machen Geschichte. Und die Botschaft ein und derselben Geschichte kann sich in ihr genaues Gegenteil verkehren. Wichtig ist nicht nur, was die Geschichte erzählt, sondern auch, wer die Macht hat, deren Botschaft authentisch auszulegen.

Die Praxis, dass Menschen einander fortwährend Geschichten erzählen, dürfte so alt sein wie die Menschheit selbst, mindestens aber so alt, wie es gesprochene Sprache gibt. Diese Einsicht der amerikanischen Schriftstellerin Joyce Carol Oates tönt heute selbstverständlich. Wir sind in Geschichten verstrickt, betören oder bekämpfen uns mit Geschichten. Umso merkwürdiger mutet es an, dass die Sozialwissenschaften – allen voran die Ökonomie – daraus lange Zeit keine Konsequenzen gezogen haben.

Der an der Universität Yale lehrende Wirtschaftswissenschaftler Robert J. Shiller hat sich immer schon für die emotionale Seite menschlichen Verhaltens interessiert: Auch der Homo oeconomicus ist geleitet von seinen Trieben («animal spirits»), eine Bestimmung seiner Natur, die zum Beispiel dazu führt, dass er bestimmte Aktien kauft, nur weil andere diese Aktien auch kaufen – und am Ende seine hohen Verluste beweint. Die Erkenntnis, dass solche Irrationalitäten einschlägig und alles andere als

vernachlässigbar sind für die rationale Analyse von Gesellschaft, hat Shiller im Jahr 2013 den Wirtschaftsnobelpreis eingebracht. In seinem neuen Buch «Narrative Wirtschaft», das auf die presidential speech vor der Vereinigung amerikanischer Wirtschaftswissenschaftler (AEA) im Jahr 2017 zurückgeht, treibt Shiller sein Interesse am Nichtrationalen weiter und beschäftigt sich explizit mit Narrativen und der Frage, was sie in unserem Leben anrichten.

Narrative, so Shiller, sind populäre Geschichten, die absichtsvoll eine moralische Lektion im Gepäck haben, welche die politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen der Menschen nachhaltig prägen soll. Ein Klassiker für Ökonomen ist die sogenannte Laffer-Kurve, welche erzählt, dass Einkommenssteuersätze von einer bestimmten Höhe an das Steueraufkommen nicht vermehren, sondern schrumpfen. Darauf hat Ronald Reagan in den 1980er Jahren seine gesamte Steuerpolitik gestützt. Hartnäckig hält sich auch seit bald zweihundert Jahren – aller empirischen Widerlegung zum Trotz – das Narrativ, Automaten und Roboter würden den Menschen dauerhaft die Arbeit wegnehmen. In erfrischender Unbefangenheit, die man sich nur vor Ausbruch von Corona leisten konnte, spricht Shiller von «viralen» Prozessen, mit denen solche Narrative andere «anstecken» und einer «Epidemie» gleich sich ausbreiten. Explizit formuliert er



den Anspruch, «ansteckende Narrative» in ökonomische Modelle zu integrieren.

Spätestens hier zeigt sich freilich die Schwäche und unzureichende analytische Kraft dieses Buches, seiner bunten Fülle sprechender Beispiele zum Trotz. Die «Story» wird definitiv pathologisiert, die kreative Funktion des Geschichtenerzählens tritt in den Hintergrund. Shiller kann über Big Data (und den berühmten Ngram Viewer von Google) zwar das Infektionsgeschehen von Narrativen abbilden, ähnlich wie die Johns-Hopkins-Universität dies mit Covid-19 macht.

Doch Shiller kann gerade nicht erklären, warum «Onkels Toms Hütte», dessen Plot er selbst ausführlich referiert, im 19. Jahrhundert eine positive antirassistische Wirkung erzielte, während es heute als abschreckend rassistisch verstanden wird. Hier hat das epidemiologische Modell der Narrative seine Grenzen und es rächt sich leider, dass der Ökonom sich weder mit Erzähltheorien der Literaturwissenschaft noch mit Wahrheitstheorien der Philosophie beschäftigen wollte.

## Literarischer Ego-Shooter

### Zoë Jenny

**Suzanne Collins:** Die Tribute von Panem. Das Lied von Vogel und Schlange. Oetinger. 608 S., Fr. 39.90

Die Welt von Panem ist eine düstere und trostlose, in der die Menschen in stumpfer Gewalt vor sich hin vegetieren. Nordamerika ist eine Diktatur namens Panem, endgültig zu einer Zweiklassengesellschaft verkommen, die aus dem Kapitol (Herrenmenschen) und den Distrikten (Abschaum) besteht. Zur Strafe der Rebellen in den Distrikten und zur Erheiterung der Bevölkerung im Kapitol finden die jährlichen Hungerspiele statt, in denen ausgehungerte Kinder aus den Distrikten, Tribute genannt, sich per Live-Übertragung im Fernsehen gegenseitig umbringen.

Es gibt «Friedenswächter» in Stiefeln, die an SS-Offiziere erinnern. Die oberste Spielmacherin Dr. Gaul, die sich die brutalen Spiele ausdenkt, arbeitet in ihrem Labor des Grauens an Tier-Mensch-Mutationen als neuer Form der Waffenherstellung. Mindestens so manipulativ wie Dr. Gaul operiert die Autorin Suzanne Collins in ihrem Schreiblabor, um ihrem juvenilen Publikum die Inszenierung des Bösen schmackhaft zu machen. Gekonnt greift die erfahrene Drehbuchautorin in die handwerkliche Trickkiste von Horror bis Thriller und lockt ihr Publikum in eine finstere Welt, in der es von Kannibalen, Sadisten, Folterknechten

und Psychopathen nur so wimmelt. Gelassen nimmt man hin, dass auf Seite hundert ein Kind mit einem Maschinengewehr durchlöchert wird, nachdem es einem anderen Kind mit einem Messer die Kehle durchgeschnitten hat. Junge Menschen werden gefoltert und auf bestialische Weise umgebracht. So liest man sich – fortschreitend abstumpfend – von einer Gewaltorgie zur nächsten.

Faszinierend an dem Buch ist vor allem der riesige Erfolg. «Das Lied von Vogel und Schlange» ist das vierte Buch aus der Reihe «Die Tribute von Panem». Über hundert Millionen Bücher wurden insgesamt verkauft und vier Filme gedreht. Ähnlich wie bei «Harry Potter» richtet sich das Werk an Jugendliche, wird aber genauso von Erwachsenen gelesen. In den letzten Jahren entstand das Phänomen der «All-Age-Literatur», zu der etwa auch «Twilight» oder «House of Night» gehören. Diese Crossover-Buchreihen erzielen mit Abstand die grössten Verkaufserfolge auf dem Unterhaltungsbuchmarkt. Ein typisches Merkmal ist, dass sie allesamt so angelegt sind, dass sie sich beliebig erweitern lassen. So ist «Das Lied von Vogel und Schlange» ein Spin-off und ein Prequel; es spielt 64 Jahre vor dem ersten Band.

Doch worin liegt die Faszination dieses gigantischen Millionensellers? Geschickt spielt die Autorin mit der ewigen Lust an der Angst. Auch das Auslagern der eigenen Gewalttätigkeit spielt eine Rolle. Das Buch ist das literarische Äquivalent des Ego-Shooters, in dem man am Computer per Knopfdruck imaginäre Feinde umbringt. Dass ausgerechnet Kinder als Kanonenfutter für die Gewaltszenarien erhalten müssen, kann man verwerflich finden, wundern muss man sich darüber nicht. Ist das Zielpublikum doch eine durch permanente Umweltängste und Endzeitvisionen hyperirritable Generation, perfekt präpariert durch den alarmistischen Untergangsjournalismus unserer Tage – das ideale Hintergrundgeräusch, das der maximalen Wirkung solcher Machwerke den Nährboden liefert. Eine dystopisch kaputte Welt, wie Collins sie heraufbeschwört, scheint nur noch eine Frage der Zeit zu sein.

Dass den Lesern ausgerechnet Hungerspiele so viel Spass machen, dürfte sich dadurch erklären, dass sie der privilegiertesten Gesellschaft der bisherigen Menschheitsgeschichte angehören. Wer reales Elend kennt, wird in den «Tributen von Panem» keine Unterhaltung finden. Aber Collins' Bücher richten sich an einen robust wohlstandsverwahrlosten Typus von Leser, für den Krieg der Name für ein Spiel ist, das man sich zwecks Überbrückung allgemeiner Langeweile reinzieht. Aber auch Junkfood fürs Hirn, versteckt zwischen zwei schwarzen Buchdeckeln, ist nicht sonderlich gesund. Nach übermässigem Konsum – 608 Seiten – fühlt man sich, trotz Hungerspielen, überfressen und irgendwie krank.

## DIE SPRACHE

### Halbfüidler

Was sich liebt, das neckt sich. Da muss viel Liebe gewesen sein unter unseren Vorfahren, die nicht genug davon bekommen konnten, Dorfübernamen und Spottnamen zu verteilen. Viele Einwohner trugen in den Dörfern den gleichen Nachnamen; da lag es natürlich nahe, zur Unterscheidung etwas Klarheit zu schaffen mit Beinamen, die sich auf Flurbezeichnungen, Betätigungen, Charaktereigenschaften oder körperliche Merkmale beziehen konnten. Die Inhaber eines Wäscheunternehmens in Diepoldsau sind heute noch als «Unterhösler» bekannt. Die Nachkommen des Johann Josef Jauch (1840–1917) im ernerischen Isenthal wurden «ds Mischeleser» gerufen, weil dieser an der Landsgemeinde seine Reden mit «My Seel»-Rufen («bei meiner Seele») garnierte.

Die Luzerner sind Katzenstrecker. Sie pilgerten früher über den schwyzerischen Pass Chatzenstrick nach Einsiedeln, was ihnen den Namen «Chatzestrecker» einbrachte. Im Engadin finden sich ein paar besonders deftige Übernamen. Suscher Mörder («ils morders»), Laviner Kuhwürger («ils strang-lavachas») und Zernezzer Hundefresser («ils magliachognas») machen die Gegend unsicher. Im Wallis brauchen sich aber die «Lischechnäter» (Leichenkneten) in Ulrichen, die «Schwieschwanzdrehär» (Schweineschwanzdreher) in Unterbäch und die «Bärufrässer» in Münster nicht zu verstecken. Für Obwaldner sind Nidwaldner «Reissäckler» (Reissäcklein sind Bestandteil der Nidwaldner Tracht), «Tschifeler» (eine *Tschifere* ist ein Rückentragkorb) heissen die Obwaldner in Nidwalden.

Die Thalwiler wurden als «Halbfüidler» bezeichnet, angeblich, weil sie immer auf dem Sprung waren und sich nicht richtig hinsetzten. Stäfner waren «Laliburger» (*Lali* = Dummkopf), die Küsnachter «Chrotteschetter», die Erlenbacher «Geisschänker». Die Zolliker scheinen mittlerweile stolz auf ihren alten Übernamen «Lunggesüüder» (*Lungge* = Viehlunge) zu sein, gibt es doch einen exklusiven Wein mit diesem Namen.

Im Wiggertal bekamen Stallknechte den Namen «Brengepferd». Satznamen (meist in Befehlsform), lesen wir im «Schweizerischen Idiotikon», sind Familiennamen, die aus einem Satz bestehen, zum Beispiel Klopfenstein. Im 16. Jahrhundert verpasste man den Henkern den Namen «Knüpfauf». Hätte es schon Spitzenbanker gegeben, man hätte sie wohl «Zockab» getauft.

Max Wey

# Rosen im Freibad

Erika Stucky vermischt die Grenzen zwischen allen Genres und erhielt dafür kürzlich den Schweizer Grand Prix Musik.

Anton Beck

Erika Stucky: Papito. Traumton Records 2017

**A**ls es im Vorfeld des Treffens darum ging, Telefonnummern auszutauschen, mailte mir Erika Stucky:

Ich bin sowas von zuverlässig und schnell auf email (wie Sie sehen) falls was schief läuft ansonsten erkennen Sie mich an einer pinken rose im haar :-)  
noch mehr sicherheiten wären kontraproduktiv.  
godspeed,  
stucky

Als mir dann in dem Hotel, auf dessen Terrasse wir uns treffen sollten, einem gehobenen Hotel mit schimmernder Lobby, einem jener Art, in dem nahezu alle Gäste Schlips tragen und emsig, aber getrieben auf ihre Macbooks einhämmern, erklärt wird, die Terrasse sei geschlossen, ich könne hier also kein Interview führen, und eine Frau Stucky sei auch nicht angemeldet, denke ich, jetzt wäre eine Telefonnummer doch sehr praktisch.

Ich gehe also nach draussen, schwitze, es ist heiss, gut dreissig Grad, und tippe eine Mail, als sich auf der anderen Strassenseite eine Frau nähert, die keine Rose im Haar, dafür aber welche auf dem schwarzen Sommerkleid trägt. Wir tauschen Förmlichkeiten aus, setzen uns ins Freibad nebenan. Kinder rennen umher, Trap-Beats quillen aus kleinen tragbaren Boxen, und die Schlange am Kiosk ist lang.

## Kalifornien, Paris, Fussgängerzonen

Erika Stucky scheint der Trubel nicht zu stören, sie sieht, das dunkle Haar hochgesteckt und eine breite Sonnenbrille tragend, entspannt aus, warnt mich bereits zu Beginn, ein welscher Journalist, der sich selbst «Stuckyologe» nenne, habe schon einmal ein grosses, allumfassendes Porträt über sie geschrieben. Die Message, die sie, so meine Interpretation, andeuten will: «Das ist schwer zu schlagen. Meine Biografie habe ich

schon vielen Journalisten erzählt. Bitte keine absehbaren Fragen.» Verständlich, denke ich, schliesslich hat sie gerade den Schweizer Grand Prix Musik gewonnen, einen der wichtigsten Schweizer Musikpreise, viele Zeitungen wollen ein Interview mit ihr, viele wollen das Immergleiche wissen. Das kann ganz schön monoton werden.

Ich beginne daher mit etwas, was früheren Porträts unvermeidlich fehlen muss – der Gegenwart, Corona, 2020. Sie sei froh, wie das in der Schweiz alles funktioniert habe, es sei anstrengend, wenn die eigene Regierung so inkompetent und unschlüssig sei wie in den USA, das bekäme sie auch von Verwandten mit, die sie noch regelmässig in San Francisco besucht. Denn geboren wurde sie dort, 1962 im Golden State, kam mit neun Jahren dann ins Oberwallis, in ein kleines Dorf, wo sich die Leute, wie sie erzählt, gegenseitig gut kannten und auch so benahmen, nicht wie im Kalifornien der frühen Siebziger, als abstruse Gestalten durch die Strassen zogen.

Sie ging dann in den Achtzigern nach Paris, erhielt eine klassische Jazzausbildung, interpretierte Billie Holiday und Ella Fitzgerald, tourte mit drei Freundinnen als Band Sophisticrats durch Europa, zunächst noch unbeachtet in Fussgängerzonen, bald schon mit einem

*Sie jodelt, sie singt manchmal operngleich, manchmal very rocky.*

Management im Rücken auf grossen Bühnen. Schwer vorstellbare Prozesse im Internetzeitalter, in dem jeder Musiker mit Youtube und Soundcloud einen direkten Draht zur gesamten Welt hat. «Letztlich hat sich nichts geändert. Es steht jemand mit einem Mikrofon vor Hunderten von Leuten und singt», wirft Stucky ein, und natürlich hat sie recht. Die Essenz einer Live-Performance blieb so, wie sie schon immer war, seit Menschen musizieren.

In den 35 Jahren, die Stucky als Musikerin unterwegs ist, hat sie viel von der Welt gesehen,

auch wenn sie behauptet, keine Weltenseglerin zu sein wie manche ihrer Musikerkollegen. Noch kurz vor dem Lockdown war sie in Bhutan, hat Wanderungen unternommen und schaffte es gerade noch rechtzeitig zurück, bevor die Flügel gestrichen wurden.

Vielgeist klingt auch ihre Musik, mal ganz sanft und einfühlend, mal direkt und wild – teilweise werden Geräusche mit alltäglichen Materialien erzeugt, Kies etwa, manchmal sind ganz klassische, dann wieder dem Mainstream unbekannt Instrumente zu hören. Sie jodelt, sie singt manchmal operngleich, manchmal *very rocky*. Einen Nerv zu treffen, sei nie ihre Absicht gewesen, sie habe das gemacht, was sie interessiert habe, was sie im jeweiligen Moment beschäftigte. «Was bringt uns im Band-Raum zum Lachen oder zum *Brüelen?*» – das inspiriere sie. In «Papito» (kleiner Vater), ihrem letzten Soloalbum, war das die Beziehung zu ihrem Vater. «Wenn du 35 Jahre Songs schreibst, landest du irgendwann beim Vater, landest irgendwann bei der Mutter», meint sie. «Das ist der gemeinsame Nenner jedes Menschen, dass er eine Mutter und einen Vater hat.»

Das klingt alles so leicht dahingesagt, erhält aber eine vieldeutige Tiefe, manchmal gar eine Schwere, wenn man «Papito» hört. Im Song «Lil' Sister» tauchen etwa Violinen Sätze wie «Leave him lil' sister, you just don't deserve this» in eine Melodie, die, könnten Bilder Töne sein, wie ein nebliger Tag im Juragebirge klingt. Das Dramatische liegt im Ordinären, gerade «Papito» erinnert in den Geschichten, die das Album erzählt, an Romane von Karl Ove Knausgård und an all die Verzettelungen, welche familiäre Strukturen hervorbringen können.

Erika Stuckys Vater war Metzger, eine musikalische Veranlagung hatte eigentlich niemand in der Familie. Als während des Gesprächs ein Mädchen hinter uns gebannt vor der Glacekarte stehenbleibt, spricht Stucky sie an, fragt, ob sie schon wisse, was sie einmal werden wolle, und das Mädchen verneint. Stucky meint, sie habe schon als Kind gewusst: «I wanna be a singer.» Diesen Berufswunsch hat sie, auf über 35



Talent für musikalische Dialekte: Sängerin Stucky.

Jahre Karriere zurückblickend, sehr breit interpretiert. Sie wirkte in Theaterstücken mit, Musicals, Opern, arbeitete mit der Schriftstellerin Sibylle Berg zusammen. «Sie wohnt am Zürichberg in einer WG, und wir haben die Abende im Garten lachend verbracht. Ich weiss gar nicht mehr, wie wir uns kennenlernten, es hat sich eben so angebahnt.» Das Ergebnis sei etwas

«Rocky-Horror-Picture-Show»-Mässiges gewesen, ein Punk-Trash-Musical, mit Studenten in der ersten Reihe, die dazwischenriefen. «Also very Sibylle-Berg-mässig?» frage ich nach, und sie wiederholt bejahend: «Very Sibylle-Berg-mässig.»

In der Schweiz galt sie als das «American Girl», in den USA als das «Swiss Girl», was sie

aber überhaupt nicht gestört habe. «Ich musste nie rebellieren», sagt Stucky, sie habe zu Hause schon Frank Zappa gehört, und auch ihre Eltern hätten gewusst, dass es noch Wichtigeres geben musste, als mit geradem Rücken am Tisch zu sitzen. Sie habe schon immer gemacht, was sie wollte, auch künstlerisch, sie habe nie gefragt: Darf ich das? Kann man inmitten eines Songs einfach aufhören und zu sprechen beginnen?

Stuckys Haupteinflüsse liegen klar in den Jahrzehnten ihrer Jugend, sie nennt viele Namen, die mir als Millennial kein Begriff sind, überraschend ist jedoch ihre Offenheit. Bei Stucky kommen die musikalischen Einflüsse über ihre Mitmenschen. Sie hat beispielsweise nichts

*Auch ihre Eltern hätten gewusst, dass es Wichtigeres gebe, als mit geradem Rücken am Tisch zu sitzen.*

mit Metal-Musik am Hut, meint aber, wenn sie mit jemandem Zeit verbrächte, der ihr den Zugang zu jener Szene zeigte, könnte sie sich auch von dieser Musik vereinnahmen lassen. Stuckys musikalische Fühler sind weit ausgestreckt; ihre Tochter sei fasziniert von K-Pop, einer in Korea verbreiteten Popmusikrichtung, sehr bunt, sehr spezifisch.

#### Ruhe am Zürichsee

«Ich habe ein Talent für musikalische Dialekte», sagt sie und spricht anschliessend auch über die Erfahrung, die sie mit den Jahrzehnten gewonnen hat. Das viele Reisen ist auch ein Grund, warum sie mittlerweile gerne Zeit in der Schweiz verbringt, am Zürichsee, wo sie nach langen Touren Ruhe findet. Stucky ergreift die Pfeffermühle, die auf dem Tisch steht, und meint: «Du kannst davon ausgehen, dass da Pfefferkörner drin sind, das ist in Bolivien nicht so.»

Stuckys neuestes Projekt baut auf einer Tradition auf. Seit gut dreizehn Jahren veranstaltet sie im Dezember eine «Christmas-Runde», wie sie es nennt, ein musikalisch-theatralisches Programm, das in verschiedenen Städten aufgeführt wird und jedes Jahr neu sein soll.

«Letztes Mal hiess das «Stucky sings the Blues», weil ich mir immer sicher war, dass ich nie einen konventionellen Blues-Musikabend machen würde.» Das Programm, das sie mit befreundeten Musikern im Winter 2019/20 zusammenstellte, habe ihr dann aber so gefallen, dass es das nächste Album abgebe. «Und dann kann ich ja schon bald einmal «40 years on tour» angehen», meint sie lachend.

Nach gut anderthalb Stunden muss Stucky los, zum nächsten Interview, die *Schweizer Illustrierte* mache eine Motorbootsfahrt mit ihr, und vielleicht wird sie nochmals von alledem erzählen, von Bhutan und San Francisco – womöglich mit der Hoffnung, dass nicht alle Journalisten dasselbe fragen.

## KINO

# Die Amerikaner fehlen

Wolfram Knorr

**The King of Staten Island (USA 2020)**

Regie: Judd Apatow. Mit Pete Davidson, Marisa Tomei, Bill Burr.

**La odisea de los giles (Argentinien 2019)**

Regie: Sebastián Borensztein. Mit Ricardo Darín, Luis Brandoni, Chino Darín.

**Unhinged (USA 2020)**

Regie: Derrick Borte. Mit Russell Crowe, Caren Pistorius, Gabriel Bateman.

**Insoumises (Schweiz/Kuba 2019)**

Regie: Laura Cazador, Fernando Pérez. Mit Sylvie Testud, Antonio Buíl.

Aus der Traum. Hollywood hat sich in die Büsche geschlagen. Die wirkmächtigste Traumfabrik, die jeder Konkurrenz, aus welchem Land auch immer, seit eh und je überlegen ist, knickte vor einem Virus ein. Ihre Grossproduktionen, mit denen sie jede Kinosaision routinemässig einläutete und demonstrierte, wer der Zampano des Metiers ist, verlegte sie – sicher ist sicher – auf unbestimmte Zeit.

Warner schiebt den Start des mit Spannung erwarteten Christopher-Nolan-Spektakels «Tenet» vor sich her (jüngst war von Ende August die Rede; man darf gespannt sein). Andere, wie die hochgestylte Tom-Cruise-Produktion «Top Gun: Maverick», geben lieber keinen Starttermin bekannt, und die Live-Action-Version «Mulan» aus dem Hause Disney landet nun endgültig im Stream. Die Studios flirten immer heftiger damit. Das Weltkriegsdrama «Greyhound» mit Tom Hanks, einer Kino-Auswertung gewachsen, legt gleich im sicheren Hafen Stream bei Apple TV+ an und das von Fans erwartete Fantasy-Abenteuer «Artemis Fowl» bei Disney+. Ein Versuchsballon ist das schon nicht mehr, eher ein Trend, von der Corona-Krise verstärkt.

Für die Kinobranche, besonders hierzulande, ist das keine gute Nachricht. Wie immer man zu den Blockbustern made in USA steht, ob man die Superhelden nervig findet oder nicht – sie sind das «Schmiermittel», das die Maschine Kino am Laufen hält. Dass das «Fett» zur Zeit fehlt, macht sich am Angebot bemerkbar. Gerade in Krisen rächt sich, dass – jenseits von Hollywood – Filme aus Europa und vielen anderen Ländern sich in Bescheidenheit üben, aus was für Gründen auch immer. Besonders Europa verlegt sich aufs Feinsinnige, um sich bloss nicht dem Ruf aufgeplusterten Leichtsinns auszusetzen. Das ist schon recht, aber der leichte Sinn gehört zum Entertainment-Gewerbe,



Wampe und mürrisches Geknurre: Russell Crowe in «Unhinged».

und das sollte gerade jenen bewusst sein, die die Vorzüge des Kinos dem Streaming gegenüber betonen: Die grosse Leinwand, das Gemeinschaftserlebnis, das *bigger than life*-Feeling.

In längst vergangenen Zeiten, als ich noch die Filmfestspiele Cannes besuchte, Jack Lang französischer Kulturminister und der europäische Film wieder einmal in einer Krise war, wurde wild debattiert: Jack Lang äusserte sich tagelang über Identität, Not und Rettung des europäischen Kinos, meinte aber das kränkelnde

*Die Pandemie macht bewusst, wie wichtig Hollywood für die Kinos ist – und für die Festivals.*

französische Filmwesen; Deutsche stellten den Europäischen Filmpreis vor, andere riefen im Namen des Europarats zur Einigung auf. Am Ende gab's nicht einmal einen gemeinsamen Fototermin als Geste des guten Willens.

Europa redete, analysierte, warnte, plante, klagte – und Hollywood handelte, wie immer. An diesem Befund hat sich bis heute nichts geändert. Ausgerechnet die Pandemie macht durch den Verlust der *major company*-Filme bewusst, wie wichtig Hollywood für die Kinos ist – und darüber hinaus für Festivals. Locarno etwa war erstmals ein «Hybridfestival» (ein paar Filme in Kinos, andere online). Venedig Anfang September (2. bis 12. 9.), will das erste Festival sein, das wieder regulär im Kino stattfindet, aber dafür extrem abgespeckt. Viele US-Produktionen konnten wegen Corona nicht

fertiggestellt werden, andere wurden zurückgezogen.

Wie gross die Lücke ist, zeigt sich hierzulande an der auffälligen Zahl Schweizer Dok-Filme. «Citoyen Nobel», ein Porträt des Biophysikers Jacques Dubochet, der 2017 den Nobelpreis für Chemie erhielt; «Loulou» über einen Schizophrenen, «Shalom Allah» über Islam-Konvertiten, «Zwischenwelten» über Geistheiler im Appenzellerland, «Fiancées» über drei Ägypterinnen auf dem Weg in die Ehe. Alles aufrichtig, engagiert, sympathisch, ernsthaft, aber eigentlich gehören solche Filme ins Fernsehen. Und ob damit ein Publikum zurückgewonnen wird, das wegen all den Corona-bedingten Vorschriften das Kino bisher mied, ist auch fraglich. Ausgerechnet in der Pandemie-Zeit ein Tornister voller Ernsthaftigkeiten; wer will den schultern? Die Gemüter wird er nicht aufheitern. Aber zwischen diesem gutgemeinten Angebot findet sich schon noch Alternatives, das fast wie «Ausreisser» wirkt und deshalb «eingefangen» werden muss.

Etwa «The King of Staten Island», das amerikanische Psychogramm eines jungen Mannes, der partout nicht erwachsen werden will. Eine zeitgemässe Tragikomödie über den zerbröselnden Mittelstand, getragen von Pete Davidson, Star bei «Saturday Night Live», der den hintergründigen Spass eines Spätzünders spielt, schrieb und produzierte – und seine persönlichen Erfahrungen dabei ins Staten-Island-Ambiente taucht. Ein weiterer Liebling von mir ist der argentinische Film «La odisea de los giles» mit dem wunderbaren Ricardo

Darín. Eine ins Alter gekommene Truppe, die vom Leben eher enttäuscht wurde, will es nochmal versuchen und einen sozialistischen Traum realisieren: eine Kooperative zu gründen. Sie sammelt Geld und deponiert es auf der Bank. Was für ein Fehler! Wie man ja weiss, ist Argentinien immer wieder pleite. Die «Losers» hätten das wissen müssen; ihr Geld ist futsch. Doch dann entschliessen sie sich, dem Profiteur auf die Pelle zu rücken.

«Unhinged» ist ein klassisches amerikanisches B-Movie (und wird wohl deshalb trotz Corona in die Kinos kommen), aber durch die Besetzung mit Russell Crowe ein wenig A-Liga. Was Crowe, der im Verkehrschaos-Stress eine junge Mutter terrorisiert, hier abzieht, ist Horror der erbarmungslosesten Art. In Hollywood gab's Ähnliches meines Wissens nur einmal: 1962, als Robert Mitchum in «Cape Fear» einen böartigen entlassenen Sträfling spielte, der die Familie des Anwalts, der ihn einst in den Knast brachte, zerlegt.

Die Art, wie Mitchum mit der Wucht seiner gnadenlosen Präsenz die Leinwand zerfräste, greift Russell Crowe ähnlich rigoros auf. Mit seinem mürrischen Geknurre, seiner Wampe, der reinen Physis ist er Mitchum durchaus nahe. Es gibt zwar haarsträubende dramaturgische Ungereimtheiten, aber die vergisst man im sich steigernden Suspense. Es geht natürlich – man will ja immer auf der Höhe der Zeit sein – um die Mobilmania, den Verkehrswahnsinn, der jeden Teilnehmer durch Staus und Zeitdruck immer reizbarer macht, bis dieser eben ausrastet. Das zelebrierte schon Michael Douglas in «Falling Down» (1993). Russell

Crowe lässt jedenfalls für anderthalb Stunden jegliche Gedanken an Pandemien vergessen.

«Insoumises»: Unglaublich, aber wahr: 1819 ging der junge Westschweizer Arzt Enrique Faber nach Kuba und eröffnete eine ärztliche Beratung; es war die erste des Landes. Sein soziales Engagement galt vor allem den Sklaven und Schwarzen, denen man jede Hilfe verweigerte. Die wohlhabende Gesellschaft, zu der auch Sklavenhändler gehörten, begann, misstrauisch zu werden und über den Arzt zu tratschen und zu lästern.

Als sich Enrique in die schöne, aber «entehrte» Juana de León verliebte, beschlossen sie, auch wenn sich Juana zunächst sträubte, zu heiraten. Eine Ehe schützte am besten vor den zunehmenden Gerüchten. Das hielt drei Jahre, dann überfiel eine Gruppe Sklaventreiber das Haus der Fabers und bekam bestätigt, was in der Gemeinde vermutet wurde: Enrique war eine Frau – Henriette Favez, die Ärztin hatte werden wollen, als Frau aber nicht durfte, und sich darauf kurzentschlossen als Mann an der Sorbonne eingeschrieben und dort das Medizinstudium abgeschlossen hatte.

Als Enrique Faber diente Henriette Favez in Lazaretten der Napoleonischen Kriege, kam in spanische Gefangenschaft, lernte Spanisch und ging nach Kuba, in die Provinz Guantánamo. So bizarr die Story klingt, sie ist passiert. Nach den Enthüllungen in Kuba kam es zum Prozess, zu Verurteilungen, Gefängnisstrafen, Suizidversuchen, die Spuren verlaufen sich. Als Nonne sei Henriette Favez in New Orleans 1845 oder 1856 gestorben.

Ein aberwitziges Leben, Stoff für ein Serienabenteuer. Die Quellen allerdings sind dürftig. Konkret sind nur die Gerichtsprotokolle, die wiederum voller Widersprüche sein sollen. Die Geschlechts-Robinsonade bleibt ein gefundenes Fressen fürs Kino. Der kubanische Filmemacher Fernando Pérez grub die Story aus und bat die Genferin Laura Cazador, die in Kuba studiert hatte, um die Co-Regie.

«Eine Frau muss das machen», so Pérez, es sei ihr Film. «Insoumises» (Die Unbeugsamen) in Kuba zu realisieren, war angesichts der Wirtschaftssanktionen nicht einfach; auf vieles musste verzichtet werden. Etwa auf die Vorgeschichte (Studium, Kriege) und die letzten Jahre der Protagonistin. Der Film dampft die Vita auf ihre kubanischen Jahre ein. Wie eine Mischung aus dem Zorn Gottes, Aguirre, und einer heiligen Johanna des Geschlechterkampfes wurde Faber/Favez angelegt und wird von Sylvie Testud («Lourdes») brillant verkörpert.

Das mag am Anfang allzu spröde und bedeutungsschwanger daherkommen (krachende Wellen, herber Nonnenblick), doch dann entfaltet sich, im historischen Gewand, ein Konflikt über Rassismus, Feminismus und Geschlechterrollen, spannend und böse. Und damit trifft «Insoumises» den Nerv der Zeit.

## POP

# Summertime Sadness

Anton Beck

The Naked and Famous: Recover.  
Somewhat Damaged

Damit dem Sommer mit jener Lebensfreude begegnet werden kann, die er verdient, braucht es nicht nur Sonne, nicht nur Glace und Körper, die im sanften Blau des Freibadbeckens ihre Längen ziehen, sondern auch die passende Musik. 2010 schaffte das eine Indie-Band aus Neuseeland. Praktisch über Nacht verkörperten The Naked and Famous mit ihrem Song «Young Blood» die schönste Jahreszeit. Seitdem haben sie die Welt bereist, anfangs noch die grossen Stadien bespielt, mittlerweile dann auch kleinere, aber nette Locations.

Sie haben drei weitere Alben veröffentlicht, sind ihrem leichten Pop mit sanften Stimmen aber immer treu geblieben. Die vorab erschienenen Singles «Sunseeker» und «Bury Us» liessen vermuten, dass auch das neue Album «Recover» in diesem Stil gestrickt ist, dass wie schon 2010 die Lyrics mit Sommer gefüllt sind, die Synths und Drums leicht und zärtlich klingen, irgendwie friedlich. Auch die Videos der Vorab-Songs sind voller Farben und Tanzmoves, Sänger Thom Powers hat sich die Haare lang wachsen und blondieren lassen.

Doch die Texte auf «Recover» legen offen, dass seit «Young Blood» ein Jahrzehnt verflossen ist und die Zeit nicht spurlos an der Band vorbeiging. «I can't replace the loss of my mother / I can't erase the loss from my father / I can't replace the loss with another / But I can regain myself and recover», heisst es im titelgebenden Song «Recover». Nahezu alle Lieder haben einen schmerzlichen Beigeschmack, verhandeln Verlust und verdrängte Erinnerungen, seien sie auch noch so kryptisch.

Dieser Spagat zwischen sorgenfreien Rhythmen und sorgengeplagten Texten wird bereits im ersten Song «Everybody Knows» gemeistert. Eine soundverzerrte Gitarre spielt eine eingängige Melodie hinter einem regelmässigen Synth-Beat, dazu ertönen die Worte «Everybody knows you're my sickness and the cure». Auch Songs wie «Death» erzeugen mit Synth-Akkorden und smoothen Basslines eine gemütliche sommerliche Atmosphäre, dämpfen sie dann aber mit Worten wie «There will be a last time that we see each other». Bis zum Schluss des Albums behalten die Texte diese Verletzlichkeit und die Melodien ihre Leichtigkeit. Insofern ist «Recover» ein sehr vielschichtiges Album; eines, das in die Tiefe führt, bei ungenauem Hinhören jedoch sehr leger genossen werden kann.

## KNORRS LISTE

1. The King of Staten Island ★★★★★  
Regie: Judd Apatow
2. The Days of the Bagnold Summer ★★★★★  
Regie: Simon Bird
3. Insumisa ★★★★★  
Regie: Laura Cazador/Fernando Pérez
4. Mestari Cheng ★★★★★  
Regie: Mika Kaurismäki
5. La odisea de los giles ★★★★★  
Regie: Sebastián Borensztein
6. Unhinged ★★★★★  
Regie: Derrick Borte
7. Un divan à Tunis ★★★  
Regie: Manele Labidi
8. The Vigil ★★★  
Regie: Keith Thomas
9. Pinocchio ★★★  
Regie: Matteo Garrone
10. The Roads Not Taken ★★  
Regie: Sally Potter



**Baum- und Kunstmuseum:** In seinem Park stellt der Gartengestalter Enzo Enea auch Skulpturen zeitgenössischer Künstler aus.

## KUNST

### Ein Herz für Bäume

Andreas Honegger

#### Baumuseum Enzo Enea:

Buechstrasse 12, Rapperswil-Jona.  
Mo bis Fr 9–18 Uhr, Sa 10–17 Uhr,  
So geschlossen.  
Eintritt Fr. 15.–

Menschen haben seit Urzeiten ein spezielles Verhältnis zu Bäumen: Man liebt und verehrt sie einerseits, andererseits ist der Baum als Träger von Früchten und als Lieferant von Holz auch eine Erwerbsquelle. Die alten Römer haben für ihre Flotte, mit der sie das *mare nostrum* kontrollierten, rucklos ganze Landstriche abgeholzt und Bergketten der Erosion preisgegeben.

In früheren Jahrhunderten haben Fürsten oder wohlhabende Städte Bäume aus aller Welt in Arboreten gepflanzt, zum Zweck der Bildung, der Erbauung oder einfach, um botanisch spannende Parkanlagen zu kreieren. Eine in jüngerer Zeit angelegte Sammlung ist das Baumuseum bei Jona, nahe dem oberen Zürichsee, das der Gartengestalter Enzo Enea angelegt hat, um ein repräsentatives Beispiel zu geben, wie man mit Bäumen einen Park gestalten kann, oder aber um Bäumen, die wegen Neuüberbauungen entfernt werden müssen, ein weiteres Dasein zu ermöglichen. Dazu war

es auch notwendig, technische Methoden zu entwickeln, die das Verpflanzen von betagten und grossen Bäumen erst möglich machten.

Enzo Enea ist ein weltweit tätiger Gartengestalter mit einem untrüglichen Gefühl für Grosszügigkeit. Es gibt renommierte Architekten, die nur ihm die Einbettung ihrer Bauten in die Natur anvertrauen. So begegnet er immer neuen Problemstellungen, die nach immer neuen Lösungen verlangen. Trotzdem spürt man es jedem Garten an, wenn Enea bei der Gestaltung seine Hand im Spiel hatte. Seine Palette ist vielfältig, aber gewisse Dinge dürfen nicht fehlen, etwa Wasserbecken zur Reflexion der dahinter liegenden Gartenteile, geschickt gepflanzte Solitär-bäume, Pflanzen in gross dimensionierten Gefässen und zu Kugeln oder Hecken geschnittene Gestaltungselemente oder Alleen, oft mit ausgewachsenen Bäumen, denn nicht jeder, der sich eine stattliche Allee für die Auffahrt zu seinem Hause wünscht, kann damit rechnen, noch dreissig Jahre lang die Bäume wachsen zu sehen.

Das Handling von Bäumen ist so zu einer der Spezialitäten geworden, die Enea anbietet. So kam er wohl auf die Idee, seltene, ehrwürdige oder gar monumentale Bäume auf seinem Areal zu vereinen. Am gleichen Ort – und nicht minder spektakulär – hat er auch eine Halle für Veranstaltungen und Präsentationen geschaffen, die an einem Wasserbecken oder schon eher einem See liegt, in dem sie sich spiegelt, in dem aber vom Gebäude her Kunstwerke und Bäume des jenseitigen Ufers reflektiert werden.

Der 2010 eröffnete Park umfasst 75 000 Quadratmeter. Das gepachtete Land gehört dem benachbarten Zisterzienserinnen-Kloster Mariazell Wurmsbach. Die hohe Bodenfeuchtigkeit wird mit einer Allee von Sumpfyzypressen (*Taxodium distichon*) gemindert. Die auf nasse Böden toleranten Bäume entziehen der Erde Wasser und bilden eine elegante Allee als Einfahrt aufs Gelände. Ihnen zu Füssen wachsen üppige Bauernhortensien in diversen Farbnuancen, Farne und Funkien.

Neben Bäumen, die man wegen ihrer Blüte schätzt, wie japanische Kirsche, Rhododendron, Trompetenbaum (*Catalpa*) und Magnolie, finden sich auch uralte Baumarten wie Ginkgo oder Nadelbäume wie knorrige Föhren, Mammutbäume, japanische Schirmtannen und prächtig gewachsene japanische Ahornbäume. Mitten im Park liegt ein langer, dicker, versteinertes Baum, der einige Millionen Jahre alt sein dürfte. Gewissermassen einen Kontrapunkt setzen Objekte der Gegenwartskunst, etwa eine Gruppe von mannshohen Pilzen, die in der Wiese neben dem Teich «wachsen».

Fast selbstverständlich für Enea ist es, auch mit einigen antiken Versatzstücken aufzuwarten. Da finden sich alte Mauerstücke, denen man auf den ersten Blick nicht ansieht, ob sie aus römischer Zeit oder aus der Renaissance stammen, oder ein barocker Marmorbunnen, der sein Wasser von Becken zu Becken plätschern lässt. Der Eintritt ist gratis für Kunden, die eines der rund 3000 exklusiven Gehölze, die in der Baumschule rund um das Baumuseum wachsen, erwerben wollen.

## KLASSIK

# Hupkonzert für die Kunst

Christian Berzins

Drive-in-Klassikfestival Charmey FR.  
25. bis 31. Juli 2020

Hätte ich doch gejubelt, hätte ich doch meine Covid-19-Konzertenerlebnisse wie Trophäen auf Twitter und Facebook geteilt: «Mein erstes Konzert nach dem Lockdown: unfassbar grossartig!» – «Mein zweites Konzert: Bin erschüttert!». Nichts dergleichen tat ich damals Ende Juni, sondern ich äusserte sogar meine Bedenken, auch meine Angst, dass Konzerte zu Corona-Events würden, bei denen man gezwungen sei, froh zu sein, dass da irgendetwas an «früher» erinnert. Womöglich dürfe man nach einem Konzert nicht mal mehr kritisch sein, müsse vor dem Abgang «Danke, habt ihr für uns gespielt» sagen.

Die Mail eines Orchesterintendanten kam prompt – und tönte sehr böse: Mein Text sei ein Schlag ins Gesicht aller, die sich bemühten, das Konzertleben wieder in Gang zu bringen. Man kämpfe ums Überleben! Ich wisse gar nicht, welche Verantwortung ich hätte. Ich hätte die Leser also an Orte schicken sollen, wo es zwar Schutzkonzepte gab, aber die Corona-Disziplin meistens halb so gross wie im öffentlichen Verkehr war. Immerhin: Dank der kleinbesetzten Orchester gab es da wie dort wunderbare Kammermusik zu entdecken. Aber im Basler Münster hörte ich «dank» Klein-

besetzung leider die Kammermusikfassung von Bruckners 7. Sinfonie – und lernte einen Küchenradio-Bruckner kennen. Und, Pardon, mir graut schon jetzt davor, wenn das Opernhausorchester Ende September am Kreuzplatz oben vor Mikrofonen sitzen und dank Elektronik «Boris Godunow» im Opernhaus unten am Bellevue erklingen wird.

Besser als nichts? Wir werden es hören.

Besser als nichts, sagte man sich auch in Charmey, wo am 25. Juli beim ersten Schweizer Klassik-Drive-in Barockspezialisten voller Inbrunst auf zarten Originalinstrumenten spielten, als sässen sie nicht auf einem Parkplatz der Seilbahn, sondern in einem barocken Schlosssaal. Die Temperatur fiel innerhalb einer Stunde um sechs Grad, die Harfe und das Cembalo verstimmten sich diametral. Es war grauhaft. Und herzerreissend. Den Musikern flogen via Autohupkonzert so viele Herzen wie noch nie entgegen. Das Bild der unheimlichen Szenerie im verwunschenen Greyerzerland schaffte es auf die Frontseite der *New York Times*. Das schafft das Lucerne Festival alle dreissig Jahre.

Ab dem 14. August spielt man aber auch im KKL. Alles wird am Mini-Lucerne-Festival Masken tragen, das Sicherheitskonzept ausgetüftelt sein. So wie in Salzburg dieser Tage: Die Künstler in drei Risikogruppen aufgeteilt, die Besucher im Schachbrettmuster im Saal, die Festspiele-Maske à 10 Euro über der Nase. Alles gut gemeint und immerhin das Gefühl gebend: Es wird schon gehen. Jedenfalls solange nichts passiert. Die Wiener Philharmoniker spielten himmlischer denn je.

Christian Berzins ist Musikkritiker von CH Media

## JAZZ

# Starkes spätes Stück

Peter Rüedi

Art Blakey & the Jazz Messengers:  
Just Coolin'. Blue Note ST-64102

Ein neues Album von Art Blakey und seinen Jazz Messengers – ist da Voodoo im Spiel, eine Art vampirische Auferstehung der Untoten? Mit «neu» ist neu gemeint, nicht eine der Reeditionen, wie sie uns zurzeit bei ansonsten einbrechendem Tonträgermarkt die ganze Jazzgeschichte verfügbar halten wie nie zuvor. Auch nicht einer jener mehr oder weniger professionellen Konzertmitschnitte aus einer der unzähligen Tourneen, auf denen Amerikaner ihre Musik *overseas* vorstellten, in Europa.

«Just Coolin'» ist eine vollständige Studioproduktion von Blue Note, aufgenommen vom legendären Rudy Van Gelder am 8. März 1959. Dass sie nun mit einer Verspätung von mehr als sechzig Jahren erscheint, liegt keineswegs an mangelnder Qualität, sondern am Umstand, dass das führende Hard-Bop-Label die vielleicht erfolgreichste Band dieser Stilrichtung nur einen Monat später live im damals berühmtesten Klub New Yorks, dem «Birdland», aufnahm und allein vier Titel in längeren Versionen auf dem Doppelalbum «Art Blakey & the Jazz Messengers at the Jazz Corner of the World» veröffentlichte.

So erreicht uns die makellose «Urfassung», die den Nachteil der direkten Konfrontation mit dem Publikum durch die Frische der ersten Begegnung mit den neuen Kompositionen wettmacht, wenige Monate nach dem Tod des letzten der daran Beteiligten, des Bassisten Jymie Merritt. Ausser ihm und Drummer Blakey in der Besetzung: Trompeter Lee Morgan, Tenorist Hank Mobley, Pianist Bobby Timmons. Mobley, der nicht weniger als drei der sieben Titel schrieb, kam für ein kurzes Intermezzo auf den Saxofonstuhl der Band zurück, nach dem raschen Abschied von Benny Golson und vor der Ankunft des nächsten musikalischen Leiters, Wayne Shorter. Aber er ist kein Lückenbüsser.

Mobley ist, in welchem musikalischen Zusammenhang auch immer, allemal eine (Wieder-)Entdeckung wert (siehe *Weltwoche* Nr. 7/20). Mit seinem beschwörenden, coolen Understatement-Sound ist er der ideale Gegenpart zur lodernden Trompete Lee Morgans. Und zum vulkanischen Schlagzeug des Leaders, der die Truppe mit enormer Power vor sich hertreibt. Ein starkes spätes Stück.



Drive-in-Klassik: Maurice Steger und sein Ensemble auf einem Parkplatz in Charmey.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Der Emir und ich

Mark van Huissingling

«Vergangene Woche war ich in ...» Leserinnen und Leser mit Elefantengedächtnis erinnern sich: So begann die Spalte, die ich während sechs Jahren in dieser Zeitschrift schrieb. Es folgte ein Bericht über den zur Mehrheit «besten Event der Woche» (Eigenreklame). Doch dies war damals, das ist jetzt. Und jetzt sind Anlässe mit vielen Gästen, darunter «halbfette Namen», nicht angesagt. Weshalb diese Kolumne «Wunderbare Welt» heisst. Die Headline, nebenbei erwähnt, ist, wie vieles, was gut ist, gestohlen oder wenigstens geliehen – es gab in der *Weltwoche* bereits einmal, vor Jahrzehnten, eine so heissende Rubrik.

Also war ich auf dem Bürgenstock. Dem sogenannten Hotelberg im Kanton Nidwalden, wo sich 500 Meter über dem Vierwaldstättersee und gegenüber der Rigi «erneuerte Alt- und elegante Neubauten wie eine Perlenkette aneinanderreihen und perfekt in eines der schönsten See- und Gebirgs panoramen Europas fügen» (*Neue Zürcher Zeitung* zur Resort-Wiedereröffnung im August 2017). Und das bloss siebzig Kilometer von Zürich entfernt. Die Welt mag eine wunderbare sein, aber sie ist eine kleine geworden.

Was kein strenges Urteil sein soll. Ich empfehle das «Bürgenstock Hotel & Alpine Spa» mit 102 Seesichtzimmern und -suiten (meine Familie und ich wurden upgegradet ohne Kostenfolge). Auch die beiden anderen, niedriger positionierten Häuser – das «Palace Hotel» respektive «Waldhotel», Ersteres Ende des 19. Jahrhunderts erbaut, Letzteres ein neuer Entwurf des Südtiroler Architekten Matteo Thun, mit dem ich ein bisschen bekannt bin – sowie die Restaurants, in denen wir assen (zwei von gesamthaft elf), gefielen mir gut beziehungsweise fand ich fein.

Jüngst erzählte ein Kollege in dieser Zeitschrift die Geschichte der bewegten Leben der beiden Unternehmer und «Bürgenstock»-Gründer Franz Josef Bucher und Josef Durrer. Ferner beschrieb er die glanzvollen fünfziger und sechziger Jahre, als Fritz Frey, der Hotelier, Audrey Hepburn mit der Vespa am Bahnhof Luzern abgeholt haben soll, was der Schauspieler nichts ausmachte – sie heiratete schliesslich im Resort. Oder als Sophia Loren, Jimmy Carter, Sean Connery et cetera hier wohnten ... *Ah, those were the days.*

Später ging's bergab auf dem Hotelberg. Die Betriebe mussten von den kreditgebenden Banken übernommen werden. Den Lead hatten die Verantwortlichen der UBS – immerhin war diese Mitte der 1990er Jahre dazu noch in der Lage. 2007 endlich beteiligte sich die Barwa Real Estate Company, eine Tochtergesellschaft des katarischen Staatsfonds, an der als «Bürgenstock»-Betreiberin vorgesehenen Firma, bevor sie alleinige Besitzerin des Resorts wurde.

Unterwegs auf dem seinerzeit von Buchers und Durrers Arbeitern in den Fels gehauenen Spazierpfad zum Hammetschwand-Lift kam ich zum Schluss, es sei irgendwie komisch, dass dieser Berg im Herzen der Schweiz nun Investoren aus Katar gehört. Ich meine, ich bin ein Liberaler und mir sind die Parameter einer freien und darum funktionierenden Wirtschaft im Grunde klar sowie sympathisch. Dennoch, wenn ein bayerischer Zahnarzt eine Dreizimmerwohnung in Ascona will, muss es Lex-Koller-kompatibel – Gesetz zur Bekämpfung der Überfremdung des einheimischen Bodens – sein. Und wenn ein arabischer Emir 540 000 Quadratmeter dieses Bodens kauft, «keimt neue Hoffnung auf» (Quelle: «Der Hotelberg. Geschichte und Geschichten vom Bürgenstock Resort 1871 bis heute»). Der Hammetschwand-Lift, der höchste Freiluftaufzug Europas, ist einen Ausflug plus die fünfzehn Franken, die die Fünfzig-Sekunden-Fahrt kostet, wert.

Zum ehemaligen katarischen *ruler*, übrigens, verspüre ich ein wenig Nähe, er wäre fast Geschäftspartner eines Freundes von mir geworden. Der Emir – Codename meines Freundes für ihn: Emil – hatte seinerzeit in einer Palastrevolution seinen Vater von der Staatsspitze verdrängt. Darum vermutlich sah er sich frühzeitig stufengerechte, mögliche Exil-Lokalitäten an («In der Familie Thani wird gerne geputzt», *Der Standard*). Darunter eine von der inzwischen gestorbenen Architektin Zaha Hadid entworfene

Doppelvilla in Küsnacht, die mein erwähnter Freund zu entwickeln plante. Der wartete dann tage- oder nächtelang im Zürcher «Park Hyatt», wo Emil und sein Gefolge wohnten, auf eine Gelegenheit, das Hadid-Haus zu pitchen, wenn Emils Berater ihn mal wieder aufgeboten hatten. Es kam nie so weit, und die Villa wurde nicht gebaut. Immerhin schaffte es mein Kumpel, dass im *Blick* über sein Architekturmodell berichtet wurde, auf Seite 1, 2 und 3: «Architektur-Fan Pitt findet die Küsnachter Luxus-Villa von Star-Architektin Zaha Hadid mehr als joliel!»

Für Emil, seit 2013 nicht mehr Emir, war das 3000-Quadratmeter-Grundstück am Zürichsee vermutlich ein zu kleiner Fisch. Er kaufte den «Schweizerhof» in Bern und das «Royal Savoy» in Lausanne.



## UNTEN DURCH

### Bohrinsel

Linus Reichlin

Letzte Woche fuhr ich hinter einem Vierzigtöner-Lastwagen, auf dem stand: «Wollen Sie mal mit einem richtigen Wagen fahren? Fahrer gesucht! Geregelter Arbeitszeit! Jeden Abend zu Hause bei der Familie!» Ich war ganz erschüttert darüber, wie sehr die Zeiten sich geändert haben! Es gab natürlich früher schon Männer, die mal einen richtigen Wagen fahren wollten. Und sie waren auch durchaus an geregelten Arbeitszeiten interessiert. Aber doch nicht, um jeden Abend zu Hause bei der Familie zu sein! Unter geregelter Arbeitszeit verstanden sie drei Wochen unterwegs sein mit einem Sattelschlepper voll Baumaschinen für Kasachstan und danach eine Woche Liebesurlaub mit der kasachischen Schönheit Astana (auf Deutsch «Mondblume»). Kann sein, dass aus dem Liebesurlaub mit Astana irgendwann eine Familie erwuchs, aber meistens wussten die Männer nichts davon und Asta-



na auch nicht. Das heisst, sie wusste schon, dass etwas unterwegs war, aber nicht genau, von welchem Transporteur, um es mal so zu sagen. Und wenn die Männer es doch erfuhren und Astana von Heirat sprach, verschwanden die Männer nachts aus Kasachstan und heuerten auf einer Bohrinsel vor der Küste von Spitzbergen an.

Die geregelte Arbeitszeit bestand jetzt aus drei Wochen Bohren auf der Plattform und einer Woche Sondierungsarbeiten bei der neuen Flamme Anneliese. Klar, irgendwann sprudelten auch hier die Quellen der Natur, aber diesmal wollten die Männer eine Familie. Oder sagen wir: Nach drei Wochen lärmiger Schwerstarbeit auf der Ölplattform machte ihnen eine Woche mit der Familie nichts mehr aus. Das Geschrei ihrer Kinder und die anstrengenden persönlichen Gespräche mit ihrer Ehefrau perlten an ihnen ab wie der Meeresschaum von ihren Öljacken. Aber wenn ein neuer, modernerer Chef diesen Männern gesagt hätte, dass sie von nun an jeden Abend von der Bohrinsel nach Hause geflogen werden, damit sie bei ihrer Familie sein können, wäre der Stoizismus dieser harten Kerle an sein Ende gekommen. Dann hätten sie sich bei der Ankunft des Hubschraubers mit einem Stahlseil ans Gestänge des Bohrturms gekettet. Diese Männer liebten ihre Familien, aber sie befürchteten, dass sich das ändern könnte, wenn sie jeden Abend mit ihnen zusammen wären. Sie wussten, es war viel besser, sich an zwanzig Abenden pro Monat nach der Familie zu sehnen.

Sie liebten es, ihren Kumpeln bei Windstärke 9 in der gemütlichen kleinen Kantine der Bohrinsel bei einer Flasche Wodka Fotos ihrer Kinder zu zeigen und zu sagen: «Ich vermisse sie sehr.» Ja, damals vermissten Väter ihre Kinder noch! Davon können die heutigen Väter nur träumen. Wie sollen sie ihre Kinder je vermissen, wenn sie täglich um 18 Uhr zu Hause mit ihnen den Lebenskundevortrag für nächste Woche vorbereiten oder mit ihnen aus Kastanien und Zahnstochern kleine Männchen basteln oder sich eine Stunde lang anhören, wer in der Klasse mega doof und wer nur ziemlich doof ist? Und danach kocht Papi womöglich sogar noch das Abendessen, damit Mami in ihrer Impfgegnergruppe bei Facebook noch was ganz Wichtiges über Bill Gates posten kann. Aber jetzt mal im Ernst: Stellen wir uns einen jungen Mann vor, der im Jahr 2020 einen Job sucht, bei dem er seine junge Familie vermissen kann. Er möchte am liebsten wochenlang mit einem Vierzig-

töner-Lastwagen durch ganz Asien bis nach Tokio brettern, weil er gern mal sehen würde, wie ein Samuraischwert geschmiedet wird. Und dann sieht er auf der Plane eines Lastwagens die Stellenanzeige, die ich gesehen habe: «Jeden Abend zu Hause bei der Familie!» Dieser junge Mann muss doch verzweifeln! Er muss denken: «Scheisse, wenn ich meine Kinder vermissen möchte, bleibt mir nichts anderes übrig, als Opernsänger, Fernsehmoderator oder Theater-schauspieler zu werden!»

Das sind die letzten Berufe, die heutzutage Männern offenstehen, die nicht jeden Abend zu Hause sein wollen – aber um den Preis, dass sie jeden Mittag zu Hause sind. Mit anderen Worten: Uns bleibt nur noch die Bohrinsel. Ich kenne eine. Bewerbungen bitte an [Ireichlin@gmx.de](mailto:Ireichlin@gmx.de).



## FAST VERLIEBT

### Anpassung

*Claudia Schumacher*

Wenn es zwei Merksätze gibt, die jeder von seinen Eltern mit Blick auf die Liebe mitbekommen hat, sind es wohl diese: 1. «Du kannst einen anderen Menschen nicht verändern», 2. «Ändere dich selbst nie für jemand anders!». Während der erste Satz unwahr ist – geschickte Manipulation ermöglicht vieles –, ist der zweite vor allem Ausdruck elterlicher Eitelkeit, will heissen: «Wir haben dich meisterhaft erzogen und diese tolle Person aus dir gemacht – an dir Prachtexemplar darf niemand etwas ändern, hörst du?»

Und ja, wir haben gehört – das ist das Blöde. Denn seien wir ehrlich: Ohne Anpassung kommen zwei Menschen niemals zusammen. Das beginnt mit der Auswahl der Hintergrundmusik bei den ersten Dates. Geht weiter mit der Einrichtung der gemeinsamen Wohnung oder der Einpassung in den Freundeskreis des

anderen. Wenn zwei sich für eine Beziehung entscheiden, aber keiner will die geringste Anpassungsleistung erbringen, wird das nichts. Mit Toleranz allein lässt sich daran nichts ändern. Man kann sich noch so ähnlich sein: Ein gewisses Mass an Geschmeidigkeit und Veränderungsbereitschaft ist immer nötig, wenn das gemeinsame Leben harmonisch verlaufen soll. Das widerstrebt heute aber den meisten – zumindest in der hyperindividualisierten Grosstadt. Vielleicht gibt es hier deshalb so viele Singles und Serien-Monogamisten?

Im Idealfall kommt die Anpassungsleistung von beiden Partnern. Das verringert die Gefahr, vom aufopfernden Gegenüber mit Vorwürfen erschlagen zu werden. Erwartet wird die Anpassungsleistung in Beziehungen aber immer noch vor allem von Frauen. Statistisch gesehen sind sie es, die für die Liebe umziehen; Männer ziehen nur in eine bessere Wohnung. Frauen nehmen häufiger den Namen des Mannes an oder bleiben zu Hause, wenn das Kind krank ist. Das heisst: Frauen sind die grossen Ermöglicherinnen der Liebe. Oft aber nur, weil die Männer sich querstellen. Dabei erhalten sie so viel Lob, wenn sie es anders machen!

Ein Freund von mir zog für seine Freundin nach Hamburg. Die zwei hatten eine Verhütungspanne; prompt wurde sie schwanger. Er aber machte kein Drama, stellte sich nicht quer: Er kündigte seinen Job und kümmerte sich erst mal ein halbes Jahr ums Kind, bevor er wieder eine Stelle annahm – Teilzeit. Wenn wir die beiden besuchen, hat er gekocht und sonnt sich in unserem Lob, während sie erst mal Zigaretten und Wein braucht, um vom stressigen Arbeitstag wegzukommen. Ich glaube, er ist der Glücklichere der beiden. Etwas Geschmeidigkeit, etwas mehr Entgegenkommen, das hat sicher noch keinem Mann geschadet.



# Summen des Kosmos

Näher am Universum als am Rest der Welt: Spitzbergen, die Eisbox unter den Paradiesen.



*Spitzbergen ist vor allem eines: eilelos.*

**E**ine Sehnsucht ist immer nur so prall oder leer, wie es die Zeiten sind, die sie hervorbringt. Sehnsucht schwimmt gegen den Strom der Zeit; in der Not blüht sie auf wie eine einzelne Rose auf der Erde des Nichts, im Überfluss ist sie nur eine von vielen auf einem Blumenfeld. Ihr Dasein ist Wandel in den Gezeiten des Weltenlaufs, und es sind gerade keine leichten Tage für sie, weil die Not Hand in Hand geht mit dem Überfluss. Der Mensch im von Schockwellen heimgesuchten Hier und Jetzt sehnt sich gleichzeitig nach jenen Dingen, die er einst für wie selbstverständlich nahm, nach Gesundheit, nach Ruhe, nach einem unmaskierten Leben. Und nach all jenen wie versüssten fernen Orten, die ihm ein Ableger des Garten Edens sein könnten.

Es gab schon angenehmere Jahre als dieses, leichtere, schwebendere, unbedrohlichere, Jahre, in denen das Gedöns der Menschen und das Geknarre im Gebälk der Zeit leiser waren, weniger zu hören waren. Ich hätte nie gedacht, dass in diesen brütenden Momenten des Seins, in denen die Welt nicht mehr ein kränkelndes, sondern ein erkranktes Paradies ist, eine Seh-

sucht, ein Verlangen entstehen könnte, das ich noch nie in mir trug; Spitzbergen.

## Schöpfungsbelassen

Die meisten kennen Spitzbergen nur von oben, aus der Zeit, als sie noch nach New York fliegen konnten. Sahen die weiss gezackten Bergkämme, die dunklen Bergflanken möglicherweise, sahen eine Handvoll der über 400 Inseln und Schären, die wie Schiffbrüchige auf dem Ozean zu treiben schienen. Und nachts sahen sie vielleicht für einen Augenblick das ausgedünnte, fahle Lichtermeer der Hauptstadt, Longyearbyen.

Es gibt Inseln auf Spitzbergen, die sind noch ohne Namen, ohne Fussspuren von Menschen, schöpfungsbelassen. Es gibt 3000 Eisbären und 2500 Einwohner, 5000 Schneescoter und eine unbekannte Anzahl von Schusswaffen; wer das bisschen Zivilisation Spitzbergens verlässt, muss eine Waffe tragen. Und vor allem gibt es die Ruhe der Einsamkeit, und manchmal, wenn die Aurora borealis den Himmel tüncht oder der Mond den Schnee zum Leuchten bringt, scheint Spitzbergen dem Universum näher als dem Rest der Welt, und man glaubt, das Summen des Kosmos zu hören.

Spitzbergen hat alles, was eine moderne Zivilisation ausmacht oder auch zur Sau macht, je nachdem; einen Flughafen, einen Supermarkt, einen Kindergarten, eine Grundschule, eine kleine Miliz-Polizeitruppe, das nördlichste Hotel der Welt, einen Pub, Internet, kein Bordell, aber das ist alles nur wie ein minimalistisches Korsett und nicht, wie man in der Schweiz den Eindruck gewinnen kann, auch der Körper, das Wesen, der Charakter und der Ehrgeiz des Landes.

Spitzbergen ist vor allem eines, eilelos. Es durchpflügt die Zeit nicht und sondert dabei hohe Wellen ab, es treibt still auf ihr. Und es scheint klar, dass, wer sich nach Spitzbergen sehnt, im Grunde nach sich selber verlangt. Fast nirgends verdichtete sich die Weisheit, dass Reisen immer das Ankommen bei sich selber zum Ziel hat, so sehr wie in dieser für alle Ewigkeit eingefrorenen Zeit der Inseln, in dieser monumentalen Unberührtheit, vor dieser kolossalen Unabgelenktheit von allem. Die Eisbox unter den Paradiesen ist der Backofen, der gefrorene Seelen auftaut.

Dass die Sehnsucht gerade hochsteigt zum 78. Breitengrad fast, liegt an den Zuständen auf dem

46., also bei uns. Im Rhythmus unregelmässiger Wehen glüht die Schweiz derzeit jenseits des Erträglichen fast, und die Hitze – so einfach kann der Mechanismus der Sehnsucht sein – weckt das Verlangen nach Abkühlung. Hitze ist viel mehr als nur heiss. Hitze klebt, flirrt, schwingt voller neurotischer Nervosität, Hitze verstärkt den Lärm des Alltags, Hitze grilliert die Seele so lange, bis sie daliegt wie ein verbranntes Steak.

In Spitzbergen sind gerade zehn Grad, was im Grunde eine wenig zu viel ist für die Inseln und seine Gletscher. Das Land schmilzt gerade ein wenig ins Meer, aber zehn Grad sind die Erfüllung einer Sehnsucht, wenn man bei 35 Grad sich selbst davonschmilzt, wenn die Nullgradgrenze sich langsam der Stratosphäre nähert,

*Und weil es kein Coronavirus gibt dort oben. Noch nicht wenigstens.*

das Alpenglügen zu mehr wird als einem Lichtschauspiel und die Berge wie zu schwer werden mit all dem Ballast der Menschen auf ihrem Gestein, um sie ertragen zu können.

Spitzbergen gehört zu Norwegen, und auf Norwegisch heisst «Abstand» *avstand*. «Abstand» ist eindeutig das meistgelesene Wort im öffentlichen Raum der Schweiz. Auf Spitzbergen ist es eines, das kaum Verwendung findet. Weil auf dem Inselarchipel alles ohnehin einen ordentlichen Abstand zum andern hat. Und weil es kein Coronavirus gibt dort oben. Noch nicht wenigstens. Der einzig vorgeschriebene Abstand ist jener von der eigenen Waffe, wenn man ein Geschäft betritt, weil man sie draussen lassen muss.

### Nördlichstes Postamt der Welt

Die Sehnsucht kennt einen grossen und einen kleinen Feind. Der kleine ist Wissen. Wenn man weiss, dass Spitzbergen in Zeiten, wenn der Rest der Welt auch frei ist vom Virus, von 80 Kreuzfahrtschiffen angelaufen und jährlich insgesamt von 80 000 Touristen heimgesucht wird. Wenn man in Longyearbyen ist, wenn ein Schiff in den Hafen läuft und 1500 Menschen Longyearbyen zu etwas werden lassen, das einem Zoo ähnelt. Dann sehnt man sich weg, nach Ny-Alesund, einer der nördlichsten Siedlungen der Welt, von der Amundsen zum Nordpol aufgebrochen ist; ein paar Häuser, 30 Menschen, kein mobiles Internet, kein Restaurant, dafür das nördlichste Postamt der Welt. Es ist der Sehnsuchtsort einer aussterbenden Spezies, jener der Briefschreiber. Der grosse Feind ist, natürlich, die Erfüllung einer Sehnsucht. Weil Sehnsucht gegen viele Widerstände ankommen kann. Nur nicht gegen die Wirklichkeit.

www.hurtigruten.com  
www.radissonhotels.com

## LEBENS LÄUFE

# Cool bleiben

Tom Felber, 17, vermietet mit Begeisterung Pedalos in Zug. Manchmal können sich die Gemüter auch überhitzen.



«Alles im Griff»: Bootsvermieter Felber.

Ich wollte schon Boote und Pedalos vermieten, da war ich dreizehn Jahre alt. Ich weiss noch, wie ich mit einem Freund auf dem Zugersee Pedalo fuhr. Ich war so begeistert, ich fragte den Vermieter, ob ich bei ihm arbeiten könne. Er meinte, ich solle mich melden, sobald ich vierzehn sei.

Auf den Tag genau stand ich dann hier am Pier, um nur kurze Zeit später als Aushilfe zu beginnen. Heute, vier Jahre später, leite ich den Laden – gut, ich habe schon einen Chef, ich bin ja auch erst siebzehnjährig. Dem Eigentümer gehören neunzehn Pedalos, Surfboards und Stand-up-Paddel sowie Motorboote, die ohne Bootsprüfung gefahren werden können.

Wenn mein Vorgesetzter hier ist, kann er sich getrost zurücklehnen. Ich habe mit meinem jungen Team, den 34 Mitarbeitern, alle zwischen achtzehn und zwanzig, alles im Griff.

### Alle wollen auf den See

Mein Tag startet unterschiedlich. Entweder arbeite ich im Schichtbetrieb, an der Front oder ganztags in der Administration. Zu tun habe ich das ganze Jahr durch, nur die Vermietung ist wetterabhängig. Boote bieten wir ab Mai, die letzten irgendwann im September an.

Zu dieser Jahreszeit, im Sommer, entscheide ich am Morgen, ob wir aufmachen oder nicht. Bei Regen haben wir geschlossen.

Bei strahlendem Wetter, wenn sicher etwas läuft, geht es für mich um 9 Uhr los. Dann gilt es, die Boote abzudecken und bereitzumachen, das Kassensystem zu öffnen und alles zu desinfizieren – wegen Corona. Auf den Boden klebe ich Abstandslinien, mit Seilen markiere ich den Anstehsektor. Das muss alles *ready* sein, wenn um zehn Uhr die Ersten auf den See wollen.

Von da an heisst es: schaffen, schaffen, schaffen – vor allem jetzt, in der Hochsaison. Es gibt Zeiten, da stehen die Leute Schlange. Wie jetzt, über Mittag. Ab dreizehn Uhr ist der Andrang besonders gross. Ob Milliardäre oder Teenager, in Zug wollen dann alle auf den See. An Prachttagen, nicht zu heiss und strahlend sonnig, zieht sich das bis in die Abendstunden hin. Das ist crazy, weil die Primetime bis um acht Uhr dauern kann – also fast so lange, wie wir offen haben. Um 21 Uhr machen wir den Laden dicht.

### Innert fünf Minuten vor Ort

Richtig ins Rudern kommen wir, wenn Fehler passieren, irgendein Boot nicht oder zu spät bereitsteht und sich die Abläufe verzögern. Dann gibt es Kunden, die unanständig werden, weil es ihnen nicht genügend schnell geht und sie sich in der Sonne überhitzen. Trotzdem heisst es, cool bleiben, weil, *that's business*.

Dass wir auf dem See Probleme haben, passiert selten, aber es kommt vor, auch wenn die Regeln klar sind: 300 Meter Abstand zum Ufer, 150 Meter zu Kurschiffen, 50 Meter zu Booten und 200 Meter zu Fischerbooten, und in den Hafen fahren ist verboten. Passiert es trotzdem, haben wir die Natelnummern und rufen die Kunden an, oder wir sind – so wie heute – innert fünf Minuten mit dem Rettungsboot direkt vor Ort.

Solche Szenen, wenn etwas läuft, sind mir lieber. Und so ist es auch meistens, was gut ist. Ich mag es, mit Leuten zu interagieren, mit ihnen zusammenzuarbeiten, Verantwortung zu haben – und das Wasser liebe ich sowieso. Dies, zusammen mit den Sonnenuntergängen, die ich hier erlebe, macht meinen Job am Pedalostand aus.

Aufgezeichnet von Roman Zeller

## ESSEN/ANDREAS HONEGGER

# Der Italiener am Dorfbach

**Restaurant Falken,**  
Dorfstrasse 22, 8700 Küsnacht.  
Tel. 044 910 66 88.  
Sonntags geschlossen.

Toni Albino hat jahrelang mit Erfolg in Zumikon gewirtet, ist dann in die Stadt Zürich gezogen und dort auch auf Probleme gestossen. Nun wirkt er seit längerem im «Falken» in Küsnacht, und er hat seine Kunden vom rechten Seeufer wiedergefunden und sie ihn. Das Lokal ist einfach, in freundlichen Grautönen gehalten, und es hat im Sommer eine Terrasse gegen die gutfrequentierte Dorfstrasse hin. Hinter dem Haus rauscht der Bach vorbei. Die Küche ist – mit Ausnahmen – italienisch geprägt, unkompliziert, aber mit einigen raffinierten Einfällen. Entsprechend trifft man hier meist auf andere Stammkunden, alle froh dar-



über, dass man – abgesehen von einigen gläsernen Trennwänden und etwas weniger Tischen – wieder normal ausgehen kann. Von den Vorspeisen hinterliess ein in Würfel geschnittener Thunfisch, der mit Zwiebeln, Koriander, Ingwer mariniert und von einem kleinen Salat begleitet auf den Tisch kam, einen sehr guten Eindruck. Auch ein Rindstatar mit Brandy war gelungen, und zum Nachwürzen und zum Anreichern wurde eine ganze Serie von Produkten in kleinen Porzellanlöffeln mitgeliefert. Sup-

pen sind hier immer empfehlenswert. Eine kleine Tasse mit einem cremigen Safransüppchen als Amuse-Bouche hat ebenso Spass gemacht wie eine Suppe aus frischen Tomaten.

Das «Pollo», ein Mistkratzerli mit Kräutern aus dem Ofen, ist eines unserer Standardmenüs. Das Saiblingsfilet – auf Champagner-Rahmkraut serviert – war etwas trocken, so dass man es für Lachs hätte halten können. Diskussionen ausgelöst haben die hausgemachten Ravioli: Bei der Kalbfleischversion, die mit Knoblauch-Chili dekoriert wird, konnte sich das Aroma der Füllung nur mit Mühe gegen die Schärfe des Chilis durchsetzen. Und in unserer Familie gehen die Ansichten, wie Ravioli zu sein haben, grundsätzlich auseinander: Die einen wünschen den Teig hauchdünn, die anderen mögen es durchaus, wenn etwas sättigende «Pasta» und generös geriebener Parmesan mit dabei sind ...

## WEIN/PETER RÜEDI

# Sinnliche Wucht mit Obertönen

**Bodegas Piqueras: Old Vines Garnacha.**  
Almansa DO. 14 %. Weinhandlung am  
Küferweg, Seon. Fr. 12.50.–. kueferweg.ch

Dies ist kein Wein für schwache Gemüter. Nicht, dass er dem neugierigen Trinker oder der couragierten Geniesserin unüberwindbare Hindernisse entgegensezte. Aber ein Zufall ist es nicht, dass die Weine aus der Garnacha Tintorera, einer Kreuzung aus Garnacha und der dick- und dunkelhäutigen, weitgehend aus der Weinlandschaft verschwundenen Tanninbombe Petit Bouschet, lange hauptsächlich als Verschnittweine gehandelt wurden, weiter nördlich von dem erst 1975 gegründeten DO-Bereich Almansa sehr beliebt, weil sie dünnen Säften zu kräftiger Farbe, Alkohol- und Tanninstruktur verhalfen.

Almansa liegt auf der Hochebene zwischen Don Quichottes Heimat La Mancha und dem Mittelmeer auf der Höhe des südlichen Teils der Provinz Valencia. Die Appellation, rund 7000 Hektaren um das kleine Provinzstädtchen gleichen Namens, grenzt an die Appellationen Yecla und Ju-



milla, will sagen an Monastrell-Homeland: relativ hohe Lagen, kontinentales Klima, siedende Sommer und klirrende Winter; karge, sandige Böden, wenig Regen – Bedingungen, gegen die Reben zu kämpfen haben, die für sich Nietzsches berühmtes Diktum «Was mich nicht umbringt, macht mich stärker» in Anspruch nehmen dürfen.

Wichtigster Produzent in Almansa ist der Betrieb Piqueras, gegründet 1915, heute geführt von Juan Pablo Bonete Piqueras, der vor ein paar Jahren den jungen Önologen Juan Pablo Cantos Serranos vom Spitzenweingut Vega Sicilia abwerben konnte. Das mag die qualitativen Ambitionen der beiden signalisieren, die anderes im Sinn haben als Fassweine im Offenformat, wenn auch nicht unbedingt Produkte in der Preislage der Ikonen von Vega

Sicilia. Der Ehrgeiz, uns einen reinsortigen Garnacha Tintorera als immer noch eigenwilligen, aber zugänglichen Roten schmackhaft zu machen, die heisse Traube, die naturgemäss zu viel Tannin, Zucker und wenig Säure tendiert, zu einem feinen, in human gemässigten Kehlen genussvollen Wein zu domestizieren, verdient vor allem deshalb unsere Bewunderung, weil das Resultat zu einem Preis angeboten wird, zu dem sonst selbst beim Discounter eher ausnahmsweise anderes als Banales offeriert wird.

Sechs Monate in 300-Liter-Fässern aus amerikanischer Eiche, anschliessend im Stahltank ausgebaut, ist dieser substanzvolle Rote (pro Pflanze wurden gerade mal 1,5 Kilo geerntet) ein Wein, der als Essensbegleiter einiges aushält, zum Beispiel die allenthalben saisonal gerade angesagten deftigen Grilladen. Der aber mit seiner üppigen Sinnlichkeit und subtileren Obertönen auch feinere Nasen zufällig anwesender Vegetarier entzücken wird. Die, steht zu vermuten, ohnehin seiner Bio-Zertifizierung applaudieren dürften. (Er ist nicht für die Ewigkeit, aber allemal für mehr als einen Sommer gebaut.)

# Immer geladen

Sind Plug-in-Hybride nur eine vorübergehende Erscheinung oder wie im Falle des BMW X5 45e eine nachhaltige Lösung?



Einfache Wahrheiten machen das Leben übersichtlich. Zum Beispiel, dass Gesichtsmasken im öffentlichen Verkehr vor einem schweren, akuten respiratorischen Syndrom schützen und dass uns weniger Ausstoss von Kohlenstoffdioxid vor dem langsamen Hitzetod durch die Erwärmung des Klimas bewahrt. So sieht es die Politik, und im zweiten Fall arbeiten Autohersteller mit Hochdruck an Lösungen für diese Vorgabe.

Ob Elektroautos dabei wirklich die beste Variante sind, ist zumindest umstritten. Immer überzeugender werden sogenannte Plug-in-Hybride. Fahrzeuge also, die über einen Benzinmotor, aber auch über einen Elektroantrieb mit Stromspeicher verfügen. Die Technik ist zwar komplex und teuer, aber sie funktioniert erstaunlich effizient, wenn man einen einfachen Grundsatz befolgt: Das Auto soll, wenn immer möglich, an der Steckdose geladen werden.

Am neuen BMW X5 xDrive 45e habe ich das kürzlich mit einiger Ausdauer getestet. Das SUV verfügt über den feinen Reihen-Sechszylinder-Benzinmotor, einen im Getriebe integrierten Synchron-Elektromotor und einen Hochvoltpeicher. Praktisch gesprochen, ist der X5 ein ausserordentlich komfortables Reisefahrzeug mit zwei Energiequellen.

Zunächst habe ich den X5 im Schweizer Alltag getestet, drei Wochen lang fuhr ich damit zur Arbeit, aber auch vollbepackt über den Julier und den Albula ins Engadin und zurück. Wenn immer möglich schloss ich den X5 über Nacht an eine Steckdose an. Daraus resultierte über eine Strecke von 988,3 Kilometern

ein durchschnittlicher Benzinverbrauch von 4,3 Litern auf 100 Kilometer. Das ist ein ausgezeichneter Wert für ein Auto von 2,5 Tonnen Gewicht. Rund sechzig bis siebzig Kilometer kann das SUV elektrisch zurücklegen, insgesamt kam ich auf 627,4 Stromkilometer.

Der Vorteil des kombinierten Antriebs ist offensichtlich seine Flexibilität, falls eine Energiequelle nicht zur Verfügung stehen sollte. Gerade beim Strom für Autos kann das durchaus mal sein: Vom Nachbarn, der den Ladeprozess in der Garage unterbricht, indem er einfach den Stecker zieht, bis zur Ladesäule auf der Autobahn, die trotz allen Bemühungen nicht funktioniert.

Im zweiten Teil meines Tests fuhr ich rund 1300 Kilometer durch Deutschland – ohne viel zu laden. Abgesehen davon, dass der X5 mit einer erstaunlichen Souveränität auch bei 200 km/h stoisch ruhig Kilometer um Kilometer hinter sich bringt, steigt der Benzinverbrauch bei dieser Fahrweise natürlich an. Aber rund 8 Liter auf 100 Kilometer sind kein völlig übertriebener Wert. Und da man, übers Jahr gesehen, selten Hunderte Kilometer deutsche Autobahn fährt, ist der BMW X5 45e zusammengefasst und angesichts seiner Möglichkeiten ein erstaunlich sparsames Auto.

#### BMW X5 xDrive 45e

Systemleistung: 394 PS/290 kW; Hubraum: 2998 ccm; Batterie: 24 kWh; max. Drehmoment: 600 Nm; Verbrauch (WLTP): 1,9 l/100 km; Reichweite elektrisch: 68 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,6 sec; Höchstgeschwindigkeit: 235 km/h; Preis: Fr. 98 700.–, Testwagen: Fr. 129 930.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Ein bisschen Exklusivität

On-Wanderschuh «Cloudrock Waterproof», für Fr. 280.– erhältlich. On-running.com

Es muss vor knapp zehn Jahren gewesen sein. Leicht angeschlagen kehrte ein Redaktionskollege vom Einführungsanlass der neuen Schweizer Marke On ins Büro zurück. Noch vor Ort habe man ihn zu einem mehrere Kilometer langen Testlauf genötigt, erzählte er überrascht und gleichzeitig fasziniert.

Der Glaube an das eigene Produkt, mit dem der Hersteller antrat, wirkte, und der gute Ruf eilt dem Laufschuh seither sozusagen voraus. Selbst Roger Federer hat in das Unternehmen investiert. Das anfänglich rein funktionale Äussere wich einem schicken Design, was den Schuh zur alltagstauglichen Allzweckwaffe, zum sogenannten Sneaker, werden liess. On ist heute so tief im Mainstream verankert, dass sich der stets nach Neuem schürfende Städter verzweifelt nach einer Alternative umschaut.

Bis er fündig wird, empfehlen wir ihm den On-Wanderschuh. In den Bergen hat dieser sich eine gewisse Exklusivität bewahrt. Nimmt man den «Cloudrock Waterproof» in die Hand, wirft er durch seine Leichtigkeit und die fast schon turnschuhhaft-feine Verarbeitung zunächst die Frage auf, ob er den rauen alpinen Bedingungen standhält. Schlüpft man rein und tut die ersten Schritte, verfliegt das Misstrauen. Die Wanderschuhe geben auf unserer knapp achttündigen Panoramawanderung durch das Kien- und das Kandertal im Berner Oberland – teils steil bergauf, teils talwärts auf feuchtem Schotter – Halt, die Füsse bleiben trocken. Und das auf Antrieb blasenfrei.

Benjamin Bögli

# Der gute Mensch aus dem Digital-Labor

**D**iese Frau ist eine Fiktion, ein «simulacrum», ein Avatar. Ihre computerberechnete Zahn- lücke befreit sie von der künstlichen Makellosig- keit, die hochauflösten Sommersprossen ver- leihen ihr die Illusion von Authentizität. Lil Miquela ist die Erfindung eines Designstudios und virtuelle Influencerin mit 2,5 Millionen realen Followern auf Instagram. Sie ist arti- fizielle Sängerin mit Millionen gezählter Stre- ams auf Spotify und posthumanes Model mit ge- renderten Fotos in der gedruckten Vogue. Ihre Existenzberechtigung ist es, mit blütenrein ge- skriptetem Lebenslauf zwischen digitalem Mat- cha-Eis und Pixelaktivismus realen Werbeauf- traggebern wie Prada, Moncler oder Samsung ein wohltemperiertes Umfeld für LGBT-Anliegen ohne Entgleisungen zu bieten, die mit mensch- licher Prominenz gerne mal in Shitstorms und Reputationsdesastern enden. Ein Geschäfts- modell der radikalen Oberflächlichkeit und ehr- lichsten Imagepolitik, das nebenbei auch das Starprinzip der real existierenden (und teuren) Supermodels endgültig aushebelt.

David Schäfer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Erfindung eines Designstudios: Lil Miquela.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Mehr und mehr stelle ich fest, dass sich unse- re Politik die Freiheit nimmt, neue Gesetze, ja gar die Verfassung nach ihrem Gutdünken zu interpretieren und die vom Volk beschlossenen Normen nicht zu respektieren. Letztes Beispiel: Ausschaffung von kriminellen Ausländern. In den USA und in Deutschland, ja sogar in der EU gibt es im Gegensatz zur Schweiz Gerichte, die angerufen werden können, wenn die Justiz oder die Politik Gesetze oder Verfassung ver- letzen. Weshalb gilt dies nicht in der Schweiz, deren direkte Demokratie zur Farce wird? Was sollte hier getan werden, um dieser Unsitte Einhalt zu gebieten? B.M. Perroy*

Sie haben recht, das Parlament ist ver- pflichtet, gemäss der Bundesverfassung zu legiferieren. Dies ist aber oft nicht der Fall. Tatsächlich, diese Unsitte hat in den letz- ten Jahren stark eingerissen. Eben zum



Beispiel bei der von Ihnen erwähnten Aus- schaffung von kriminellen Ausländern.

National- und Ständeräte wären ver- pflichtet gewesen, die Umsetzung im Straf- gesetz zu gewährleisten. Das Parlament baute im Gesetz aber plötzlich eine so- genannte Härtefallklausel ein. Es wurde beteuert, eine solche Härtefallklausel im Gesetz sei die absolute Ausnahme, die Aus- schaffung werde «pfefferscharf» umgesetzt. Nach zwei Jahren erkennt man, dass gesamt-

schweizerisch 42 Prozent der verurteilten kriminellen Ausländer nicht ausgeschafft wurden. Das ist skandalös.

Sie fragen: Wäre es, um die Verfassung zu gewährleisten, nicht angebracht, ein Ver- fassungsgericht zu schaffen? Das wurde in der Schweiz stets abgelehnt. Die Schweizer wollen offenbar auch keinen Richterstaat. Das wäre auch nicht nötig, wenn sich die Parlamentarier an die Verfassung halten würden, auf die sie einen Eid oder ein Ge- löbnis abgelegt haben. Helfen würde, wenn das Volk nur verfassungstreue Parlama- ntarier wählen würde.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch)

Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

# Andreas Bohrer

Wie Lonzas Chefjurist gegen die Covid-19-Pandemie und die Konzern-Initiative kämpft.

Für den Lunch mit der *Weltwoche* hat Andreas Bohrer einen symbolträchtigen Ort ausgesucht. Wir treffen den Chefjuristen von Lonza auf dem Munot, der markanten Festung über Schaffhausen. Auf dem fast menschenleeren Innenhof der Anlage hat die Munot-Wächterin Karola Lüthi einen kleinen Imbiss vorbereitet.

Zurzeit beschäftigt sich der Lonza-Spitzenmanager vor allem mit zwei Themen: der Covid-Pandemie und der Konzern- bzw. Unternehmensverantwortungsinitiative (UVI). Bereits vor Ende Januar hat Lonza unter Bohrers Ägide einen internationalen Krisenstab eingerichtet, um das Unternehmen auf die interne Bewältigung der erwarteten Virus-Ausbreitung vorzubereiten. «Es war uns rasch klar, dass dieses Virus nicht in China bleiben wird», sagt Andreas Bohrer, der als Co-Präsident der Schaffhauser Bach-Gesellschaft die zweijährlichen Bachfeste mitveranstaltet. Seit Bohrer mit seiner Frau, einer Schaffhauserin, vor zwanzig Jahren aus den USA in die Schweiz zurückgekehrt ist, wohnt er in Schaffhausen.

Nach Stationen bei der Anwaltskanzlei Lenz & Staehelin, bei der UBS und bei Novartis kam Bohrer 2015 zur Lonza. Das Unternehmen mit Hauptsitz in Basel hat sich in dieser Zeit rasant entwickelt. Es ist heute einer der weltweit gefragtesten Hersteller von Wirkstoffen für die pharmazeutische Industrie. Die Corona-Krise hat Lonza bisher fast unbeschadet überstanden. «Wir wurden fast überall auf der Welt als sogenanntes *essential business* anerkannt und konnten weiterproduzieren», erzählt Bohrer.

Der jüngste Coup von Lonza ist die Zusammenarbeit mit Moderna, einem US-Start-up, das einen Impfstoff gegen Covid-19 entwickelt. «Im Zusammenhang mit Covid bekamen wir eine Vielzahl von Anfragen für die Herstellung von Wirkstoffen», sagt Bohrer. Zum Höhepunkt der Krise habe dieses Thema fast seine ganze Zeit in Anspruch genommen. «Aus heutiger Sicht ist der Impfstoff von Moderna sehr vielversprechend.» Wenn alles gutgeht, steht er im ersten Halbjahr 2021 bereit.

Das zweite Thema, das Andreas Bohrer derzeit umtreibt, ist die im November zur Abstimmung stehende UVI. Als Unternehmensvertreter und Staatsbürger setzt er sich gegen die Initiative ein.

Bei Swissholdings, dem Dachverband der internationalen Nicht-Finanzholdings, leitet er den Rechtsausschuss, der sich mit dem Thema befasst.

Ein konfrontativer Typ ist der Jurist mit schweizerischem Anwalts- und amerikanischem LLM-Patent nicht. Sowohl in der unternehmerischen Praxis als auch in der Politik versteht er sich eher als Brückenbauer. Der Kern der



«Sehr vielversprechender Impfstoff»: Manager Bohrer.

Lonza-DNA sei das langfristige Denken. Dazu gehören schweizerische Präzision und Qualität ebenso wie ein anständiges Geschäftsgebahren. «Auf diese Werte sind wir stolz und sie ermöglichen uns, teure Rechtsfälle zu vermeiden.»

Auch mit den Initianten der UVI hätte Bohrer gerne eine Lösung ohne die Haftung von Schweizer Firmen für Verstösse ihrer weltweiten Geschäftspartner gefunden, was aber nicht möglich war. «Eine solche Haftung würde eine umfangreiche internationale Klägerindustrie heranzüchten, in etwa wie bei den Sammelklagen in den USA.» Darunter litte die Standortattraktivität der Schweiz. «Welches international tätige Unternehmen möchte sich dem Risiko aussetzen, ohne eigenes Verschulden für seine Zulieferer auf der ganzen Welt in Haftung genommen zu werden?» Die Initiative sei so formuliert, dass es

den Unternehmen äusserst schwerfallen würde, sich vor Gericht zu verteidigen. «Die Beweislastumkehr bedeutet, dass die Firmen den Beweis ihrer Sorgfalt mit Rechtshilfe aus Ländern erbringen müssten, in denen das in vielen Fällen unmöglich sein dürfte.» Dem Schweizer Richter bleibe in einem solchen Fall keine andere Wahl, als das Unternehmen zu verurteilen.

Leiden würde aber nicht nur die Attraktivität der Schweiz für Firmen. Auch diejenigen, denen die Initiative vorgibt zu helfen, stünden am Ende schlechter da, wenn Unternehmen in der Schweiz künftig für lokale Zulieferer im Ausland haften. «Als Schweizer Firma könnte ich mir im Ausland sogar die Pizza nicht mehr von einem lokalen Anbieter liefern lassen, bei dem ich nicht weiss, ob seine Kinder im Betrieb mitarbeiten, sondern nur noch von internationalen Anbietern mit durchgetakteten Prozessen.»

Auch das heutige Vorzeigeunternehmen Lonza hat Erfahrungen mit gesellschaftlich heiklen Themen. «Am Anfang unserer über hundertjährigen Produktion in Visp im Wallis hatten wir Quecksilber im Abwasser.» Zwar habe das damals nicht gegen geltendes Recht verstossen und die Austragung des quecksilberhaltigen Materials auf die Felder und in die Siedlungsgebiete sei nicht durch die Lonza erfolgt. «Trotzdem war uns klar, dass wir hier unsere Verantwortung wahrnehmen.» Mittlerweile seien über 70 Prozent der betroffenen

Parzellen im Siedlungsgebiet von Lonza saniert, für Bohrer eine Erfolgsgeschichte, wie sie wohl nur mit Schweizer Gesellschaften möglich sei. Die allermeisten Schweizer Unternehmen nähmen ihre Verantwortung sehr ernst. «Schweizer Firmen sind dabei weltweit vorbildlich.»

Auf Bohrers Agenda steht demnächst ein kirchliches Abstimmungspodium zur UVI in der Stadt Schaffhausen. Die Meinungen in diesem Umfeld seien vielleicht schon gemacht. «Ich stelle mich trotzdem der Diskussion, weil ich will, dass die Leute das Kleingedruckte und die Konsequenzen der Initiative verstehen.»

Beharrlichkeit, so scheint es, ist hier in Schaffhausen heimisch. Seit Jahrhunderten läutet der Munot-Wächter (oder die -Wächterin) jeden Abend um neun Uhr von Hand die Glocke.

Florian Schwab

# Augen wie Kleopatra

Immer mehr Frauen, und einige Männer, unterziehen sich Schönheitsbehandlungen. Die Beweggründe sind weniger unterschiedlich als die Ergebnisse.

Mark van Huisseling

Wenn man aus dem Fenster auf die Welt schaut, präsentieren sich einem die Bewohner und, vor allem, Bewohnerinnen als ein Volk von schönheitsbesessenen Hedonistinnen. Die nichts lieber tun, als ihre Körper, wie Chirurgen, Dermatologinnen und Kosmetikerinnen sie schufen, zur Schau zu stellen. Und falls noch Platz ist, zeigen sie gerne auch dazu passende Accessoires wie Handtaschen, Schmuck, Autos, Häuser sowie Lebensabschnittspartner und/oder Kinder.

Einen Augenblick bitte, durch welches Fenster und auf welche Welt muss man sehen, damit sich einem dieses Bild des Glanzes oder Elends bietet, je nach Wertesystem des Betrachters, in dessen Auge die Schönheit liegt, wie man sagt? Durch das der sozialen und weniger sozialen Medien von Instagram über Tiktok bis 20 Minuten oder Blick.ch auf die Welt der sogenannten Influencer, Beeinflusser – junge Frauen und Mädchen plus ein paar junge Männer und Männchen, die von Millionen, ach was, Milliarden Augenpaaren angestarrt und verfolgt werden.

So entstehen Schönheitstrends. Und diese verbreiten sich von West Hollywood nach Wellington oder Wallisellen. Eingriffe, die Mitgliedern des grossen Kardashian-Clans in Kalifornien recht sind und den als Körperideal beurteilten Zustand herbeiführen, sind ebenfalls erstrebenswert – wenn auch nicht billig – für die Hanselmänner und -frauen irgendwo im Rest der Welt.

## Schlank schlägt dick seit der Antike

Christian Niehus, Arzt der Praxis am Zeltweg für ästhetische plastische Chirurgie in Zürich, schreibt in einer E-Mail: «Die Jungen orientieren sich an Berühmtheiten und tendieren zu einem einheitlichen Look: dunkle lange Haare, braun gebrannt, aufgespritzte Lippen.» Ein weiterer Trend-Look seien *cat's eyes*, Augen wie Kleopatra. Liv Kraemer, Dermatologin und Experte für Skincare und Skinfood (eigene Angabe) mit Praxis in Zürich, teilt diese Einschätzung: «Vor allem die Jüngeren sind beeinflusst von Instagram-Posts und eifern

ihren Vorbildern nach», schreibt sie. Als «Dr. Liv» ist sie mit ihren von Hunderttausenden angeklickten Youtube-Videos selbst so etwas wie eine Influencerin geworden (wir sind bekannt miteinander).

Reto Hanselmann, nebenbei erwähnt, ist vermutlich der Schweizer mit den meisten Schönheitseingriffen. Der 39-jährige Partyveranstalter habe in den vergangenen vierzehn Jahren 120 000 Franken dafür ausgegeben (*Schweizer Illustrierte*). Die Preise gebräuchlicher Prozeduren beginnen bei wenigen hundert Franken für Faltenbehandlung; chirurgische Eingriffe – Liftings, Implantate, Korrekturen – kosten von einigen tausend bis über 25 000 Franken.

*Sic transit gloria mundi* (So vergeht der Ruhm der Welt), nicht wahr? Oder wird die jeweils neuste Vorstellung von Schönheit doch nicht messerscharf und mit kurzem Vorlauf umgesetzt? «Das Idealbild bleibt eigentlich immer gleich», sagt

*Mit anderen Worten: Journalisten dürfen den Begriff Botox verwenden, Mediziner nicht.*

Cédric George, Gründer und verantwortlicher Arzt der Privatklinik Pyramide in Zürich, wo sich auch sein Zentrum für plastische Chirurgie befindet (die Pyramide und die *Weltwoche* sind Geschäftspartner). Im Grunde gelte seit der Antike schlank schlägt dick, und sowohl die alten Ägypter als auch präkolumbische Gesellschaften haben bereits passende Proportionen als Mass der Dinge bewertet.

Was nichts daran ändert, dass die Anzahl durchgeführter Schönheitsoperationen beziehungsweise dermatologischer Behandlungen zunimmt. Und zwar stark. Als Gründe dafür nennt George die sinkenden Preise sowie die gute Verträglichkeit der heutigen Methoden. Dies führe zu mehr nachgefragten Eingriffen und damit auch zu mehr angebotenen. Aktuell sehe man ausserdem eine zunehmende Ausgabebereitschaft bei Patienten, die wohl damit zusammenhänge,

dass während der Pandemie weniger Geld ausgegeben wird für Reisen oder Restaurantbesuche.

## Angst vor dem bösen B-Wort

Zahlen aus Amerika zeigen ein aufgegliedertes Bild: So wurden beispielsweise vergangenes Jahr 41 Prozent mehr Brustverbesserungen durchgeführt als noch im Jahr 2000 (hingegen 4 Prozent weniger als 2018). Die Anzahl der anderen gefragtesten Eingriffe – Fettabsaugung, Lid- respektive Nasenkorrektur oder Gesichtsstraffung – waren seit Beginn des Jahrtausends rückläufig (zwischen minus 8 und minus 37 Prozent). Doch seither sind zahlreiche Angebote verfeinert sowie ergänzt worden oder sind neu dazugekommen (Gesächsstraffung oder -implantate, Bauchschnitte, Hals- oder Oberarmstraffung), und diese wurden rege nachgefragt respektive lösten frühere Operationsmethoden ab. Zudem sind seit einiger Zeit sogenannte minimalinvasive Behandlungen möglich und beliebt, sehr beliebt sogar.

Während chirurgische Eingriffe zwischen dem Jahr 2000 und 2019 gesamthaft um 5 Prozent zurückgingen, nahmen kosmetische Behandlungen, also nichtoperative Eingriffe wie Falten- oder Lippenbehandlungen, um 237 Prozent zu. Was über alles besehen in den vergangenen 19 Jahren zu einem Plus von 169 Prozent – von knapp 7 Millionen Prozeduren im Jahr 2000 auf mehr als 18 Millionen 2019 – führte. Amerikanische Angaben können nicht tel quel auf Schweizer Verhältnisse übertragen werden, doch der Entwurf stimmt nach Meinung von Ärzten auch hierzulande, wo vergleichbar genaue Informationen nicht erhältlich sind.

Minimalinvasive Behandlungen werden sowohl von Dermatologinnen angeboten als auch von plastischen Chirurgen; zu den bekanntesten Wirkstoffen dabei gehören Botulinumtoxin A und Hyaluronsäure, schreibt Dr. Liv. Einen Augenblick, sind diese tatsächlich so bekannt? «Leider ist der Wissensstand der breiten Bevölkerung gering», sagt Dermatologin





*Bestmögliche Ausführung von sich selbst.*

Kraemer aka Dr. Liv. «Die meisten Menschen meinen, Botulinumtoxin sei ein Schlangengift und Hyaluronsäure ein Naturprodukt.» Was daran liege, dass Ärzte in der Schweiz öffentlich nicht davon reden dürften, da der Vertrieb pharmazeutischer Produkte, einschliesslich der Verbreitung von Informationen darüber, gesetzlich geregelt sei.

Mit anderen Worten: Journalisten dürfen den Begriff Botox verwenden, Mediziner nicht. Denn dabei handelt es sich um den Produktnamen einer Firma, und von Ärzten wäre eine Erwähnung bereits Reklame. Botulinumtoxin, nebenbei erwähnt, ist kein Schlangengift, sondern ein Sammelbegriff für mehrere neurotoxische Proteine, deren Giftwirkung auf der Hemmung der Erregungsübertragung von Nervenzellen fusst (Quelle: Wikipedia). So gross scheint die Angst vor dem bösen B-Wort dennoch nicht zu sein: Plus 4 Prozent Anwendungen wurden 2019 gegenüber dem Vorjahr gezählt. Respektive plus 878 Prozent in den vergangenen 19 Jahren. In absoluten Zahlen ausgedrückt kamen somit bei rund der Hälfte aller in Amerika 2019 vorgenommenen minimalinvasiven Schönheitsprozeduren Botulinumtoxine zum Einsatz (bei knapp acht Millionen von gut 16 Millionen Behandlungen).

Das Verhältnis der Geschlechter betreffend minimalinvasive Anwendungen liegt bei Dr. Liv in Zürich bei zehn zu eins – auf zehn Frauen kommt ein Mann. Bei operativen Eingriffen,

wie sie in Georges Pyramide durchgeführt werden, machen Männer immerhin 20 Prozent der Patienten aus. Bei Männern, ergänzt Christian Niehus, seien Haartransplantationen immer gefragter.

### Nachfrage nach Natürlichkeit

Und was genau erwarten die vielen Frauen und wenigen Männer von den Eingriffen sowie Behandlungen durch Chirurginnen und Dermatologen? Die Antwort fällt unterschiedlich aus, je nachdem, um welche Altersgruppe es geht. Angehörige der Generation Y, geboren zwischen Anfang 1980er und Ende 1990er Jahre, sowie vor allem der Generation Z (Jahrgänge ab 2000) «sehen es als nachahmbar und attraktiv an, überdimensionale Lippen zu haben, sich ihre Wangen aufzubauen oder das Kinn spitzer machen zu lassen», sagt Dr. Liv und beschreibt ziemlich präzise das Kardashian-Rollenmodell. Pyramide-Chef Cédric George ergänzt: «Neben jüngeren Patientinnen lassen sich vor allem Angehörige eher bildungsferner Schichten durch Social-Media-Vorbilder beeinflussen» (Männer sind wie immer mitgemeint).

Der grosse Rest hingegen frage Natürlichkeit nach, sagt er. So sieht es auch Liv Kraemer, die als Erklärungsansatz nachschickt: Die erwähnten Extreme in der einen Gruppe führten bei der anderen zu ängstlichem Verhalten allen Anwendungen gegenüber. «Diese Frauen wollen sich auf keinen Fall verändern, sondern

das Beste aus ihren Voraussetzungen machen – oder einfach nur frischer aussehen.» Und Christian Niehus ergänzt: «Der zunehmende Wunsch nach vollrem Haar bei Männern hat mit dem Wunsch nach mehr Jugendlichkeit zu tun.»

Schlussfolgerungen, die abschliessend und zusammenfassend gemacht werden können: Junge und/oder nicht besonders gutausgebildete Frauen haben in erster Linie ihre Chancen auf dem Partnermarkt in den (operierten) Katzenaugen. Was man ihnen nicht übelnehmen darf – immerhin ist ihr Vorbild Kim Kardashian mit, unter anderem, gut gefüllten Lippen und übergrossen Brust- sowie Gesässimplantaten die Frau von Kanye West, dem bestverkaufenden Rapper und also dem Alpha-Männchen dieser Welt, geworden. Und somit selbst zur Boss Lady.

Reifere und Gescheiterte, so sieht's aus, machen sich mit ein wenig Hilfe vom Chirurgen und der Dermatologin schön für sich selbst, den Partner, die Partnerin oder wen es interessiert. Plus fit für ein gutes Leben und ein bisschen auch für den Arbeitsmarkt: Frischer, ausgeschlafener, jünger aussehen soll und will man dort, die bestmögliche Ausführung von sich selbst darstellen. Alles soll ein bisschen besser daherkommen, aber zur Hauptsache natürlich wirken. Auch wenn der Weg, der dorthin führt, ein eher unnatürlicher ist.

# Rassistische Bräunungscreme?

Im Kulturkampf werden Geschützte aufgefahren, die wichtige Anliegen ad absurdum führen.



Unternehmen und Journalisten klären uns neuerdings beinahe täglich darüber auf, welche Produkte – aus der Perspektive der eigenen Hautfarbe – als problematisch gelten. Wenn weisse Menschen diese Ratschläge befolgen, können sie also wenig falsch machen.

Und so hat das Kosmetikunternehmen L'Oréal jüngst im Zuge der weltweiten Rassismusdebatte angekündigt, dass es für seine Hautpflegeprodukte Begriffe wie «Aufheller» oder «Bleichen» nicht mehr verwenden wird. Schon zuvor nahm Johnson & Johnson zwei Hautaufheller-Produktlinien aus dem Sortiment; Unilever will seine aufhellende Gesichtscrème «Fair & Lovely» umbenennen. Ein solches Bleichmittel hatte ich selbst schon in den Händen, entschied mich aber für den Lasereingriff zwecks Entfernung eines grösseren Pigmentflecks auf der Wange, der für meinen Geschmack etwas zu viel Auskunft über mein Alter zuließ. In unseren Breitengraden werden Aufheller von Bleichgesichtern wie mir gerne gegen Alters- und Pigmentflecken eingesetzt – wobei ich nicht sicher bin, ob «Bleichgesicht» politisch noch korrekt ist.

Hautaufheller werden aber vor allem von Asiatinnen und Afrikanerinnen verwendet – laut der WHO benutzen sie fast achtzig Prozent der Frauen in Nigeria. Diese Tatsache lässt die Namens- und Produktzensur umso bizarrer erscheinen. Verbannt man die Creme, nimmt man Millionen Frauen weltweit ein beliebtes Produkt weg (eines, das durch Qualitätskontrollen der grossen Hersteller gewiss weniger gesundheitsschädigend ist als manche No-Name-Produkte). Auch deutet man an, dass sie von der Gesellschaft zur Benützung von Aufhellern gezwungen würden – und es nicht ihre freie Entscheidung sei. Man spricht ihnen quasi ihre Selbstbestimmung ab. Ist das nicht auch eine Form von Rassismus? Und schliesslich, wenn ein Hautaufheller nicht mehr

als Produkt beschrieben oder beworben werden soll, das die Haut aufhellt, wie sollen Kunden wissen, dass es die Haut aufhellt? Vielleicht ja mit diesem neuen Namen: «Produkt, das das Gegenteil von einer Verdunkelung der Haut bewirkt».

Während man sich noch mit dem rassistischen Bleichmittel auseinandersetzt, klärt eine Ze.tt-Journalistin über die nächste Problematik auf: Blackfishing. Es beschreibe das Verhalten, wenn «weisse Personen Make-up, Solarium oder Bräunungscreme benützen, um den Anschein zu erwecken, als wären sie Persons of Colour oder Mixed Race». Das Ergebnis sei oft ein dunklerer Teint. Diese Praxis sei problematisch, weil es eine «subtile Form der kulturellen Aneignung» darstelle. Popsängerin Ariana Grande, US-Amerikanerin mit italienischen Wurzeln, inszeniere sich mit dunkleren Hautschattierungen als Latina, so der Vorwurf der Autorin.

Es drängen sich Fragen auf: Eine weisse Frau mit dunklem Haar und dunklen Augen wirkt ja per se nicht wie die typische Mitteleuropäerin. Mit dem noch dunkelbraunen Originalhaar wurde ich häufig gefragt, ob ich Iranerin oder Türkin wäre. Wenn sich Weisse Bräunungscreme einschmieren und dann ihre Ursprungskultur nicht mehr klar erkennbar ist (bewusst oder unbewusst): Betreibt dann nicht die halbe Welt Blackfishing? Umgekehrt, wenn ein weisser Hautton im Originalzustand belassen wird, könnte das von der identitätspolitisch bewegten Szene nicht auch so verstanden werden, dass man seine bleiche Haut für etwas Besseres hält und darum konservieren möchte? (Du liebe Güte, jetzt sind wir schon beim Trigger «konservativ», von da ist es ja nur ein kleiner Schritt zum Nazi).

Kann man sich denn nicht wie eine Latina schminken und gleichzeitig Respekt für deren Kultur haben? Soll man Bräunungscremen am besten gleich mitentfernen? Ja und wenn Weisse

damit Blackfishing betreiben, ist es dann Whitefishing, wenn Nichtweisse Aufhellerprodukte benutzen? Und ist das auch problematisch? Leider verraten das weder die Autorin noch die Kosmetik-Diversity-Manager.

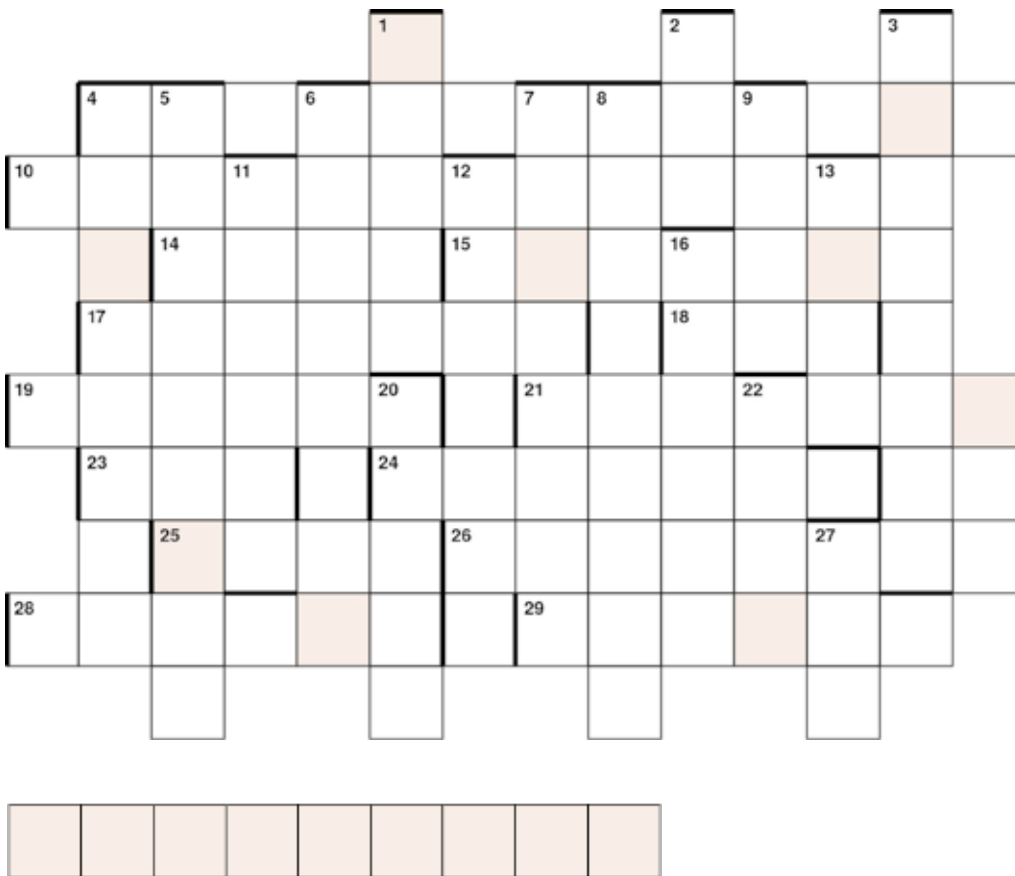
Aber man kann ihnen keinen Vorwurf machen. Im antirassistischen Kampf will jeder etwas beitragen, und wenn die einen uns über Verhalten belehren und die anderen darüber, was für ein weltoffenes und inklusives Unternehmen man sei, so steckt hinter diesem ideologischen Sendungsbewusstsein eine gute Absicht.

Das Problem ist: Mit zusehends neuen, eigenartigen angeblichen Antirassismus-Massnahmen erreichen sie bei vielen Menschen nicht mehr, als dass sie es achselzuckend zur Kenntnis nehmen. Ihre Bereitschaft, sich damit auseinanderzusetzen sinkt, ja wird überstrapaziert. Mit dem Effekt, dass sie in eine Abwehrhaltung dreht und man es letztlich abtut als Bemühung von Leuten, die einfach der ganzen Welt aufzwingen wollen, was sie zu tun oder zu kaufen haben.

Jeder, der klar bei Verstand ist, weiss, dass wir, als Gesellschaft, Rassisten nicht dulden dürfen. Im Ziel sind wir uns doch völlig einig, mit dem Weg dahin nicht immer. «Warum es problematisch sein kann, wenn eine weisse Person ein Emoji mit dunkler Haut benützt», wurde tags darauf der nächste Antirassismus-Artikel bei Twitter angekündigt.

Wie man mit dem Verzicht auf ein Smiley oder der Verbannung des Wortes «Bleichen» einem schwarzen Kind hilft, das in einem Armenviertel und ohne Vater aufwächst und kaum Chancen im Leben hat – oder wie all das ein Gewinn im Kampf gegen echten Rassismus darstellt und die Welt besser machen soll, ist nicht geklärt.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel. Aktuelles Video auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)



**Lösungswort** — Hundsgewöhnlicher Riecher

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **4** Tierisch lecker, was eingefleischte Vegetarier anstatt des Cervelats an den Stecken stecken oder, vielmehr, darum wickeln. **10** Er verbringt seine Ferien bevorzugt nicht auf dem Balkon oder im heimischen Garten, sondern auf dem Balkan oder in den Vereinigten Staaten. **14** Wobei aufrechtgehende Primaten vorübergehend zu herabschauenden Hunden werden. **15** Rosettenpanther, stays true to its spotty nature. **17** Von beispielsweise Biologinnen unterscheiden Astronomen solche Chromosomen. **18** Pierre ist offensichtlich einverstanden. **19** Die feuerfeste Wunderfaser! – Das Problem: Sie ist höchst karzinogen. **21** Triumphales Zertifizieren: Erst wachsen oder lackieren, danach mit einer Prägung zieren. **23** Die Grundfrequenz verleiht ihm Höhe, die Amplitude Stärke. **24** VIIIber der Zehnte, herrscht in Zeitumstellerländern am längsten. **25** ####-Tonart auf die harte Tour. **26** Hans' lange Jacke wie Heiris breite Hose. **28** Hält die hastige Hasina und den hektischen Hektor auf «zack, zack!». **29** Eine protektive Kohorte als persönliche Eskorte.

**Senkrecht** — **1** Die Frage ist nicht gänzlich einfallslos, dafür aber die Antwort. **2** Zugabe, Zugabe! Okay, aber nur kurz und am Rande. **3** In den Ludenbuden machen Bordsteinschwalben ihre Nester. **4** Behandeln andere allein aufgrund ihres Geschlechts besonders gut oder schlecht. **5** Bei Copy-and-paste-Operationen Ziel respektive Quelle der Informationen. **6** Pflegt, wer das Gesetz zum Dogma erhebt. **7** Hier derart erschwinglich, dass dafür selbst «genug ist» genug ist. **8** Freud und Leid, Stolz und Neid; Liebe, Hass und Dankbarkeit. **9** Granatenvoll, wie Peyos Zipfelmützenträger. **11** Aufgewühlt oder ausgelassen nach dem Vorbild brausender Wassermassen. **12** Mä-hä-hä-hä, bä-hä-hä-hä – Genug gesagt! **13** Eier-Salat und die zweitkleinste der fünf grossen Wasserstellen nahe den Niagarafällen. **16** Wer zur Polemik neigt, der sieht dabei gleich eine mit Mistgabeln und Fackeln fuchteln Meute gemeiner Leute. **20** Klassisches Slapstick-Dessert: Eine Rotte toter Otter reicht sogar für drei. **22** Dieser Offizier und Gentleman heiratet zu guter Letzt die Braut, die sich nicht traut. **27** Comme on le fait, on se couche.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätsel-factory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 678



**Waagrecht** — **5** TAUSCHHANDEL: Paarseitige Transposition liefert den Hinweis «ein geldloses Geschäft». **8** BUNDESFEIERTAG **14** NDA (Geheimhaltungsvertrag): Steht für Non-Disclosure Agreement. **15** K[EULE] **16** BAR **17** NIEDRIG **18** REGOLA: ital. Regel **19** KRAEMER **20** LOLA: Deutscher Filmpreis **21** GEWITTER **25** CANION: engl. Schlucht **28** ESAU **29** LAHMEN **30** VOGTEI **31** (Hot) SPOT: engl. Ort/Stelle (drahtloser Internetzugangspunkt) **32** RIRI: Reissverschlussproduzent

**Senkrecht** — **1** WANDERWEGE **2** Royal Dutch SHELL: Mineralölkonzern **3** K[NEBEL] **4** METROLINIE **5** TUNIKEN **6** SEKRETAER **7** [DRAGON]ER **9** DADAIST **10** SEIM: umgekehrt «mies» **11** FUGE: von lat. fuga = Flucht **12** IERICH **13** AULA **22** TUI: Touristikunternehmen **23** ELSA: die Eiskönigin **24** RAP **26** (Dre) AMT(eam) **27** OHR

**Lösungswort** — **MAUSOLEUM**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

# BIG BOLD SPECTRUM



swatch<sup>®</sup>   
S W I S S M A D E